This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

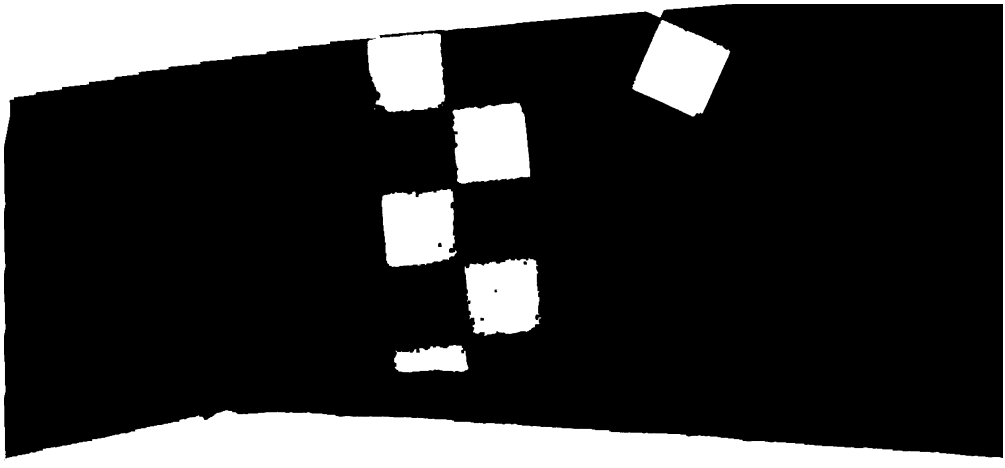
About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

48 gr

3/6 58

Vet. Ger. III B. 574



48 gr.

3/6 58

Vet. Ger. III B. 574

Beiträge

zur

Französischen Geschichte.

Von

D. Karl Georg Jacob,

Professor zu Pforte.

Leipzig 1846

bei Fr. Chr. Wilh. Vogel.

48 gr

3/6 58

TAYLOR INSTITUTION

DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA

Vet. Ger. III B. 574

Beiträge

zur

Französischen Geschichte.

Von

D. Karl Georg Jacob,

Professor zu Pforte.

Leipzig 1846

bei Fr. Chr. Wilh. Vogel.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
17 DEC 1960
OF OXFORD
LIBRARY

Vorwort.

Die vier Aufsätze, welche ich hier in einer Sammlung vereinigt den Freunden geschichtlicher Bücher vorlege, habe ich vor acht bis zehn Jahren geschrieben. Man würde daher den Wiederdruck derselben in Vergleich mit dem Verfahren unsrer berühmtesten Gelehrten, die erst im höhern Alter eine Sammlung der auf einzelnen Blättern oder in Zeitschriften zerstreuten Aufsätze veranstaltet haben, vielleicht für zu frühzeitig erachten. Ich glaube indeß mein Unternehmen aus verschiedenen Gründen rechtfertigen zu können.

Die vorliegende Sammlung verdankt zunächst ihre Entstehung dem Wunsche mehrerer Freunde, die meine Aufsätze einer größern Beachtung werth gefunden hatten und deshalb auf ihre Vereinigung drangen. Dann aber erschien es auch mir selbst nicht als schriftstellerische Anmaaßung schon jetzt Hand an das Werk zu legen. Meine Aufsätze beziehen sich nämlich ohne Ausnahme auf die letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts und greifen hier und da in die ersten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts hinüber. Nun ist es aber hinlänglich bekannt, daß uns eben dieß achtzehnte Jahrhundert in Denkwürdigkeiten, Briefwechseln, Lebensbeschreibungen und andern Schriften seine Bekenntnisse und Heimlichkeiten von allen Seiten dargelegt hat und daß sich reiche Quellen zur Kenntniß der Menschen und Thatsachen eröffnet haben und noch immer eröffnen. Einen solchen Zuwachs für meine Abhandlungen zu benutzen, sie dadurch besser auszustatten, manche Lücke auszufüllen und einzelne Angaben bestätigen zu kön-

nen — dieß war gewiß ein billiger Wunsch, für dessen Erfüllung ich kein besseres Mittel wußte, als eine durchgesehene und verbesserte Ausgabe eben dieser historischen Aufsätze.

Ich darf versichern, daß ich hierbei mit Treue und Gewissenhaftigkeit verfahren bin. Denn es ist keine Seite ohne mehrfache Veränderung im Ausdruck, Fassung und Inhalt geblieben, und es sind von mir alle einschlägigen Schriften, die ich mir nur immer habe verschaffen können, benutzt worden; wo eine solche fehlen sollte, da liegt die Schuld der Nichtbefragung weniger in einem Fehler von meiner Seite, als in den Umständen, unter denen, trotz aller mir bewiesenen Gefälligkeit unsrer vaterländischen Bibliotheks-Vorstände, diejenigen immer leiden werden, die nicht an den bücherreichen Orten Deutschlands wohnen. Durch die neuen Zuthaten ist der Umfang des Buches bedeutend vermehrt worden und wer die Mühe einer Vergleichung der frühern Aufsätze mit der jetzigen Bearbeitung nicht scheut, wird mir das Zeugniß nicht versagen können, daß ich eifrig bemüht gewesen bin, durch örtliche und persönliche Einzelnheiten meinen Abhandlungen jene echte Lebensfarbe zu geben, welche wiederum auf gründlichen und allseitigen Forschungen beruht. Einige Worte über die einzelnen Aufsätze werden zum bessern Verständniß nicht überflüssig seyn.

Der erste Aufsatz: über den Character und den politischen Einfluß der Königin Maria Antoinette von Frankreich erschien zuerst im neunten Jahrgange der ersten Folge des Raumer'schen Historischen Taschenbuches, und hatte sich guter Aufnahme zu erfreuen, wenn auch sein Inhalt in vielen Stücken der herrschenden Ansicht über jene Königin widersprach und statt einer Verdammung der unglücklichen Fürstin sich eine gerechte Würdigung ihrer

Lebenszustände zum Gegenstand erwählt hatte. Um aber diese neuen Ansichten gehörig zu begründen, bedurfte es vor allen einer Kritik der bisherigen Quellen, aus denen die Geschichte der Königin geschöpft zu werden pflegt, indem diese durch Haß, Parteigeist und Unkunde so entstellt sind, wie nicht leicht die Nachrichten über eine andre Berühmtheit des neuern Frankreich. Für diesen Zweck verfaßte ich drei Abhandlungen im März- Mai- und December-Hefte der Brau'schen Minerva vom Jahre 1837, und bereitete mir hierdurch einen Boden, auf dem ich mich sicher genug fühlte, die zahlreichen Uebertreibungen und Einseitigkeiten, durch welche französische Memoiren-Schriftsteller die Geschichte der Königin entstellt hatten, in ihrer Falschheit darzustellen und die Unzuverlässigkeit Einiger, denen ihre Eigenschaft als Augenzeugen und Mitlebende bei der spätern Welt ein gewisses Ansehen verliehen hatte, recht deutlich nachzuweisen. Mit Benutzung dieser Abhandlungen ist jetzt Einzelnes in die neue Bearbeitung herübergenommen, manches Frühere verbessert, Andres nur in den Anmerkungen besprochen worden. Aus dem Gesagten wird nun hervorgehen, daß ich Fehler und Flecken, wo sie sich im Leben der Königin finden, weder habe verhüllen noch beschönigen wollen. Aber eben so wenig mochte ich die einzelnen Zustände in einem bloß dunkeln und schlechten Lichte erscheinen lassen (wenn schon dieß jetzt von Manchen als eine Tugend großer Historiker angesehen wird), ich habe kein Gefallen an allzu schnödem Absprechen und Richten gefunden, sondern bedacht, daß die Geschichte vor allen Dingen billig machen soll, ich habe mich auch nicht zu jener Ansicht erheben können, daß Lob platt sey und daß nur der Tadel von Freiheit und Schärfe des Urtheils zeuge — mit einem Worte, ich habe mir nichts darauf eingebildet, meinem Gegenstande mit vor-

nehmer Kälte nachgehen zu wollen. Die mehrjährige Beschäftigung mit demselben hat mich allerdings mit einer, unter solchen Umständen natürlichen Vorliebe für die Heldin des Aufsatzes erfüllt, aber ich fürchte nicht, daß man dieses Antheils wegen meiner biographischen Darstellung den Vorwurf machen werde, sie habe einen lobrednerischen Anflug erhalten.

Der zweite Aufsatz: die Frauen in der Französischen Revolution ist aus dem ersten Jahrgange der neuen Folge des Raumer'schen Historischen Taschenbuches entlehnt worden. Sein erweiterter Umfang ist durch mehrere Ursachen bewirkt, am meisten aber durch die Ausdehnung der letztern Abschnitte. Diese erstreckten sich früher nur bis zu dem Aufhören des Terrorismus in Frankreich nach Robespierre's Tode, dagegen habe ich jetzt die Skizzen und Zusammenstellungen über die Frauen der Revolution bis zu Napoleons unumschränkter Regierung fortgeführt, weil von da aus in den meisten Zuständen Frankreichs eine neue Ordnung der Dinge begann und namentlich im gesellschaftlichen Leben viele Sitten und Gebräuche wiederkehrten, welche durch die Revolution für immer vertilgt zu seyn schienen. Zur bessern Schilderung der Personen und Verhältnisse habe ich noch zwei andre meiner Aufsätze benutzt, die Erinnerungen aus dem Leben der Kaiserin Josephine im Aprilhefte der Bran'schen Minerva vom Jahre 1841 und die Lebensbilder der Napoleoniden im Julius- und Auguststücke des Literarischen Zodiacus; außerdem ist durch die Nachträge aus andern Schriften dieses Inhalts das Frühere sehr vervollständigt worden. Zu diesen gehört auch das fast gleichzeitig mit meiner ersten Bearbeitung erschienene Buch des Pariser Advocaten Lairtüllier: les femmes célèbres de 1789 à 1795 et leur influence dans la révolution, das ich jedoch nur mit Auswahl und

Vorsicht habe benutzen können, weil der Verfasser, als St. Simonist, der Emancipation der Frauen nach Kräften das Wort redet und in der Wahl der Quellen die rechte Gewissenhaftigkeit vermissen läßt. Und das gerade ist es, was die heutigen französischen Memoirenschreiber und die neuern Historiker dieses Volkes überhaupt, wenn sie sich mit der Darstellung der Napoleonischen Zeit befassen, dem Auslande eben so verdächtig machen muß als auf der andern Seite ehrenwerth in ihren Bestrebungen zur Aufhellung der Landes- und Provincial-Geschichte. Denn nachdem die Helden und Staatsmänner aus der Zeit des Kaiserreiches verstummt sind, haben, um mich der Worte eines bekannten Epigramms zu bedienen, die Kärner zu thun bekommen. Weil kein Thibaudeau, St. Cyr, Rapp, Savary und Fain mehr schreiben, so benutzten seit der Restauration und noch in einem weit größeren Maaße seit der Julius-Revolution die Pariser Buchhändler die unauslöschliche Liebe ihrer Landsleute zu Memoiren berühmter Zeitgenossen, um solche als Fabrikarbeit zu bestellen, und es gränzt fast an das Unglaubliche, wie sich die Pariser Leichtgläubigkeit in diesem Fache hat berücken lassen und wie sie handgreifliche Erdichtungen für unwiderlegliche Beweisstücke aus den verborgensten und verschlossensten Schatzkammern anzunehmen pflegte. Freilich ist für solche Bücher in Frankreich schon seit Jahrhunderten das Feld weit mehr geebnet als in Deutschland und alle Classen der Gesellschaft, Minister und Marschall, Prinzessin und Hofdame, Modehändlerin und Zofe, Kammerdiener und Lakai, kurz Alles, was nur die Feder führen zu können glaubt, hat sich auf diesem wohlgepflegten Unterhaltungsplatze ergangen *); weshalb sollten nicht auch

*) Nach den Worten Varnhagen von Ense's: Zur Geschichtschreibung und Literatur S. 19.

ein kaiserlicher Page oder Apotheker eben so gut haben Denkwürdigkeiten hinterlassen können als Napoleons Kammerdiener Constant? Und mit noch größerer Wahrscheinlichkeit glaubten gewinnsüchtige Unternehmer durch die Denkwürdigkeiten eines Robespierre, Condorcet, Fouché, Caulaincourt, Ludwigs XVIII., der Prinzessin Lamballe, der Gräfin Adhemar und andrer täuschen zu können, so daß sogar gerichtliche Hülfe gegen solche Verunstaltungen angerufen werden mußte, wie von den Söhnen Fouché's und von den Angehörigen Condorcet's. Seit jener Zeit sah man, wie glaubwürdig berichtet wird *), in den Pariser Lesecabinetten viele alte Leute mit weißen Haaren, welche darin den ganzen Tag mit Lesen und Schreiben zubrachten und von geübten Augen leicht für die Fabrikanten oder Redactoren jener Compilationen und Plagiate, die man Memoiren zu nennen beliebt hat, erkannt wurden. Waren nun unter ihnen auch einzelne geschickte Leute, wie die Redactoren der Memoiren der Marquise von Créquy oder Paul Lacroix, und enthielten ihre Arbeiten allerdings manches Brauchbare und Willkommne, so erscheinen doch die meisten von ihnen (und das ist noch bis jetzt der Fall) als Leute von einem untergeordneten Schlage, die wohl rohe Thatsachen zusammenstellen konnten, bei denen aber geistige Verarbeitung, eingreifende Forschung und belebende Gesinnung gänzlich vermißt wurden. Ein solcher Unermüdlicher ist Lamothe-Langon, der in der Vorrede zu einem seiner Werke, den Après-diners de Cambacerès naiv genug war zu gestehen, daß er, da wir einmal in einer Zeit leben die betrogen seyn will, redlich auch das Seinige dazu beigetragen habe, der ferner keinen Anstand nahm sich für den Herausgeber der Memoiren

*) Depping in den Correspondenzen aus Paris im Morgenblatte 1835. Nr. 219. 1842. Nr. 60. u. a.

Ludwigs XVIII. und der Gräfin du Barry zu erklären, und sich ein solches Verfahren sogar zum Verdienste anrechnete, weil er doch weit freier von Eitelkeiten und Rücksichten zu schreiben im Stande wäre, als die Männer und Frauen, deren Namen er erborgt hatte. Ein Beispiel ähnlicher Leichtfertigkeit gab vor einigen Jahren der Literat Decourchamps, indem er sich rühmte die echten Memoiren Cagliostro's den Parisern mittheilen zu können, bis der Betrug zu Tage kam und der von ihm hintergangene Buchhändler klagbar wurde. Und selbst eine der neuesten Darbietungen von Denkwürdigkeiten, die vom General Montholon bekannt gemachten Memoiren über Napoleons Gefangenschaft auf St. Helena, haben gleich nach ihrem Erscheinen dem Vorwurfe einer bloßen Buchmacherei nicht entgehen können, sie wären, so hieß es *), von Girardet zusammengetragen, ohne dem Vicomte Delaunay, dem in solchen Angelegenheiten ein besonderes Urtheil zustehe, vorgelegt zu seyn. Wir wollen jetzt hierüber kein beistimmendes oder verneinendes Urtheil abgeben, aber davon haben wir uns überzeugt, daß jenes Buch zu den unbedeutenden gehört, daß es ohne alle Frische und Lebendigkeit der Erinnerungen ist und nur wenige neue Entdeckungen über bisher unbekannt gebliebene Vorgänge und Verhältnisse auf St. Helena enthält.

Ich habe diese Bemerkungen hier nicht unterdrücken wollen, weil ich mich in den vorliegenden Abhandlungen häufig veranlaßt gesehen habe, die Glaubwürdigkeit einzelner Memoiren im Allgemeinen oder im Besondern zu bestreiten und namentlich in dem dritten Aufsatze besondere Beziehung auf den Mißbrauch angesehener Namen durch einige Schriftstellerinnen zu nehmen. Aber auch von einer andern Seite her dürfte

*) Allgem. Zeitung 1846. Beilage Nr. 46.

eine Warnung vor den Einflüssen französischer Schreibseligkeit auf geschichtliche Zustände nicht überflüssig seyn. Denn in vielen Theilen der Zeitgeschichte sind bei uns noch immer die französischen Angaben und Vorstellungen herrschend und das zuversichtliche Auftreten der Franzosen in allem, was ihres Landes Ruhm und Bedeutung hervorhebt, übertäubt noch immer viele freie Stimmen in einem solchen Grade, daß Lessing's Wort vom 19. April 1768 fortwährend eine bedenkliche Richtigkeit hat. „Alles, was uns von jenseit dem Rheine kömmt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich, und wir lassen uns eher alles andre einreden, als an der Superiorität zu zweifeln, welche das liebenswürdige französische Volk, dieses erste Volk der Erde, wie es sich sehr bescheiden zu nennen pflegt, in allem, was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem gerechten Schicksale zu seinem Antheil erhalten hat *)." Daher finden denn selbst die verfälschten Memoiren in Deutschland stets ihre Uebersetzer, die weder Lust noch Geschick haben den wälschen Uebertreibungen Wahres oder Besseres entgegenzustellen, die Bücher gehen von Stadt zu Stadt, und ein empfindlicher Schaden wird jener großen Zahl von Lesern zugefügt, die kein eignes, festes Urtheil besitzen. Auch in dieser Beziehung sollten wir in Deutschland auf unsre eigne Ehre eifersüchtiger seyn. Denn in der eigentlich gelehrten Bearbeitung der Geschichte können wir anerkannt die reichsten Schätze und größten Meisterwerke aufweisen und in Betreff der künstlerisch-darstellenden Geschichtschreibung brauchen wir keinesweges die Vergleichung mit dem jetzigen England oder Frankreich zu scheuen. Und doch ist Thiers Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs von Vielen in Deutschland mit der höchsten Bewunderung em-

*) Hamburg. Dramaturg. Band II. Nr. 104. (Sämmtl. Werke VII. S. 452.)

pfangen, und die Fabrikhudelei und die Spekulation nicht müde geworden unſer Volk mit dieſer pomphaften Verherrlichung franzöſiſcher Siege über unſre Heere zu nähren. So konnten gläubige Leſer einem Buche nicht fehlen, das jedem ruhigen Beobachter als das ſchlimmſte und perfideſte Manifeſt der franzöſiſchen Eroberungsſucht gelten muß und deſſen Verfaſſer die deutſche Volksehre überall glaubt verletzen zu können, wo es auf die Glorie des franzöſiſchen Namens ankommt.

Der dritte Aufſatz: die Herzogin von Abrantes aus ihrem Leben und Büchern hat früher im Juniusheſte der Minerva vom J. 1838 ſeine Stelle gehabt. Sein Inhalt, das Leben einer Frau, greift nicht in weltgeſchichtliche Ereigniſſe ein und zeigt uns eben ſo wenig eine ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit auf der Höhe des Zeitalters. Es könnte daher wohl möglich ſeyn, daß ein ſolches Lebensbild in Deutſchland, wo auch der gewöhnlichſte Leſer ſich einbildet nur Bedeutendes von einem Verfaſſer fordern zu dürfen und kleine, vertrauliche Lebenszüge berühmter Männer nicht für wichtig genug erachtet, mit einiger Geringſchätzung angeſehen wird. Ich hatte mir indeſſen, ehe ich zur zweiten Ueberarbeitung ſchritt, die Sache wohl überlegt und aus einem doppelten Grunde beſchloſſen dieſelbe nicht aufzugeben. Denn einmal leitete mich die Betrachtung, daß es neben den Schlachten, Lagerbildern und Feldzügen der Bonapartiſchen Herrſchaft anziehend ſeyn müßte auch die andre Seite, nämlich das innere Leben und den Verkehr unter den Vornehmſten jener Zeit auf ihren Schlöſſern und Landſitzen kennen zu lernen, und daß alſo der menſchliche Antheil, der mit dem perſönlichen Leben, mit den kleinen, das tägliche Daſeyn ausmachenden Umſtänden bekannt ſeyn will, neben den großen Ereigniſſen der Kriegsgeſchichte ſeine Anforderungen erheben könnte. Zweitens aber galt es den Verſuch

aus einem Memoirenbuche das herauszuziehen, was für längere Zeit nachhaltig ist und die gewöhnlich zur Vervollständigung großer Begebenheiten und Thaten angewendeten Mittel der Memoiren auf das Gemälde eines Einzellebens überzutragen. In beiden Fällen erfüllen die Denkwürdigkeiten der Herzogin von Abrantes die ausgesprochenen Anforderungen, da sie durch eine nicht berechnende Offenheit und Freimüthigkeit so wie durch die Hingebung an das Augenblickliche sich eine seltne Unbefangenheit des Sinnes bewahrt hat, wie sie nicht allen eigen zu seyn pflegt, die das Recht oder die Gelegenheit haben, Memoiren zu schreiben. Dazu verleihen ihnen der ungezwungene Lauf ihrer Feder und die behagliche Lässigkeit ihres Vortrags einen besondern Reiz, dessen sie freilich die schlechte deutsche Uebersetzung gänzlich beraubt hat. In der neuen Ausstattung ist mancher Irrthum der Verfasserin berichtigt und manche Uebertreibung in ihre Schranken zurückgewiesen; sonst habe ich Alles streng zu erhalten gesucht, was die eigenthümliche Stellung und Tüchtigkeit der Herzogin angeht. Ganz neu hinzugekommen ist auf den ersten funfzehn Seiten die Nennung und Beurtheilung der Frauen, welche in Deutschland und Frankreich ihre Memoiren geschrieben haben, und ich wünsche, daß dieß Stück als eine Vorarbeit zu einer künftigen Geschichte der Memoiren-Literatur angesehen werden möge.

Der vierte Aufsatz: die Ermordung der französischen Gesandten in Rastadt ist aus dem Maihefte des Literarischen Zodiacus entlehnt und im Jahre 1835 geschrieben. Da jene Monatsschrift, deren gänzliche Nichtachtung alles Bestehenden in ihrer zweiten Hälfte mir eine weitere Theilnahme an derselben nicht wünschenswerth machen konnte, bald nachher gänzlich einging, so wird die jetzige Aufnahme eines Aufsatzes aus derselben um so mehr gerechtfertigt seyn. Die hier erzählten

Thatsachen mußten der Hauptsache nach in ihrer frühern Gestalt bleiben, einmal weil sie von den geschicktesten Händen überliefert waren, dann aber auch, weil die benutzten Schriften aus den Neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts jetzt wohl wenigen Lesern zugänglich sind und daher eine Erneuerung und Erweiterung durch manche Einzelnheiten verdienen. Nun vermögen wir zwar nicht jenes Staatsgeheimniß, welches mit der Ermordung der Gesendten im engen Zusammenhange gestanden, in derselben bestimmten Weise zu enthüllen, wie es bei andern Vorgängen des Revolutionszeitalters der Fall ist, auf die in unsern Tagen kaum ein so strahlendes Licht mehr fallen kann, daß durch dasselbe neue und thatsächliche Aufschlüsse gewonnen würden. Aber das Rastadter Ereigniß trug lange Zeit manches Dunkle in sich und die Geheimnißkrämerei fand hier ein erwünschtes Feld, bis vor wenigen Jahren sich die Freiherrn von Hormayr und von Gagern mit Sicherheit darüber aussprachen und einzelne Namen als die der am meisten dabei betheiligten Personen genannt wurden. Jetzt schien es also wegen der innern Besonderheit desselben gar nicht überflüssig, eine neue Erforschung der kleinsten Umstände mit prüfender Sorgfalt anzustellen, und die Mannigfaltigkeit einzelner Vorgänge, genau bestimmender Züge und urkundlicher Zeugnisse so zu ordnen, daß sie einen anschaulichen Ueberblick des Ganzen gewährten. Dabei glaubte ich nicht den Vorwurf fürchten zu müssen, daß solche Untersuchungen unerheblich und es nicht nöthig sey das Einzelne so genau zu wissen. Es erfordert vielmehr die Pflicht des Geschichtschreibers bei einem Ereignisse, wie das zu Rastadt gewesen ist, den Antheil der dabei Thätigen unterscheidend hervorzuheben und nicht bloß der Bewahrer, sondern auch der Erforscher und nöthigenfalls der Hersteller oder Richter des Rufes zu

seyn, der den Namen der Menschen zur Seite geht, des guten wie des schlechten, citra vanitatem et odium, temperate et sine maledicentia nach dem Grundsatze des wackern Thuanus.

Mögen denn unter diesen Gesichtspuncten meine Aufsätze betrachtet, gelesen und mit neuer Gunst aufgenommen werden, ihrem Verfasser aber die Anerkennung guten Willens, ernster Forschung und aufrichtiger Fernhaltung von allen ungeschichtlichen Stimmungen und modernen Tendenzen nicht versagt seyn. Für die letztern und für die heutigen Tages so gewöhnliche Anfeindung des Bestehenden und Erprobten hätten freilich die von mir besprochenen Gegenstände wenige oder gar keine Anknüpfungen geboten, aber ich würde es auch unter der Würde der Geschichtschreibung erachtet haben, mich jener Anmaaßlichkeit anzuschließen, welche die Begebenheiten eines frühern Jahrhunderts und berühmte Namen (wie den eines Friedrich des Großen) gemißbraucht hat, um die Zustände der Gegenwart zu entstellen und vermittelst unhistorischer Heranziehungen jetzige Personen und Sachen zu verdächtigen. Durch solche Erscheinungen ist nicht allein der fast sprichwörtlich gewordene Ruhm deutschen Fleißes und deutscher Redlichkeit häufig gefährdet, sondern auch überhaupt das Gebiet der gründlichen und unabhängigen Geschichtschreibung, von denen, die sich für Anwalte des Freisinns und Vertreter der deutschen Publicistik ausgeben, in schlimmer Weise entweiht worden. Denn wo die Interessen der Partei als die wichtigsten angesehen werden, da können die Interessen des gemeinsamen Vaterlandes unmöglich einen gedeihlichen Fortgang haben.

Geschrieben zu Pforte, am 18. Junius 1846.

II.

Ueber

den Character und den politischen Einfluß

der

Königin Marie Antoinette

von Frankreich.

Die Geschichte des politischen Einflusses der Königin Marie Antoinette läßt sich am bequemsten in drei Abschnitte zerlegen. Der erste umfaßt ihr Leben als Königin von Frankreich seit dem Jahre 1774 bis zum Tode des Premierministers Maurepas im November 1781. Von da beginnt ein zweiter Abschnitt bis zur Eröffnung der reichsständischen Versammlung im Mai 1789, der dritte endlich schließt mit der Zerstörung des Königthums in Frankreich am 10. August 1792.

Als Marie Antoinette von Oesterreich in dem blühenden Alter von funfzehn Jahren am 30. Mai 1770 zuerst in Versailles erschien, war Alles von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit im hohen Grade eingenommen. Sie war keine regelmäßige Schönheit, nicht vollkommen gut gewachsen, Nase und Mund schienen nicht zu der übrigen Form des Gesichts zu passen. Dagegen malte sich in ihren Augen ein jeder Seelenzustand, Wohlwollen oder Widerwillen konnte nicht deutlicher ausgedrückt seyn als in den ihrigen, Haut und Teint waren von unvergleichlicher Weiße, Weiche und Feinheit, schönere Arme und Hände konnte man nicht leicht sehen. Dazu besaß sie große Annehmlichkeit in ihrer Haltung, eine außerordentliche Anmuth im Grüßen, einen bald edeln und festen, bald weichen und schwebenden Gang, mit einem Worte, eine so seltene Eleganz und Grazie, daß sie leicht weit schönern

Frauen den Preis ſtreitig machen konnte, ohne darum ſelbſt die ſchönſte zu ſeyn *).

Daß die Fürſtin, mit ſolchen Eigenſchaften, die recht eigentlich dazu gemacht waren, ihr die Herzen der franzöſiſchen Nation zu gewinnen, nicht ganz ohne Erwartung eines bedeutenden Antheils an der Regierung nach Frankreich gekommen ſeyn mochte, war in den damaligen Verhältniſſen dieſes Staates zu begründet, als daß es einer langen Auseinanderſetzung bedürfen wird. Ludwig XV. war alt und nach menſchlicher Berechnung ſeinem Tode ſehr nahe; ſein Enkel, Marie Antoinette's Gemahl und der dereinſtige König, hatte noch keine hervorſtechenden Eigenſchaften gezeigt und galt für einen guten Mann, aber von mittelmäßigen Talenten; erſter Miniſter war der Herzog von Choiſeul, des öſterreichiſchen Miniſters Kaunitz politiſcher Verbündeter, von dem ſich nicht erwarten ließ, daß er einer Königin, die ſein Einfluß in das Land gerufen hatte, Hinderniſſe bei Ausübung ihrer Gewalt in den Weg legen würde, von dem ſich vielmehr vorausſehen ließ, daß er die junge Fürſtin als die beſte Stütze ſeines eignen Einfluſſes betrachten würde. Beide aber, der Miniſter ſowol als die Dauphine, wurden in ihren Erwartungen bitter getäuſcht, als es der Partei der königlichen Maitreſſe, der Gräfin du Barry, und des Herzogs von Aiguillon bereits im November 1770 gelang, den Herzog von Choiſeul aus dem Miniſterium zu entfernen und an ſeine Stelle den Herzog von Aiguillon zu bringen. Rath- und freundlos ſtand jetzt Marie Antoinette in der Mitte eines Hofes, der ſie mit wenigen Ausnahmen nicht liebte und es aus verſchiedenen Gründen ungern ſah, daß ſie die Gemahlin des künftigen Königs von Frankreich geworden war. Denn

*) Mémoires de Besenval. T. II. p. 102. T. III. p. 330. Fleury (de la comedie française) Mém. I. 144. 145. Denkwürd. des Gr. Alex. von Tilly. I. 41 f. Thom. Carlyle, die franzöſ. Revolution. I. 43.

auf der einen Seite hatten die Töchter Ludwig XV. und Tanten des Dauphins, die Prinzessinnen Adelaide, Victorie, Sophie und Louise Marie, es gar kein Hehl, daß sie die Verbindung ihres Neffen mit einer österreichischen Prinzessin misbilligten, und daher auch alle diejenigen begünstigten, welche der Dauphine abgeneigt waren. Dieß war aber die ganze Partei der Gräfin du Barry. Sey es nun, daß die so lange Zeit allmächtige Favoritin den Einfluß einer jungen, schönen Fürstin, die ihr gegenüber ein kaltes, zurückhaltendes Betragen zeigte *), fürchtete, oder daß ihre Anhänger, vor allen Aiguillon, die vermeintliche Herabwürdigung Frankreichs unter Oesterreich überall mit grellen Farben darzustellen wußten, kurz, die Dauphine verlor sehr bald fast ihre sämmtlichen Anhänger und sah sich nur auf den sehr engen Kreis ihrer beiden Schwäger, der Grafen von Artois und Provence, und deren junge Gemahlinnen beschränkt. Die Gleichheit des Alters veranlaßte allerhand gesellige Vergnügungen, namentlich theatralische Belustigungen, wobei der Dauphin allein den Zuschauer machte, da die Sache sehr geheim betrieben werden mußte und nicht zur Kenntniß Ludwig XV. oder seiner Töchter gelangen durfte. Wie liebenswürdig Marie Antoinette auch immer bei diesen Spielen war, so vermochte sie doch nicht ihres Gemahls Kälte und Gleichgültigkeit zu überwinden, so daß wohl hier und da der Gedanke laut werden konnte, es stehe eine baldige Trennung dieser Ehe bevor **). Seine Gemahlin suchte daher auf

*) So schreibt unter dem 30. April 1774 der scharfblickende und gut unterrichtete englische Diplomat, dessen Berichte v. Raumer aus dem französischen Reichsarchive (Beiträge zur neuern Geschichte V. 74) mitgetheilt hat.

**) Mém. de Mad. Campan, T. I. ch. 3. p. 62 (nach der stuttgarter Ausg.) Tant de charmes n'avaient même rien obtenu sur ses sens, il venait, par devoir, se placer dans le lit de la dauphine et s'endormoit souvent sans lui avoir adressé la parole. Tout était employé pour entretenir et augmenter la froideur que le dauphin témoigna long tems

einer andern Seite Rath und Unterstützung, und zum Unglück traf ihre Wahl zuerst den Abbé Vermont.

Es ist aber dieser Mann für die spätern Schicksale der Königin Marie Antoinette durch seinen geheimen, langdauernden Einfluß zu bedeutend geworden, als daß wir nicht gleich am Anfange seiner gedenken müßten. Ehe die junge Erzherzogin nach Frankreich abreiste, wünschte Marie Theresia die Unterweisung ihrer Tochter in der französischen Sprache durch einen gebornen Franzosen. Der Unterricht, den sie von Felicie Fleury, der Schwester des berühmten Schauspielers, in Wien erhielt, schien unzureichend, und so sendete Choiseul den Abbé Vermont, der einige Zeit in Wien verweilte und mit seiner fürstlichen Schülerin nach Frankreich zurückkehrte. In einem unverdorbenen Herzen wurzeln die Eindrücke der ersten Jugend am festesten, daher schenkte auch Marie Antoinette dem Abbé das außerordentliche Vertrauen, in welchem er sich lange zum Leidwesen Aller, die der Königin eine aufrichtige Liebe und Zuneigung widmeten, behauptet hat. Denn er war eitel, schwatzhaft, grob in seinen Manieren, ohne Rücksicht und Höflichkeit gegen Männer vom höchsten Range, eingenommen für die Grundsätze der neuen Philosophie und doch auch wieder

---

à sa jeune epouse. Elle en fut profondément affligée, mais ne se permit jamais d'articuler la moindre plainte à cet égard. Quelques larmes qui s'échappaient involontairement de ses yeux étaient les seules traces que son service ait pu voir de ses peines secrètes. In Beziehung auf die oft angeführten Campan'schen Memoiren stehe hier die Bemerkung, daß in ihnen der Ton der Wahrheit überall vorherrschend ist und daß, wenn man bei der edeln Gesinnung der Verfasserin auch wohl einige Zurückhaltung vermuthen kann, man doch nirgends berechtigt ist, eine absichtliche Entstellung von Thatsachen vorauszusetzen. Ich habe dieß gegen Montgaillard's bittere Aeußerungen und gegen die Anklagen in den sogenannten Memoiren Ludwig's XVIII. und der Marquise von Crequy ausführlich in der Bran'schen Minerva v. J. 1837 (März Mai und December) nachgewiesen und beharre trotz Carlyle's spöttischer Weise (a. a. O. . 33. 207) bei meiner Ansicht.

für die Hierarchie des Klerus, je nachdem es sein Vortheil mit sich brachte. Dabei hatte er gar keine Vorstellung von den Pflichten einer Königin, noch einigermaßen gründliche Kenntnisse im Staatshaushalte, konnte also auch in keiner Angelegenheit der Königin guten Rath ertheilen. Man wird diese Schilderung, welche wir meistens mit den Worten der Frau von Campan gegeben haben *), vielleicht zu hart finden. Aber wenn selbst nicht Alles wahr wäre, was sie über Vermont sagt, der lange Zeit ein Feind ihrer Familie war und nur mit großem Verdrusse das Vertrauen wahrnahm, welches die Königin einer so treuen Dienerin schenkte, so sind die Uebereinstimmung aller andern Berichte und die Offenheit, mit der sie sich im Julius 1789 über den Abbé gegen die Königin aussprach, genügende Beweise für die Wahrheit des Gesagten. Denn Besenval und Soulavie **) — zwei Männer von den verschiedensten politischen Farben — vereinigen sich vollkommen in ihren Aussprüchen über Vermont, den der Erste des allgemeinen Hasses, der ihn getroffen hat, für vollkommen schuldig erklärt, der Andere den Vater der Lüge und Falschheit nennt, wodurch allein es ihm gelungen sey, sein Werk im Trüben zu treiben und in den innern Gemächern der Königin zu herrschen.

Am 10. Mai 1774 starb Ludwig XV. in Versailles. Das donnerähnliche Getöse der Hofleute, die sich aus den Vorzimmern des verstorbenen Königs hervordrängten, um dem neuen Herrscherpaare ihre Aufwartung zu machen, verrieth demselben, daß sie jetzt die Regierung antreten sollten. Da warfen sich Ludwig und Marie Antoinette, tief ergriffen von der Wichtigkeit des Moments und voll Besorgniß über die

*) T. I. 104. 199. 229. 239. II. 23. 140.

**) Besenval Mémoir. T. II. p. 103. Soulavie Mémoir. historiq. et polit. T. I. p. 61. 79. Auch Schlosser, sonst kein Lobredner der Frau v. Campan, giebt dieß in der ältern Ausgabe der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts (II. 13 Anm.) zu.

Last, welche des Königs Tod auf sie wälzte, betend zur Erde und riefen aus: „mein Gott, leite uns, schütze uns, wir sind noch zu jung, um zu regieren." Der König war zwanzig, die Königin neunzehn Jahre alt *).

I.

Als Ludwig XVI. den Thron bestieg, waren Geldnoth, eine in der Achtung gesunkene Macht des Staates und eine gebieterische, öffentliche Meinung der Nachlaß der vorigen Regierungen. Frankreich, der Willkür müde und durch die lästige Lüderlichkeit Ludwig XV. aufgebracht, bedurfte eines Regenten von reinen Sitten und von gutem, festem Willen, um der Monarchie ihr gebührendes Ansehen zu erhalten. Das Erste besaß der neue König vollkommen, das Zweite, wir meinen den festen Willen, nur in einem geringen Grade. Hierin lag eine große Aufforderung für die Minister und Hofleute, sich des Königs zu bemächtigen und durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel die Abhängigkeit desselben von irgend einer Partei zu bewirken. Der Einfluß der Königin war hierbei von der größten Wichtigkeit, denn man wußte am Hofe, daß die Zuneigung ihres Gemahls gegen sie im Steigen war, und konnte also vermuthen, daß sie bei dem schwachen Character des Königs auch Einfluß auf die Staatsgeschäfte erhalten würde, wenn gleich auf der andern Seite ihre bisherige Zurückgezogenheit von denselben, sowie ihr Hang zu zerstreuenden Vergnügungen noch nicht errathen ließ, wie sie sich in dem neuen, ihr ungewohnten Elemente bewegen würde. Hiermit übereinstimmend schreibt der schon genannte Engländer unter dem 11. Mai 1774 **): „alle die unzähligen Cabalen und

*) Campan ch. 3. p. 88. Der Dauphin hatte nach des Engländers Berichte (Raumer 82) mehrmals geäußert: il me semble que l'univers va tomber sur moi.

**) v. Raumer 94 f. und für das Folgende S. 105. 107. 109. 120.

Intriguen in Versailles haben einen gemeinsamen Zweck: nämlich die Gunst der neuen Königin zu gewinnen, weil man überzeugt ist, sie werde auf ihren Gemahl den größten Einfluß ausüben. Eine Meinung, welche alle diejenigen theilen, denen sehr daran liegt die Wahrheit zu wissen, und die so viel Gelegenheit haben dieselbe kennen zu lernen, kann kaum irrig seyn. Besitzt die Königin wirklich diesen entschiedenen Einfluß, so wird sie hauptsächlich (wenigstens eine Zeitlang) durch den Rath ihrer Mutter geleitet werden und der Wiener Hof auf die hiesigen Beschlüsse mehr wirken denn je zuvor." „Diejenigen", lesen wir in einem am 18. Mai geschriebenen Berichte, „welche zur Ehre des Volkes wünschen, dieß möge nicht der Fall seyn, fangen an sich zu schmeicheln, der Königin Einfluß auf ihren Gemahl werde nicht so groß seyn, als man sich anfänglich vorstellte. Gewiß befragt er sie nicht öffentlich, und man hat ihn mehr als einmal sagen hören: Weiber sollten sich nicht in Politik einmischen. Sollte sie den Versuch machen, entscheidend aufzutreten, so würde sie wahrscheinlich alle ihre Macht verlieren; sie ist aber zu klug und wohlberathen, einen so unpassenden Schritt zu thun. Ich stelle mir vielmehr vor, sie werde die sichern Künste der Gewandtheit und des Einschmeichelns (insinuation) anwenden, und versuchen, ihren Gemahl an einem geheimen Faden zu lenken, so daß er folgt, während er zu führen glaubt." In seinem nächsten Berichte vom 25. Mai schreibt der Lord, dessen Namen uns leider unbekannt ist: „so viel ich urtheilen kann, ist der Grad des Ansehens und des Einflusses, dessen sich die Königin erfreuen wird, noch sehr ungewiß. Wahrscheinlich wird ihr offenbarer Einfluß nicht sehr groß seyn. Die Damen vom Hofe kommen in ihren Erörterungen über diesen Gegenstand zu dem Schlusse, das Ansehen der Königin werde nicht abhängen von der Schwäche, sondern von der Stärke des Königs. Sollte die Zeit in ihm Eigenschaften und Talente hervordrängen,

welche bis jetzt verborgen lagen, dann werde ihr Einfluß groß, sowie ihr Reiz und ihre Geschicklichkeit unwiderstehlich seyn; er werde unbedeutend seyn, sofern die Natur ihn gegen alle ihre Reize verhärtet habe (made him proof)". „Die Königin", heißt es in dem letzten Schreiben des Engländers aus diesen ersten Zeiten des neuen Königthums (vom 1. Junius 1774), „hält sich nicht allein fern von dem Scheine, als mische sie sich in Staatsangelegenheiten, sondern vermeidet es auch irgend Jemand allein zu sehen. Sie scheint an Nichts zu denken, als wie sie sich durch das huldvollste und einnehmendste Betragen allgemein beliebt mache. In dieser Hinsicht wetteiferte sie mit ihrer Mutter." Wir führen dieses Zeugniß hier um so lieber an, weil der Stolz des alten Hofadels sich durch Marie Antoinette schon am Tage der ersten Vorstellung nach ihrer Thronbesteigung bitter gekränkt glaubte. Damals hatte die Königin, durch den Muthwillen der Marquise von Clermont-Tonnerre gereizt, ein Lächeln über die Aufwartung der alten Herzoginnen in altfränkischer Kleidung und Haltung nicht unterdrücken können. Sofort gaben diese der Fürstin den Beinamen la moqueuse und am andern Morgen kam ein Lied in Umlauf, dessen Refrain der kleinen Königin mit ihren zwanzig Jährchen den Rückweg durch die Barrieren von Paris ganz unverholen ankündigte, wenn sie fortfahre, den Adel mit so geringer Achtung zu behandeln *).

Unmittelbar nach seiner Thronbesteigung hatte Ludwig XVI. auf den Rath seiner Tanten sich den alten Grafen Maurepas zum Mentor erwählt, ohne ihm grade den Titel eines Premierministers beizulegen. Die Wahl war höchst unglücklich in einem Augenblicke, wo die Geschäfte den höchsten Ernst forderten. Denn Maurepas war ein Hofmann aus der leichtfertigen Zeit der Pompadour, höflich, gefällig, trotz seines

*) Campan T. I. ch. 4. p. 102. 103.

Alters galant, aber ohne alle ernste Ansicht des Lebens und nicht auf durchgreifende Mittel der Besserung, sondern nur auf Auskünfte bedacht *). Außer ihm hörte Ludwig am meisten auf den Rath seiner Tante, Madame Adelaide, mit der jedoch die Königin nicht im besten Vernehmen stand und sich durch sie in der Beliebtheit, nach welcher sie strebte, beeinträchtigt zu sehen fürchtete, so daß aufmerksame Beobachter bereits damals den Samen ernster Zwistigkeiten in der königlichen Familie wahrzunehmen glaubten **). Durch Maurepas wurde jetzt der wackere Turgot zum Minister berufen — freilich bloß aus Widerwillen gegen die frühere Regierung —, ohne daß die Königin hiervon etwas gewußt hatte, woraus und aus einigen ähnlichen Thatsachen der englische Diplomat ***) den Schluß ziehen zu müssen meint, daß ihre Beliebtheit, die zu so großer Höhe gestiegen zu seyn schien, bereits anfinge, sehr schnell abzunehmen. Aber ihr gewiß nicht unbewußt erhielt die Gräfin du Barry den Befehl, sich sofort vom Hofe zu entfernen, und mit ihr verschwanden Alle, welche bis jetzt unter dem Schutze dieses verächtlichen Weibes gelebt hatten. Am längsten behauptete sich noch der Herzog von Aiguillon. Doch mußte er in der Mitte des Jahres 1774 ebenfalls seine Entlassung nachsuchen, und hielt wohl nicht mit Unrecht die Königin für die Ursache der ihm zu Theil gewordenen Ungnade. Boshaft und rachsüchtig soll er darauf sich noch längere Zeit in Paris, wo ihm der Aufenthalt, jedoch nicht der Zutritt zum Hofe, gestattet war, damit beschäftigt haben, durch seine Freunde und Anhänger Schmähschriften und Spottlieder aller Art gegen

*) Zum Theil mit Schlosser's Worten in der Geschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts III. 1. S. 500, wie auch Wachsmuth (Geschichte Frankreichs im Revolutions-Zeitalter I. 31) geurtheilt hatte. Man vgl. v. Raumer's Betrachtung a. a. O. 183 f.

**) Raumer 108. 112. 113. 126.

***) Ebds. 128 (27. Julius 1774).

den König, noch mehr aber gegen die Königin zu verbreiten. Auf die großen Nachtheile dieses Verfahrens machte Besenval, dessen Denkschriften für die Geschichte der Königin von nicht geringer Wichtigkeit sind, seine Gebieterin (nach seiner eigenen Erzählung) aufmerksam und rieth ihr dringend an, die Verweisung des Herzogs auf sein Stammschloß Aiguillon zu bewirken *). Wir wollen immerhin der Versicherung Besenval's zum Theil glauben, daß ihm die Sorge für das Wohl der Monarchin diesen Rath eingab; aber es darf auch nicht unerwähnt bleiben, daß Besenval der vertraute Freund des Herzogs von Choiseul und also auch ein erbitterter Gegner Aiguillon's war, daß er auf das Lebhafteste wünschte, seinen Freund Choiseul zu rächen, und daß er allerdings die Gewißheit hatte, es werde ohne Aiguillon's Entfernung Choiseul nie wieder zu seinem früheren Einflusse gelangen können. Ebenso ist Besenval offenherzig genug, zu gestehen, daß kein recht gültiger Vorwand für die Strafe der Verweisung aus Paris gewesen sey.

Um nun aber die Gegenwirkung des Ministers Maurepas, des Oheims des Herzogs von Aiguillon, zu beseitigen, so rieth Besenval, die Zeit, in welcher sich der König wegen der Krönungsfeierlichkeiten in Rheims aufhielte, zu benutzen, weil Maurepas dahin nicht folgen würde. Es war sehr leicht, die Königin für diesen Rath einzunehmen; Besenval brachte ihr die Sache so oft in Erinnerung, daß sie endlich den König bestimmte, den Verweisungsbefehl zu erlassen. Aiguillon mußte demnach Paris und die Umgegend verlassen, aber die Königin ward dafür ziemlich laut eines tyrannischen, eigenmächtigen Betragens angeklagt, und was für Besenval das Auffallendste war, eben sowohl von den Anhängern Choiseul's, als von denen des gestürzten Ministers. Es war, sagt er, besonders eine Art philosophischen Mitleids; man hatte die Worte Tyran-

*) T. II. p. 92—104. 105—124. 128—139. T. III. p. 372.

nei, ſtrenge Juſtiz, bürgerliche Freiheit und Geſetz beſtändig im Munde, und am lauteſten traten die Frauen auf, die ſich zu Geſetzgebern aufwarfen und übertrieben, wie ſie Alles zu übertreiben pflegen. Nun geſteht aber Beſenval ſelbſt ein, daß kein rechtskräftiger Grund zur Verweiſung des Herzogs vorlag; wie kann er ſich alſo wundern, wenn die damals ſo aufgeregte Nation hierin nur eine Erneuerung der ſo verhaßten lettres de cachet fand, wenn man das Recht bürgerlicher Freiheit verletzt glaubte, ohne ſich um die weitern Umſtände zu kümmern, und die allgemeine Erbitterung die Königin traf, weil ſie für Diejenige galt, durch welche eine ſolche Willkür befördert wurde? Es iſt ferner gar nicht unwahrſcheinlich, daß die Anhänger der neuen Philoſophie, zu der ſich die meiſten Freunde Choiſeul's bekannten und die nicht durch ein ſo perſönliches Intereſſe an Marie Antoinette gefeſſelt waren, wie der Herzog von Choiſeul ſelbſt, die Einmiſchung einer Frau in die innern Angelegenheiten des Staats ganz beſonders tadelten, um dadurch die monarchiſche Gewalt überhaupt herabzuſetzen und durch ein recht deutliches Beiſpiel zu zeigen, zu welchen Mißbräuchen jene Gewalt führe. Dieſer Fortſchritt zur Verbreitung ihrer Ideen und zur Gewinnung der öffentlichen Meinung für ſich erſchien ihnen unſtreitig wichtiger als der noch tiefere Fall eines bereits unſchädlichen Feindes. Was endlich das Urtheil der Frauen anlangt, ſo erſcheinen ihrem Sinne gewöhnlich Huldigungen, welche dem höhern Range dargebracht werden müſſen, weit weniger drückend als fremde Anſprüche auf höhere Reize und Liebenswürdigkeit. Dieſe Eigenſchaften beſaß Marie Antoinette, und da ſie ihr ſelbſt Neid und Eiferſucht nicht ſtreitig machen konnten, ſo gefielen ſich viele Frauen darin, bei ſich ſelbſt und Andern die Ueberzeugung hervorzurufen, daß ein erniedrigender Gebrauch (wie in dem gegenwärtigen Falle ein unedler Einfluß auf den König) ſelbſt jene Eigenſchaften herabwürdige. Daher erklären ſich die

harten Aeußerungen allgemeiner Erbitterung bei den Frauen gegen die Königin, welche so häufig und zwar in den höchsten Ständen hervortraten. Und diese Verleumdungen waren ein weit wirksameres Gift gegen die Tugend und den guten Namen der Königin, als die spätern, rohen Angriffe der pariser Fisch- und Hökerweiber.

Als Besenval (wir folgen noch seiner Erzählung, die ohne innere Widersprüche ist) der Königin noch in Rheims seinen Glückwunsch über die gelungene Verweisung des Herzogs von Aiguillon abstattete, machte er sie darauf aufmerksam, daß dieß nur als der erste Schritt zu einem großen und dauernden Einflusse zu betrachten sey; das Nothwendigste wäre jetzt, alle Ministerstellen mit ihr ergebenen Männern zu besetzen. Eine solche Gelegenheit biete sich aber jetzt dar, indem Malesherbes, der Minister des königlichen Hauses, freiwillig seine Entlassung verlangen würde. Sie möchte nun durch ihren Einfluß den Herrn von Ennery, für dessen Ergebenheit er einstehen könne, zum Seeminister befördern, er wolle dann den bisherigen Seeminister Sartines bewegen, dafür die Stelle eines Ministers des königlichen Hauses anzunehmen. Die Königin genehmigte auch diese Idee ohne allen Widerspruch: man bemerkte wohl, daß die Gelegenheit, frei und uneingeschränkt zu handeln und sich einzelne Männer persönlich zu verbinden, sie über die Befähigung derselben zu so verschiedenen Aemtern hinwegsehen ließ *). Indeß fehlt es auch in der neuesten Geschichte Frankreichs nicht an ähnlichen Beispielen, aus denen man allerdings den Schluß ziehen könnte, daß ein französischer Minister fähig seyn müsse, einem jeden Departement vorzustehen. Genug, die beiden

*) Mit diesen bereits vor zehn Jahren niedergeschriebenen Worten stimmt die Ansicht des mehrgenannten Engländers vom 7. September 1774 auf das Beste überein: „so weit ich im Stande bin zu urtheilen, scheint sie mehr auf die Wahl von Personen einzuwirken, als auf die Entscheidung sachlich wichtiger Angelegenheiten." Raumer 141.

genannten Minister wurden von dem Wunsche der Monarchin in Kenntniß gesetzt. Diese Neuerungen konnten dem Minister Maurepas nicht anders als sehr bedenklich erscheinen, indem er einmal die Einmischung einer jungen, leichtsinnigen Königin in Staatsangelegenheiten zu fürchten genügende Ursache hatte, und zweitens mit Schrecken sah, daß alle diese Versuche darauf abzweckten, den Herzog von Choiseul wieder zum Minister zu erheben. Es war ihm bekannt, daß Marie Antoinette ihn nicht liebte, daß sie dagegen dem Herzog von Choiseul mit der größten Anhänglichkeit ergeben war; ja, es konnte ihm auch nicht fremd geblieben seyn, daß die Königin gleich nach der Thronbesteigung ihres Gemahls ihn inständigst um die Zurückberufung Choiseul's gebeten habe *). Sie hatte dieß Gesuch erneuert, als derselbe bei den Krönungsfeierlichkeiten wiederum am Hofe erschienen war; aber der König weigerte sich fortwährend, ihren Wünschen Gehör zu geben, da ihm eine zu starke Abneigung gegen diesen, sowohl der Geistlichkeit wegen der Aufhebung der Jesuiten, als auch dem hohen Adel verhaßten Minister beigebracht worden war. Doch gab Choiseul selbst um diese Zeit von Neuem der Hoffnung Raum, in das Ministerium eintreten zu können, ohne jedoch, wie Besenval — und gewiß nicht ohne Grund — versichert, bestimmte Schritte in dieser Angelegenheit zu thun. Die Königin aber sah wohl ein und mußte sich noch zwei Jahre später davon

*) „Die Aufnahme des Herzogs von Seiten der Königin", meldet der englische Berichterstatter unter dem 15. Junius 1774 (Raumer 115), „war unstreitig so gnädig als möglich. In dem Augenblicke, wo er in das Zimmer trat, ging sie ihm entgegen und sagte mit vernehmlicher Stimme: „„ich bin ungemein erfreut, Sie zu sehen und werde mich immer mit Dankbarkeit des Antheils erinnern, den Sie an den Unterhandlungen über meine Heirath hatten; ich werde es nie vergessen, daß Sie zum Theil es sind, dem ich mein Glück verdanke."" Darauf wendete sie sich zu einer ihrer Frauen und sagte: „„konnte ich doch während meines Gespräches mit ihm mich kaum der Thränen enthalten."" "

überzeugen *), daß die Vorurtheile des Königs zu stark wären, als daß sie die Zurückberufung des ihr so werthen Ministers würde erlangen können. Sie hätte vielleicht bei größerer Kraft und Ausdauer eher den Minister Maurepas aus seinem Amte entfernen können, obgleich derselbe im Vertrauen des Königs sehr hoch stand und vom Monarchen gewiß nicht gern aufgegeben seyn würde.

Gegen die Ernennung des Herrn von Ennery sprach noch besonders der Finanzminister Turgot, der gern Malesherbes als Minister des königlichen Hauses erhalten hätte. Die Rathgeber der Königin forderten von ihr schnelle und entscheidende Schritte, namentlich bei dem Könige; sie versprach Alles, was man von ihr verlangte; „allein", so klagt Besenval, „ich hatte noch nicht ihr Cabinet verlassen, so war schon Alles wieder vergessen." Sie überließ sich während vier wichtiger Tage zerstreuenden Vergnügungen, die Gegenpartei benutzte dieselben besser und erlangte die Ernennung des Herrn von Malesherbes. Welche Gründe Maurepas und sein Anhang bei dem Könige in dieser Angelegenheit geltend gemacht haben, ob es, wie Soulavie behauptet, der Widerwille gegen jede Annäherung mit Oesterreich war, als deren Hauptbeförderer früher Choiseul, jetzt die Königin, angesehen wurde, oder ob man überhaupt dem Monarchen Mißtrauen gegen die Einmischung der Königin in Regierungsangelegenheiten eingeflößt habe, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen, sondern nur aus einigen Andeutungen in den englischen Berichten **) vermuthen. Aber das geht deutlich aus dieser Intrigue, so wie aus den schon oben angeführten Stellen, hervor, daß damals der Einfluß der Königin noch gering war und sich erst im Werden befand. Indeß schien derselbe doch ihren Gegnern zu

*) Bericht bei Raumer (206) vom 3. Julius 1776.
**) Raumer 106. 180.

furchtbar, und die Möglichkeit, daß der König in jeder Stunde durch die weiblichen Künste seiner Gemahlin umgestimmt werden konnte, zu sorgenerregend, als daß Maurepas nicht willig die Hand geboten haben sollte, als die Rathgeber der Königin eine förmliche Aussöhnung vorschlugen. Hocherfreut erschien der König selbst bei der ersten Unterredung und Maurepas bewies seine Gefälligkeit, indem er sogleich und in Gegenwart der Monarchin Regierungsangelegenheiten verhandelte. Nun hatte man zwar, wie Besenval bezeugt, der Königin dringend empfohlen, diese wichtigen Momente zu benutzen und in ihnen sich einen dauernden Anspruch auf die Mitleitung öffentlicher Angelegenheiten zu erwerben; aber das vermochte sie nicht. In jener Zeit war es der liebenswürdigen Frau noch nicht möglich, den Angelegenheiten des Staats eine ununterbrochene Aufmerksamkeit zu schenken. „Die Königin", schreibt der englische Beobachter unter dem 8. Junius 1774 *), „besitzt große Lebendigkeit und Beweglichkeit (quickness and vivacity), so wie unendlich viel Grazie und Gewandtheit; es fehlt ihr aber, wie man mir sagt, ganz an Fleiß und an der beharrlichen Ausdauer, welche sich allmählig den Weg bahnt, deßhalb wird ihr Ansehen und Einfluß wahrscheinlich nicht ununterbrochen seyn und sich nicht auf einen festen Punct richten, sondern sich nur von Zeit zu Zeit sprungweise (by starts) geltend machen". Neben diese prophetischen Worte stellen wir das Urtheil Schlosser's **), dem wir für die ersten Regierungsjahre der Königin beistimmen, in der spätern Zeit aber, wo Marie Antoinette durch die Jahre und durch das Unglück gereift war, wohl streng und scharf, aber nicht immer genau in seinen Angaben gefunden haben. Wir werden diese Ausstellung, die

*) Raumer 110. 123.

**) a. a. O. S. 499. In ähnlicher Weise, aber mit mildern Worten, hatte Wachsmuth a. a. O. I. 28. den Character der Königin aufgefaßt.

wir unbeschadet der sonstigen großen Verdienste Schlosser's machen zu dürfen glauben, weiter unten näher begründen. Von unsrer Zeit nun schreibt er Folgendes: „Was die Einmischung in Staatsgeschäfte angeht, so folgte die übrigens schöne, tugendhafte und gebildete Königin dabei ihrer weiblichen Natur und handelte dieser angemessen; die Schuld des Schadens, den sie stiftete, trifft aber ganz allein die Leute, die noch schwächer als ein junges Weib, diese über Geschäfte und Beamten anhörten. Die Königin hatte, nach Weiberart, ihre blinde Abneigung oder Zuneigung zu diesen oder jenen Personen, wie sie durch Aeußerlichkeiten ihrer Weiblichkeit anziehend oder abstoßend erschienen und erklärte sich, wie Weiber pflegen, mit der Heftigkeit des Gefühls bald für, bald gegen gewisse Personen; sie huldigte den neuen Ideen, wenn die Conversation, die Mode und die Leute nach der Mode, mit denen sie umging, sie begünstigten, sie nahm hartnäckig jedes Vorurtheil in Schutz, sobald ihre Gewohnheiten gefährdet und ihre Freunde und Freundinnen bedroht schienen".

Diese Freunde und Freundinnen Marie Antoinette's sind für ihr politisches Leben in Frankreich von einer solchen Bedeutsamkeit geworden, daß sie eine ausführliche Schilderung erfordern. Für die Königin selbst ist ihr engerer geselliger Cirkel unstreitig der Ort gewesen, in dem sie die meisten unter den wenigen angenehmen Stunden während ihres Aufenthalts in Frankreich zugebracht hat, der aber dafür auch zur Zielscheibe des Neides und der Verleumdung des übrigen Hofes werden mußte. Es ist nämlich schon aus den Campan'schen Memoiren auf das Deutlichste zu ersehen, daß die übergroße Wichtigkeit, welche den Formen der strengsten Etikette von den ersten Familien des Hofes beigelegt wurde, so wie die sich schon vor und gleich nach Marie Antoinette's Thronbesteigung deutlich zeigende Abneigung der königlichen Tanten und anderer alten

Herzoginnen und Gräfinnen *) die junge Fürstin ein lebhaftes Verlangen nach dem Umgange mit jüngern Frauen und nach angenehmen Formen der Geselligkeit empfinden ließ. Wir haben bereits oben bemerkt, daß der leichte Sinn der jugendlichen Fürstin sich bei der Zurückgezogenheit ihres Gemahls zu dem galanten, zierlichen und gewandten Grafen Artois hingezogen fühlte und setzen jetzt noch hinzu, daß sich dieß Verhältniß auch in den folgenden Jahren erhalten habe, wie wir aus den zwar kurzen, aber bestimmten Aeußerungen des englischen Diplomaten ersehen **). Wie unschuldig die Sache auch war, so wurden unter den boshaften, nicht zu den Auserwählten gehörigen Hofleuten doch die Scherze, Spiele und der ganze Verkehr mit einem übelberüchtigten Prinzen schändlich mißgedeutet und sein Einfluß auf die Königin, der nicht selten auch Angelegenheiten der innern Verwaltung berührte, fand vielfachen Tadel bei den Verständigen. Der letztere Vorwurf konnte den Umgang nicht treffen, den die Königin in der Gesellschaft der Prinzessin Marie Thereſe Louise von Lamballe gefunden hatte. Sie ernannte die nur sechs Jahre ältere Fürstin zur Oberaufseherin (Surintendante) des königlichen Hauses und fühlte sich durch ihre Schönheit, Sanftmuth, ihr verbindliches Wesen und ihre sich stets gleiche, heitere Stimmung lange Zeit in einem solchen Grade angezogen, daß auch in spätern Jahren, wo die enge Freundschaft in Folge mannichfaltiger Intriguen und Hofcabalen, für welche die Prinzessin von Lamballe weder Sinn noch Geschick hatte, auf-

*) Ces réspectables douairières, sagt Frau von Campan mit eben so viel psychologischer Wahrheit als treffender Ironie (Notice sur la vie de Mad. Campan p. 34), qui avaient passé leur innocente jeunesse à la cour de Louis XV. et même sous la régence, voyaient un outrage aux moeurs dans la suppréssion des usages les plus ridicules et ne pardonnaient pas à la reine l'abandon des paniers.

**) Raumer 196. 236.

gehört hatte, noch immer ein sehr inniges Verhältniß zwischen beiden bestand. In dem Lobe der Fürstin, die der Königin bis zum Tode getreu geblieben ist, vereinigen sich alle Stimmen, nur nicht die der Gräfin von Genlis *). Sie schildert sie als eine sehr unbedeutende, affectirte Dame und beklagt es, daß eine solche Frau von der Königin zu ihrer ersten Freundin gewählt werden konnte. Hätte die gottselige Frau Gouverneur-Gouvernante (wie sie der Baron Grimm nennt) aber doch wenigstens bei sich überlegt, ob sie, der es nicht schwer ward, in der Politik die Farbe zu wechseln, vor einem Blutgerichte jene Treue hätte bewahren können, die das Vertrauen der Königin vollkommen rechtfertigte. Vergleicht man übrigens beide Charactere, so begreift sich wohl, was die Genlis selbst gesteht: „Ich habe nicht die Ehre gehabt, von der Prinzessin Lamballe geliebt zu werden".

Weit mehr als die genannte Freundin war die andre Vertraute der Königin in die politischen Verhältnisse ihrer Monarchin verwickelt, und der Haß, mit dem die Königin Jahre lang verfolgt worden ist, traf nicht minder ihre Freundin, die Herzogin von Polignac. Das Fräulein Gabriele Jolante Martine von Polastron, vermählte Gräfin Jules von Polignac, zog, als sie in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren zuerst am Hofe zu Versailles erschien, Aller Augen auf sich, sowohl durch ihre Schönheit, als besonders durch die Anmuth und den großen Liebreiz in allen ihren Handlungen. „Sie war", sagt Besenval, „unstreitig die hübscheste Frau ihrer Zeit"; „es war unmöglich", äußert Ségur, „eine Person mit einem angenehmern Gesichte, sanfterem Blicke, einer lieblichern Stimme und liebenswürdigern Eigenschaften

*) Denkwürd. II. 211.

des Geistes und Herzens zu finden" *). So urtheilen auch andere Zeitgenossen, nur Soulavie erklärt mit großer Bestimmtheit das Gegentheil. Seiner Ansicht nach war ihre vorzüglichste Eigenschaft die Kunst, sich zu verstellen, mit Gefühlen zu spielen, zu erröthen wie ein unschuldiges junges Mädchen (beauté novice), während sie eigentlich nur daran dachte, sich und ihre Familie zu bereichern und die Einbildungskraft der Königin mit unreinen Bildern zu erfüllen. Gegen einen solchen Vorwurf entgegnen wir nur, daß der König Ludwig XVI. einer so sittenlosen Frau seine Achtung nicht würde bis zu seinem Ende erhalten haben. Kam er gleich nicht in ihre Cirkel, so würde doch ein so anstößiger Lebenswandel ihn gewiß vermocht haben, sie aus der nähern Umgebung der Königin zu entfernen. Ueberdieß ist Soulavie besonders da ein höchst unzuverlässiger Zeuge, wo er von dem Privatleben hochgestellter Personen spricht.

Die Königin lebte bereits seit mehrern Jahren in einem sehr freundschaftlichen Verkehre mit der Gräfin Polignac, die nach unverwerflichen Zeugnissen in ihr nur die Freundin, nicht aber die Königin von Frankreich liebte und aufrichtig bemüht war, überall nur ihren Ruhm zu erhöhen, als sich die Prinzessin von Rohan-Guémené wegen einer außerordentlich großen Schuldenlast genöthigt sah, ihre Stelle als Erzieherin der Kinder von Frankreich niederzulegen. Die hierdurch erledigte

*) Besenval, II. 25. Ségur, Mém. I. 232, der so fortfährt: Amie sincère, c'était Marie Antoinette et non la reine qu'elle aimait et dans tous les conseils qu'elle lui donnait, elle n'avait pour but que sa considération et sa gloire. Ferner s. m. die Denkwürd. des Grafen Alex. von Tilly I. 107. 113. 114. Campan I. 199—204. II. 9. 56. Die Stelle aus Soulavie steht Mém. VI. 27—31. Ein Aufsatz der Herzogin von Abrantes: Salon de Madame de Polignac in der Histoire des Salons de Paris (T. I. p. 209—282) verdient wegen seiner unkritischen Fassung und wegen der unhistorischen Angaben gar keine Beachtung.

Stelle bestimmte die öffentliche Meinung nach Besenval's Erzählung *) der Herzogin von Polignac. Diese aber erklärte sich gegen ihn auf das Bestimmteste, daß sie eine so drückende Stelle und eine so große Verantwortlichkeit nicht auf sich nehmen würde, wobei Besenval bemerkt, daß die Frau von Polignac von Natur ein sehr ruhiges Temperament gehabt, und daß sie ihren Platz einer Favoritin der Königin gern würde einer Andern überlassen haben, wenn sie nicht eine so aufrichtige Anhänglichkeit an dieselbe gehabt hätte. Trotz dem ergriff er eine Gelegenheit, der Königin vorzustellen, daß es nach den vielen Beweisen von Gunst, welche sie bereits der Herzogin ertheilt habe, eine öffentliche Herabwürdigung seyn würde, wenn sie jene Stelle nicht erhielte, wobei er denn auch zu verstehen gab, daß sich ja leicht Mittel finden ließen, ihr dieß Amt nicht so bindend zu machen, als sie gefürchtet habe. Nach einigen Tagen meldete Frau von Polignac dem Marquis, daß die Königin ihr die Stelle als Erzieherin der Kinder von Frankreich mit einer solchen Huld und mit so vielen Beweisen von Freundschaft und Theilnahme (sensibilité) angeboten, daß sie nicht habe dieselbe ausschlagen dürfen, wie sehr sie auch immer sich vor dem Drückenden derselben fürchte. „Die Freunde der Herzogin", sagte die Königin bei dieser Gelegenheit zu ihrer treuen Campan **), „werden sich über den Glanz und über die Bedeutung freuen, die ein solcher Posten gibt. Was die Herzogin betrifft, so kenne ich sie; diese Stelle paßt durchaus nicht zu ihrem Geschmacke für das Ruhige und Einfache und für die Art von Sorglosigkeit, die in ihrem Character liegt. Es wird also der größte Beweis von Ergebenheit seyn, den sie mir zu bringen im Stande ist, wenn sie sich in meine Wünsche fügt".

*) T. II. p. 125. 341. vgl. T. III. p. 330. 332.

**) Mém. II. 19.

Nachdem Frau von Polignac auf dieſe Weiſe mit einer der bedeutendſten Hofwürden bekleidet war, ſammelte ſich um ſie ein Kreis vertrauter Freunde und Anhänger. Eine der erſten Stellen nahm ihre Schwägerin, die Gräfin Diana von Polignac, ein, ein kluges, aber herrſchſüchtiges Weib, deren Anmaßungen und Zudringlichkeiten der ganzen Familie in der allgemeinen Meinung viel ſchadeten. Außer ihr gehörten die Prinzeſſinnen von Chimay und von Tarent, die Frauen von Tourzel, Chalons und Andlau, die Herzogin von Fitz-James, von den Männern die Herren von Coigny, Ferſen, Adhemar, Dillon, Beſenval und Vaudreuil zu dieſer vertrauten Geſellſchaft, von denen Adhemar und Vaudreuil einen ſehr großen Einfluß auf die Herzogin ausübten, mit dem nach mehrern Berichten die Königin nicht ganz zufrieden war, obgleich ſie ſelbſt demſelben nicht überall zu widerſtehen vermochte *). Und doch ſuchte Marie Antoinette in dieſem Cirkel, der bald der Polignac'ſche Cirkel genannt wurde, Entſchädigung für die Opfer des Tages und die Langeweile des gewöhnlichen Hoflebens, und fand nach glaubwürdigen Zeugniſſen in demſelben die leichte Grazie der Unterhaltung, die ungezwungene Heiterkeit und die altfranzöſiſche Galanterie, ſo daß ein Mann, wie Graf Ségur, verſichert, die Stunden wären ihm hier wie Minuten vergangen **). Und Ségur, der zugleich in den Zimmern der Madame Geoffrin oder der Mademoiſelle L'Eſpinaſſe gern geſehen war, kannte den Ton der feinſten Geſellſchaft ſo gut wie nur irgend ein Franzoſe. In dieſen Unterhaltungen ward auch der Plan zu theatraliſchen Aufführungen entworfen. Da aber dieſe für Marie Antoinette eine Veranlaſſung harten Tadels geworden ſind, ſo iſt es wohl nicht überflüſſig, näher bei ihnen zu verweilen.

*) M. ſ. Wachsmuth a. a. O. I. 48 und beſonders die ſtrengen Urtheile über den Polignac'ſchen Kreis in Ferrières Mém. T. I. p. 36—40. 48.

**) Mém. I. 56—62.

Die Königin hatte die heitern Stunden noch nicht vergessen, welche sie als Dauphine in diesen unschuldigen Scherzen hingebracht hatte, aber erst mit dem Jahre 1780 traf sie Vorbereitungen, einen Wunsch zu befriedigen, der ihr jetzt durch die Gefälligkeit ihres Gemahls erleichtert wurde, obschon derselbe sonst kein Freund des Theaters war. Neu waren diese Lustbarkeiten am französischen Hofe durchaus nicht, sie hatten unter Ludwig XIV. stattgefunden und selbst in den Gemächern der Maintenon waren Schauspiele aufgeführt worden *). In Paris herrschte überdieß eine wahre Leidenschaft, auf Privattheatern zu spielen; das der Frau von Montesson im Palais Royal und das der Demoiselle Guimard zeichneten sich besonders aus, bis ihnen das Theater der Königin oder das der Comédiens ordinaires du Roi (so nannten sich diese vornehmen Schauspieler selbst) den Vorrang streitig zu machen suchte. Das Theater war in Trianon, dem Landhause der Königin, oder in Versailles; die ausgezeichnetsten Schauspieler der comédie française, wie Caillot, Richer, Preville, Fleury, Dazincour, waren mit der Leitung und Einübung der aufzuführenden Stücke beauftragt, und die Zulassung zu demselben galt als eine große Auszeichnung, welche die Königin nur den besonders Begünstigten zu Theil werden ließ. Aber die Zahl der vierzig Zuschauer, denen anfänglich der Zutritt vergönnt war, stieg bald in einem sehr bedeutenden Grade, und viele Künste wurden angewendet, um zu diesen Vorstellungen zugelassen zu werden. Die Königin war zu gutmüthig, um etwas abzuschlagen, und ihre Umgebungen benutzten dieß trefflich für sich, während die Ausgeschlossenen eine solche Zurücksetzung allein der Königin zum Vorwurf zu machen pflegten. Die Fürstin selbst nahm eine Zeit lang an allem Theatralischen

*) Oeuvres de Voltaire, XXI. 157. und Revue de Paris. 1841. Septembre.

den lebhafteſten Antheil, ſie war die Beſchützerin der Schauſpieler und Schauſpielerinnen und benutzte ihren Einfluß, ihnen eine angemeſſene Stellung zu verſchaffen oder ſonſt ihr Glück zu machen. So erzählt der vortreffliche Komiker Fleury, wie er es durch ſie trotz vieler und mächtiger Gegner erlangt habe, Mitglied des théâtre français zu werden, und wie die Königin ein anderes Mal beabſichtigte, ihn mit der Schauſpielerin Raucourt, der ſie eine beſſere Lage verſchaffen wollte, zu verheirathen. Fleury war kein gewöhnlicher Schauſpieler, er hatte viel geſehen und erlebt, da ſeine theatraliſche Laufbahn in die Zeiten des alten Königthums, der Revolution, des Kaiſerreichs und der Reſtauration gefallen war, man kann ihm alſo wohl Glauben beimeſſen, wenn er bei der zuerſt erwähnten Begebenheit bemerkt, daß man ſich nicht wundern dürfe, daß die Königin in jener Zeit den Angelegenheiten des Theaters eine ſo große Aufmerkſamkeit bewieſen habe. „Außerdem", fährt er fort, „daß ſie mir um meiner Schweſter willen wohlwollte, hatte ſie auch wirklich Freude daran, die Künſtler zu beſchützen. Was man jetzt als etwas Läppiſches (fatuité) anſehen würde, galt damals als ein Geſchäft von hoher Wichtigkeit (affaire véritable), indem der Hof noch überdieß bei ſolchen Einmiſchungen der Zeiten Ludwig's XIV. und Molière's eingedenk war". Mitunter wurde die Einmiſchung freilich auch bis zum Lächerlichen mißbraucht, und faſt hätte ein königlicher Machtſpruch über die Beſetzung einzelner Rollen auf dem Theater der Königin entſcheiden müſſen. Was nun Marie Antoinette's Talent und Fertigkeit auf der Bühne betrifft, ſo bezeugt Fleury, daß ſie mit Gefühl, Liebreiz und Feinheit geſpielt habe, daß man einzelne Rollen in kleinen Luſtſpielen oder Operetten habe gar nicht beſſer ſpielen können, und daß ihr dieß Lob nicht bloß als einer Königin gebühre, der man gewohnt ſey, vielen Beifall zu ſpenden. Der Vorwurf ihrer Feinde, man müſſe zugeſtehen, daß ſie

königlich schlecht (royalement mal) gespielt habe, sey also gänzlich unbegründet *).

In diesen Kreisen lebte Marie Antoinette nicht wie die Königin eines dem äußern Glanze und Pompe unterwürfigen, eiteln Volkes, sondern als eine vornehme Dame, die hoch genug steht und reich genug ist, um die Unabhängigkeit als ihr höchstes Gut zu genießen. Aber bei ihrer angebornen Gutmüthigkeit und ihrer zärtlichen Liebe zu den Personen dieser nähern Umgebung wollte sie auch diese recht oft mit ihrer königlichen Gunst erfreuen. Diese traf nun vorzugsweise die Herzogin von Polignac; die Königin wollte die Freundin, die sie sich gewählt, beneidet sehen. Aber auch die Uebrigen wurden freigebig bedacht: die Gräfin Diana ward Ehrendame bei der Prinzessin Elisabeth, Graf Vaudreuil Oberfalkenier, Graf Adhemar Gesandter in London, Herzog Polignac Generaldirector der Posten und Oberstallmeister der Königin. Ebensowenig fehlte es an Geldbewilligungen, erhöhten Pensionen und Schenkungen, obgleich diese Summen, wenn man sie mit denen vergleicht, die unter Ludwig XV. bewilligt waren, und zugleich bedenkt, daß die bisherige französische Hof- und Verwaltungssitte dergleichen Verschwendungen gut hieß, weit weniger bedeutend sind. Wir werden darauf weiter unten zurückkommen. Also dürfte der Vorwurf, daß Marie Antoinette in diesem

*) Fleury gibt die hierher gehörigen Details II. 81—99. 112—114. I. 251—257. 300. II. 18—22. 30—32. Von der Königin sagt er: ses yeux sans être grands prenaient avec facilité tous les caractères, s'animaient de tous les sentimens: sa peau était admirable de blancheur et ses épaules éblouissaient aux bougies; son cou onduleux, obéissant à tous ses mouvemens, terminait, pour ainsi dire, chaque pas qu'elle faisait en scène, par quelque chose de doux et de caressant; sa bouche même avec cette levre épaisse la servait à ravir et lui donnait un air boudeur charmant. Außerdem s. m. die Memoiren der Fr. v. Campan ch. 9. p. 280—295. und die Zusätze Barrière's auf S. 283.

Cirkel und für diesen Cirkel sehr bedeutende Summen vergeudet habe, nur in einem geringen Grade begründet erscheinen.

Weit begründeter erscheint dagegen der Vorwurf, daß die Mitglieder dieser vertrauten Gesellschaft ihr persönliches Talent benutzt haben, auf die Königin einen Einfluß in Regierungsangelegenheiten zu üben, und daß sie nicht genug Kraft besessen habe, ihnen zu widerstehen *). Es war dieser Einfluß in den ersten Jahren der neuen Regierung, wie wir bereits oben nachgewiesen haben, weder sehr bedeutend noch sehr durchgreifend gewesen, und öffentlich war der Name der Königin in dieser Beziehung fast nur bei zwei Processen, deren Revision sie bei dem Könige erwirkt hatte, genannt worden. Dagegen hatte es im Innern der königlichen Gemächer an Kälte und Mißverständniß zwischen Ludwig XVI. und seiner Gemahlin nicht gefehlt, wie wir aus den folgenden Worten des eben so wohlwollenden als gutgesinnten englischen Berichterstatters entnehmen. Er schreibt nämlich am 18. September 1776 **): „was auch die Ursache des neulichen Mißverständnisses zwischen König und Königin war, mag es herrühren aus dem übertriebenen Eifer der letztern bei Verwendung für ihre Schützlinge, oder aus einer Eifersucht, die den König ergriffen hatte ***), — gewiß war dieß Mißverständniß sehr ernsthaft. Als alle andere Mittel fehlschlugen, war (wie ich aus glaubhafter Quelle weiß) die Königin genöthigt, zu Herrn von Maurepas ihre Zuflucht zu nehmen, um eine Aussöhnung zu Stande zu bringen. Wie sehr solch ein Umstand dieses Ministers Ansehen und Einfluß erhöht, brauche ich nicht hin-

*) Zinkeisen über Versailles im Raumer'schen Histor. Taschenbuche für 1837. S. 415 f.

**) Raumer 207. und im Briefe vom 7. Mai 1777. S. 235.

***) or from some jealousy the king had conceived. Es ist, so viel wir wissen, dieß die einzige Stelle, wo dem Könige ein solcher Argwohn zugeschrieben ist.

zuzufügen". Im Verfolg seines Schreibens berichtet er, daß die Beliebtheit der Königin gänzlich verschwunden sey und daß er wisse, es seyen Schmähschriften von der possenhaftesten und schändlichsten Art gegen sie erschienen, deren Titel man nicht einmal nennen könnte. Nun sey zwar die ganze Auflage jener Schrift weggenommen worden, aber andere wären erschienen, welche dazu dienten, die Ehrfurcht zu vermindern, selbst wenn sie keinen Flecken anbringen konnten. Dieselbe traurige Erscheinung ist durch die Erzählungen der Frau von Campan bestätigt worden. Schon vom Jahre 1776 an wurden nicht sowohl einzelne Unvorsichtigkeiten der Königin der Gegenstand gehässiger, öffentlicher Besprechung, sondern auch die unschuldigsten Handlungen, Morgen- und Abendspaziergänge, Schlittenfahrten und andere Vergnügungen der einfachsten Art, wurden durch unsittliche Spott- und Schimpflieder in Umlauf gebracht oder zu Geschichten verarbeitet, wie sie nur immer von den Orgien aus der Zeit der Regentschaft erzählt worden sind *). Und diese Verhöhnungen und Beleidigungen einer fleckenlosen Fürstin gingen nicht etwa ganz allein aus den untersten Schichten der Gesellschaft hervor, sondern sie wurden von vornehmer Hand geleitet und die, welche den Schutz des Thrones hätten bilden sollen, arbeiteten aus kleinlichen Leidenschaften an dessen Sturze, ohne zu fürchten, daß derselbe auch sie in das Verderben mit sich fortreißen würde.

Um so wohlthuender erschien dem warmfühlenden Engländer die Anwesenheit des österreichischen Kaisers Joseph II. zu

*) Da die weitere Ausführung dieses Gegenstandes nicht an diese Stelle gehört, so verweise ich auf die hierher gehörigen Stellen im vierten, sechsten und achten Capitel des ersten Theils der Campan'schen Denkwürdigkeiten und auf meine Erörterungen in den angeführten Stücken der Minerva vom J. 1837. Außerdem s. m. noch Bouilly: Mes récapitulations (Paris 1837.) T. I. p. 121—131. und Wachsmuth a. a. O. S. 46 f.

Paris im Sommer 1777. „Ich bin überzeugt", schreibt er am 4. Junius *), „daß des Kaisers Besuch für seine Schwester wesentlich heilsame Folgen haben wird. Gewiß gab er ihr offenen und freundlichen Rath und verheimlichte ihr wahrscheinlich nicht, was er auch Andern sagte, nämlich: er halte sie für schlecht umgeben".

Wollten wir auch schon annehmen, daß Joseph II. seiner Schwester das Zweckmäßigste angerathen hätte, wozu er freilich bei der bittern, satirischen Weise, in welcher er sich in Frankreich zu äußern pflegte **), nicht eben geeignet war, so stellte doch die ganze Einrichtung des Hofes zu Versailles einem folgerichtigen Handeln die größten Schwierigkeiten in den Weg. Ja, es ist wahrhaft entsetzlich, in einer glaubwürdigen Mittheilung der Frau von Campan zu lesen und von Marmontel und Soulavie (also von Männern einer ganz entgegengesetzten Gesinnung) bestätigt zu finden ***), welche Antwort die Minister Maurepas und Vergennes dem Könige gaben, als derselbe der nachtheiligen Gerüchte erwähnte, die ihm über die abendlichen Spaziergänge der Königin bekannt geworden waren. Der alte, leichtsinnige Maurepas, dem nichts Schrecklicheres begegnen konnte, als das persönliche Uebergewicht eines Andern anzuerkennen, meinte, man müsse die Königin lassen, sie habe viel Verstand und ihre Freunde viel Ehrgeiz. Da diese nun wünschten, daß sie sich in Staatsgeschäfte mische, so sey es gar nichts so Schlimmes, wenn sie einen Zug von Leichtsinn annehme †). Vergennes, der Feind Oesterreichs und seines Einflusses auf Frankreich, theilte diese

*) Raumer 236.

**) Campan T. I. ch. 8. p. 217—229.

***) Ebds. p. 246. mit den Zusätzen des französischen Herausgebers Barrière.

†) qu'il n'y avait pas de mal de lui laisser prendre un caractère de légereté.

Ansicht, aber gewiß aus der Ueberzeugung, daß die Einwirkung Marie Antoinette's nachtheilig sey. Daß an einem Hofe, wie der zu Versailles war, solche Aeußerungen des allmächtigen Ministers der Königin nicht unbekannt geblieben sind, ist nur zu wahrscheinlich, und da sie jenem nun überhaupt nicht wohlwollte, wie bereits erwähnt ist, so fanden die Einflüsterungen Derer bei ihr ein günstiges Gehör, die mittelst einer ganz entgegengesetzten Verwaltungsweise das wahre Glück Frankreichs weissagten. Nun besaß die Königin als solche einen durchaus edeln Sinn, eine uneigennützige Neigung zu helfen und eine lebhafte Theilnahme an dem Wohle des Reichs. Für eine junge Frau mit einem so wohlwollenden Gemüthe mußte also die moderne Philosophie eines Necker, die fortwährend das Glück des Volkes als ihren einzigen und höchsten Zweck bezeichnete, einen unwiderstehlichen Reiz haben. Daher finden wir, daß Necker gleich zu Anfang seiner Laufbahn als Minister die gute Meinung der Königin für sich hatte. Diese steigerte sich, so oft er ihr die lästigen Bedenken des Premierministers bei allen großen und reiflich geprüften Verbesserungen, die er vorschlug, mittheilte, und sie zu überreden suchte, daß nur Maurepas dem Wohle der Nation hinderlich sey, während er selbst dasselbe aus allen Kräften zu befördern streben würde. Vielfache Zeugnisse bestätigen es, daß Necker in jener Zeit sehr hoch in der Gunst der Königin stand und daß sie seine Fähigkeiten unentbehrlich für Frankreichs Wohl, seine Verheißungen für unzweifelhaft gewiß gehalten habe *). Diese Meinung ward im Polignac'schen Cirkel, wo zwar nicht Alle so günstig gegen den bürgerlichen Bankier gestimmt waren, wenigstens benutzt, um die Plane gegen Maurepas zu unterstützen. Nun klagen aber selbst die

*) v. Schütz, Geschichte der Staatsveränd. I. 312 f. Schlosser a. a. O. III. 1. 512 stellt diese Thatsachen in Abrede.

Anhänger der Königin *), daß sie nicht verstanden habe, einen Plan folgerichtig durchzuführen. Sie war allerdings eine Frau von Geist und besaß auch die Fähigkeit, Umstände und Menschen zu benutzen und zu lenken, sobald sie ernstlich wollte, aber man mußte dazu ja die günstigsten Augenblicke wählen, denn sehr oft verursachte ihr das ernste Gespräch die tödtlichste Langeweile, und Beschäftigung mit Politik und Finanzen war ihr in jener Zeit wo möglich noch unangenehmer, als der Zwang der Etikette, ja es wird von ihr ergebenen Schriftstellern versichert, daß sie außer einigen Romanen vielleicht nie ein Buch aufgeschlagen habe.

Ein so harter Vorwurf verliert jedoch an Wahrscheinlichkeit bei genauerer Beleuchtung. Denn einmal war Marie Antoinette in Wien so sorgfältig unterrichtet worden, wie es von jeher die Weise des österreichischen Kaiserhauses gewesen ist, und wie es von den Kindern der Kaiserin Marie Thereſia namentlich durch die glaubwürdigsten Zeugnisse bestätigt wird **). Marie Antoinette sprach französisch und italienisch, wenn sie auch das erstere ebensowenig orthographisch richtig schrieb als Friedrich der Große, begünstigte die Musik und liebte die bildenden Künste ***). Nur trug sie ihre Kenntnisse nicht gerade so zur Schau, wie sie vielleicht in

*) wie Beſenval T. II. p. 91. 372. vgl. Carlyle's Geschichte der franz. Revolut. I. 87. 126.

**) Montjoye Histoire de Marie Antoin. I. 36—40. Fürst in Ranke's politisch-histor. Zeitschr. II. 4. S. 647 und die Instruction der Kaiserin über die Erziehung ihrer Töchter in den Verhandl. des histor. Vereins im Unter-Donaukreise I. 1. S. 30—35. Marie Thereſia's eigne Erziehung war freilich sehr vernachlässigt gewesen, m. s. Hormayr's Anemonen II. 217. 243 f.

***) Viele Einzelnheiten in der Frau von Campan Denkwürd. I. ch. 2. p. 34—38, auf die Wachsmuth a. a. O. I. 28. sein Urtheil beschränkt hat, und in Fleury's Mém. T. I. p. 80. Ueber ihre Vorliebe für Musik s. Rochlitz: für Freunde der Tonkunst I. 84 f. 99.

Frankreich hätte thun ſollen und wie auch Frau von Campan ihr angerathen zu haben verſichert. Wir finden dieß zwar nicht in den mehrmals genannten Denkwürdigkeiten, ſondern in der gleichfalls nach ihrem Tode herausgegebenen Correſpondenz mit der Königin Hortenſia von Holland und in den Causeries d'Ecouen, in denen wir freilich öfters mehr die maitresse de pension des neuen Frankreich als die première femme de chambre der Königin Marie Antoinette zu erkennen glauben. Auch hier iſt ſie zwar die begeiſterte Lobrednerin der Schönheit, Liebenswürdigkeit und Tugend ihrer Gebieterin, aber mit derſelben mütterlichen Sorgfalt, die ſie ihren Schülerinnen in St. Germain und in Ecouen zuwendet, behauptet ſie der Königin vorausgeſagt zu haben, ſie werde in Folge ihrer Nichtachtung geiſtiger Größe trotz allen Vorzügen ihres Privatlebens doch den Schmähungen und dem Spotte der Libelliſten verfallen. Abgeſehen nun davon, daß Marie Antoinette's giftigſte Verläumder grade ihr Privatleben und keineswegs ihre Nichtachtung der Wiſſenſchaften angegriffen haben, ſo würde allerdings eine Fürſtin unſerer Tage dem vaterländiſchen Kunſt- und Gewerbfleiße, wie auch den literariſchen Beſtrebungen ausgezeichneter Männer eine größere Aufmerkſamkeit — ob aus Neigung oder aus Klugheit, bleibe dahingeſtellt — zugewendet haben. Wenn Marie Antoinette dieß nicht gethan hat, ſo muß der ſpätere Beurtheiler auch ſo billig ſeyn zu erwägen, wie außerordentlich ſchwer, ja faſt unmöglich, es einer damaligen Königin von Frankreich war, ſich Kenntniſſe von den innern Angelegenheiten des Reichs oder von den Provinzen außerhalb Paris zu verſchaffen. Es iſt ja für die letztern in dem gegenwärtigen Jahrhundert der Civiliſation noch immer wenig genug geſchehen. Nun giebt zwar Beſenval zu erkennen, daß er viele Mühe angewendet habe, die Königin zur Erwerbung einiger gründlicher Kenntniſſe von den wichtigen Angelegenheiten, in die man ſie verwickeln wollte, zu bewegen.

Aber wir können dieſen Aeußerungen *) kein zu großes Gewicht beilegen, da ſich nicht vorausſetzen läßt, daß Breſenval der Königin die Nothwendigkeit wichtiger und zeitgemäßer Reformen vorgeſtellt habe, und dann war ein Mann, der ſo ſehr den Glanz des alten Hofes liebte, der ſich ſo ungern von Bevorrechtungen losſagte und nur das Einzelne ſtatt des Ganzen im Auge hatte, ſchwerlich geeignet, einer jungen Fürſtin Lehren zu geben, beſonders wenn ſie in der ſelbſtgefälligen Art vorgetragen wurden, die ſo oft aus ſeinen Memoiren hervorleuchtet. Es war Marie Antoinette's großes Unglück, daß ſie ſo ſehr jung nach Frankreich kam, daß ſie dort keinen Beſchützer, Rathgeber oder väterlichen Freund fand und aus einem in dieſen Jahren ſo natürlichen Zuge des Herzens ſich gern zu heiterer Geſellſchaft und zerſtreuenden Luſtbarkeiten hinwendete. Da nun aber ihre Umgebungen leicht erkannten, wie groß ihr Einfluß auf Ludwig XVI. war, wie gern die junge Königin Huldigungen annahm, die ihrer Liebenswürdigkeit dargebracht wurden und wie ſehr ſie ſich darin gefiel, die Wünſche ihrer Freunde und Anhänger zu erfüllen, ohne grade auf die Zukunft Rückſicht zu nehmen, ſo iſt es auf der andern Seite eben ſo leicht, zu begreifen, daß ein jeder Höfling den Verſuch machte, durch die Königin ſeine Abſichten durchzuſetzen und den Augenblick zu benutzen, um ſich den Weg zu Macht und Ehre zu bahnen. Eine folgerichtig durchgeführte Einmiſchung in die Geſchäfte des Staats würde dem Rufe der Königin vielleicht weniger nachtheilig geweſen ſeyn, als dieſes leichtſinnige Erfaſſen von einzelnen Planen und dieß augenblickliche Eingreifen in die Regierung des Staats, ohne ſich um die Folgen zu bekümmern.

---

*) T. II. p. 91. 372. T. III. p. 256—268. Necker sur l'administration des Finances de la France T. I. p. LIII. St. Germain Mém. p. 261.

Wir glauben in diesen Ausführungen den Einfluß des Polignac'schen Cirkels auf die politische Handlungsweise der Königin hinlänglich und im Allgemeinen geschildert zu haben, um die Erzählung mehrerer einzelnen Begebenheiten folgen lassen zu können.

Ein ziemlich helles Licht wirft auf die Handlungsweise der Königin zu jener Zeit ein Vorfall, der sich im April 1777 ereignete, als der Fürst von Montbarey Minister-Staatssecretair im Kriegsdepartement war *). Derselbe hatte nämlich eine erledigte Oberstenstelle im Regiment Royal-Dragons an den Grafen von Laval-Montmorency mit Zustimmung des Königs ertheilt, ohne zu wissen, daß die Königin einen der beiden andern Bewerber mit ihrer besondern Gunst beschenkt und sich für ihn bei dem Kriegsminister St. Germain verwendet habe. Die Königin berief den Fürsten darauf zu sich, führte ihn in eine Fenstervertiefung und machte ihm im heftigsten Tone sehr bittre Vorwürfe, daß er sich einer Gnade widersetzt, die sie erbeten habe. Montbarey mochte ihr betheuern, so viel er wollte, daß ihm ihre Empfehlung unbekannt gewesen und daß die Ernennung des Grafen Laval seinen Verdiensten ganz gemäß sey, es half Alles nichts, und er sah sich endlich genöthigt, der Königin zu antworten, daß er sich erinnern müsse, vor der Gemahlin seines Herrn und Gebieters zu stehen, um den Ausbruch der Empfindungen zurückzuhalten, welche ihre Vorwürfe in ihm erregten. Von der Königin auf eine harte, unfreundliche Weise entlassen, begab sich Montbarey sofort zum Könige und berichtete ihm, was so eben vorgefallen war. Der gutmüthige Monarch hörte ihn aufmerksam an und sagte, daß er selbst ja am besten wisse, wie die ganze Sache zusammenhinge, daß er daher

*) Nach den Auszügen aus Montbarey's Memoiren in den Bran'schen Miscellen aus der neuesten ausländ. Literatur. 1826. IX. S. 275—329.

auch selbst mit der Königin sprechen wolle. Einstweilen möge er sich nur beruhigen, es jedoch vermeiden, vor der Königin zu erscheinen und seinen ausdrücklichen Befehl abwarten, ehe er sich wieder in ihren Gemächern zeigte. Darüber verstrichen sechs Wochen. Dann erhielt Montbarey vom Könige die Anweisung, sich zur Königin zu verfügen. Er gehorchte. Die Königin empfing ihn mit Würde und Anmuth und sagte zu ihm folgende Worte: „Herr von Montbarey, an derselben Stelle, wo ich ihnen vor sechs Wochen die härtesten Vorwürfe machte und Sie auf eine Weise behandelt habe, die Sie betrüben und gegen mich aufbringen mußte, will ich Ihnen sagen, daß ich mein Unrecht eingesehen. Der König hat mir erzählt, wie Alles gekommen ist, was mich so unzufrieden machte; ich habe Sie deshalb rufen lassen, um an derselben Stelle, wo ich Ihnen Unrecht that, es einzugestehen. Ich bitte Sie, das Vorgefallene zu vergessen. Der König und ich, wir werden nichts unterlassen, um das Andenken daran zu verwischen."

Aufrichtiger und huldreicher konnte sich nicht leicht die Königin von Frankreich gegen einen Unterthan äußern, und ein so offenherziges Geständniß des Unrechts kann wohl eine Unbesonnenheit gut machen. Daher haben wir auch die Aeußerung der Königin ihrer ganzen Länge nach mitgetheilt. Aber eben so characteristisch für sie als Frau und zugleich sehr bezeichnend für den Geist am damaligen französischen Hofe ist, was hierauf erfolgte. Die Monarchin wünschte nämlich, daß der Graf Laval seine Abreise noch auf acht Tage verschieben und daß Montbarey dessen Schwester, die Marquise von Fleury, bestimmen möchte, ihren Bruder dazu zu überreden. Was that der Minister? Er wendete sich zuerst an die Gräfin von Chateau-Renaud, diese wieder an die Marquise von Fleury, ihre Nichte, die gegen die Königin sehr eingenommen war. Die Letztere schlug es erst ab, an ihren Bruder zu schreiben,

und entschloß sich dazu nur erst unter der Bedingung, daß, wenn sie mit Frau von Chateau-Renaud beim Spiel der Königin erscheinen würde, die Königin ihr entgegenkommen und ihr persönlich ihren Wunsch erklären müßte. Montbarey hinterbrachte dieß der Königin, die sich zu dieser Bedingung verstand. Und nun schrieb die Marquise den Brief, die Königin erhob sich, als jene zum Spiel kam, ging ihr entgegen und trug ihr ihren Wunsch vor, worauf dann Montbarey sogleich den Brief abschickte.

Wichtiger und einflußreicher erscheint die Mitwirkung der Königin bei dem ersten Schritte, den Necker, als Generaldirector der Finanzen, im Jahre 1780 öffentlich gegen seinen Chef, den Premierminister Maurepas, wagte *). Necker lebte schon seit längerer Zeit in großer Uneinigkeit mit dem Seeminister Sartine und wünschte lebhaft die Entfernung dieses verschwenderischen Mannes; allein weder der König noch Maurepas wollten dazu ihre Einwilligung geben, und der Letztere hatte einen blos beiläufigen Vorschlag, den Herzog von Castries an Sartine's Stelle zu setzen, nur nicht gradezu von der Hand gewiesen. Im October 1780 ward Maurepas an der Gicht krank, der König ging nach Compiegne und Necker erhielt Gelegenheit, durch schwere Beschuldigungen gegen die ökonomische Verwaltung des Seeministers den Zorn des Monarchen in einem solchen Grade zu erregen, daß er auf die Entfernung Sartine's einging, vorher aber von Necker wissen wollte, ob Maurepas mit diesem Antrage einverstanden sey. Necker entgegnete, daß der Minister darum wisse und nichts dagegen habe. Das Hinzukommen der Königin zur rechten Zeit bestimmte den König, Sartine's Entlassung und die Ernennung

*) Georgel Mém. T. I. p. 497. Besenval T. II. p. 99. Droz Histoire du règne de Louis XVI. T. I. p. 146—148. v. Schütz a. a. O. I. 312—315.

des Herzogs von Castries zu unterzeichnen, worauf er den Premierminister eigenhändig von einer Veränderung unterrichtete, die, wie er glaubte, mit dessen Genehmigung geschah. Das Gelingen dieses ersten Schrittes gegen den bisher allmächtigen Maurepas messen die Rathgeber der Königin ausdrücklich ihrem Einflusse zu; der Minister soll, so wird erzählt, um seine Niederlage zu verbergen, öffentlich dem Vorgeben beigestimmt haben, als sey er, wie gewöhnlich, um Rath gefragt und erst nach seiner Genehmigung der Ministerwechsel beschlossen worden. Aber insgeheim stellte er dem Könige auf das Lebhafteste die Nachtheile seines übereilten Verfahrens vor und brachte ihn durch Darlegung der Hinterlist Necker's so gegen denselben auf, daß der Monarch nicht allein die Ernennung des Herzogs von Castries zurücknehmen, sondern selbst den Finanzdirector seiner Stelle entlassen wollte. Maurepas bekämpfte indeß diese neue Uebereilung, indem er den König aufmerksam machte, daß es zu hart sey, den Herzog von Castries einer solchen Schmach auszusetzen, ohne seine Fähigkeiten für die neue Stelle erprobt zu haben, und daß man den Finanzdirector wegen der Abhängigkeit des durch ihn geschaffenen Credits von seiner eigenen Person in diesem Augenblicke nicht entbehren könne. Wer den Character des Königs kennt, wird leicht der Versicherung Glauben schenken, daß von dieser Zeit an Ludwig gegen Necker eingenommen seyn mußte, wenn er gleich dem gemäßigten Rathe des Grafen Maurepas seinen Beifall nicht versagte. In den Augen der Welt aber ward Necker's Ansehen durch die Strafloſigkeit des ersten gelungenen Versuchs gegen die Macht des bisher Alles geltenden Maurepas wesentlich erhöht.

Schon im December desselben Jahres (1780) gewann die Königin einen neuen Sieg über den Premierminister, indem sie ihn nöthigte, das Kriegsdepartement wider seinen Willen an den Grafen Ségur zu vergeben. Die Erzählung dieser

Miniſterialveränderung in den Memoiren Beſenval's und Ségur's iſt ausführlich genug, um das Getreibe am damaligen franzöſiſchen Hofe in allen ſeinen Verzweigungen darzuſtellen *). Der bisherige Kriegsminiſter, Fürſt von Montbarey, war ganz untauglich. Beſenval giebt ſich das Anſehen, als ſey er zuerſt auf den Gedanken gekommen, dieſe Stelle an einen der verdienteſten Generale der franzöſiſchen Armee, den Grafen von Ségur, zu vergeben. Die Herzogin von Polignac habe es über ſich genommen, der Königin den Grafen zu empfehlen, die ſogleich mit vieler Lebhaftigkeit auf dieſen Vorſchlag eingegangen ſey, der auch dem Könige gefallen habe, nicht aber dem Grafen Maurepas. Unter mehrern Gegengründen, die er vortrug, legte er beſonders Wichtigkeit darauf, daß der Graf Ségur ſo eben erſt von einer langwierigen Krankheit erſtanden ſey, und daß der Augenſchein lehre, es werde ihm nicht möglich ſeyn, einer ſo arbeitsvollen Stelle vorzuſtehen, als das Kriegsdepartement ſey. Dieß ſchien dem Könige gegründet, und er machte ſeiner Gemahlin deshalb Vorwürfe, worauf ſich die Monarchin wieder bei der Herzogin von Polignac beklagte, daß ſie durch ihre Empfehlung des Grafen in den Augen des Königs herabgeſetzt worden ſey. Die Herzogin empfand dieß ihrerſeits ſehr übel und es erfolgte eine lebhafte Unterredung, die uns Beſenval ausführlich geſchildert hat, zwiſchen den beiden Freundinnen, an deren Schluſſe die Herzogin bat, ihres Hofamtes entlaſſen zu werden, da ſie das Vertrauen ihrer Gebieterin verloren habe. Die Königin ſuchte ſie durch freundliche Worte zu begütigen, ſie bat, ſie weinte, ja ſie fiel in der Heftigkeit ihrer Gefühle zu den Füßen der Herzogin. Da vermochte dieſe nicht zu widerſtehen und das Band der Freundſchaft war zwiſchen beiden Frauen enger als jemals geſchloſſen.

*) Mém. 233—239. Vergl. Beſenval II. 330—374.

Mittlerweile hatte Maurepas das Schwanken des Königs benutzt und ihm den Herrn von Puysegur zum Kriegsminister vorgeschlagen. Aber Frau von Polignac machte der Königin bemerklich, daß ihre eigne Würde und ihr eigner Vortheil nicht gestatteten, daß Maurepas ohne alle triftige Ursache über sie in dieser Sache den Sieg davontrüge. Marie Antoinette begab sich am folgenden Tage, um sieben Uhr des Morgens, zu ihrem Gemahle, und als Maurepas auf ihr Verlangen erschienen war, warf sie in ihres Gemahls Gegenwart dem Minister vor, daß er sich selbst habe über Ségur's Befähigung zur Ministerstelle täuschen lassen oder gar den König selbst getäuscht habe. Maurepas, hierdurch überrascht, konnte sich im Allgemeinen nur vortheilhaft über Ségur äußern, mit dem er überdieß nie in Feindschaft gelebt hatte. Der König hörte dieß mit Vergnügen und die Königin ergriff die Gelegenheit, die königliche Ernennung auf der Stelle zu veranlassen. Als der neue Minister wenige Tage darauf (es war im Anfange des Januar 1781) der Königin vorgestellt war, äußerte sie sich in folgender Weise gegen Frau von Campan *): Sie haben so eben einen Minister von meiner Ernennung (de ma façon) gesehen. Ich bin darüber wegen des königlichen Dienstes sehr erfreut, da ich die Wahl für recht gut halte, aber ich bin auch zugleich verdrießlich wegen des Antheils, den ich an dieser Ernennung habe. Ich bürde mir dadurch eine Verantwortlichkeit auf, ohne die ich sehr glücklich seyn würde, und um mich davon so viel als möglich frei zu machen, habe ich dem Herrn von Ségur so eben auf mein Ehrenwort versprochen, weder eine Bittschrift mit meinen Bemerkungen zu begleiten, noch seine dienstlichen Anordnungen durch Forderungen für meine Günstlinge zu durchkreuzen".

Wäre doch Marie Antoinette diesem Versprechen treu

*) T. I. ch. 10. p. 327.

geblieben! Aber sie hing damals zu sehr von den Mitgliedern des Polignac'schen Cirkels und auf der andern Seite vom Abbé Vermont ab und gab sich bei dem Mangel eines richtigen Urtheils über Politik und Staatshaushalt nur zu leicht den Eingebungen des Augenblicks hin, als daß ein Minister mit einem festen Plane zur Verwaltung neben ihrem Einflusse hätte lange bestehen können *). Wir geben hierzu einen Beleg aus der Amtsführung des genannten Grafen Ségur. Oft, so erzählt der Sohn in seinen Memoiren **), warf die Königin meinem Vater vor, daß er es an Dankbarkeit und Gefälligkeit gegen sie fehlen lasse. Endlich bestimmte sie den König bei einer erledigten General-Inspecteurstelle, dem Minister zu befehlen, daß er zu diesem Posten einen Mann ernennen solle, den er selbst für untauglich hielt. Der Minister gehorchte, gab aber auch in demselben Augenblicke sein Entlassungsgesuch ein, das jedoch vom Könige nicht angenommen wurde. Als nun der neue General-Inspecteur kam, um sich bei ihm zu bedanken, entgegnete Ségur: „er sey ihm keinen Dank schuldig, da er sich aus allen Kräften einer so unverdienten Gunst widersetzt habe; er verdanke seine Ernennung allein der Königin". Marie Antoinette war darüber höchst entrüstet, sie ließ den Sohn kommen und ergoß sich in die bittersten Klagen über das Benehmen seines Vaters. Diese Unterredung ist für beide Theile gleich characteristisch. „Ich verlange ja keine

*) Le credit de la duchesse de Polignac, sagt Frau von Campan bei dieser Gelegenheit, augmentait chaque jour; ses amis en profitèrent pour amener des changemens dans le ministère. Und dann: la reine craignait de faire des mipistres; sa favorite pleurait souvent quand les hommes de sa société la forçaient d'agir. Les hommes reprochent aux femmes de se mêler d'affaires et dans les cours ce sont ceux qui se servent de leur ascendant pour des choses, dont elles ne devraient jamais s'occuper.

**) T. I. p. 281—286.

Ungeduldigkeit", sagte die Königin, „sondern glaube mir berechtigt zu seyn, Mitleid, welche gut gedient haben und durch ihren Namen und ihre Anhänglichkeit Berücksichtigung verdienen, zur Beförderung empfohlen zu haben. Ihr Vater nimmt aber keine Rücksichten auf mich, er beraubt mich aller Mittel, mir Jemanden zu verbinden. Als ich ihn zum Minister ernennen ließ (en la faisant nommer ministre), hätte ich nicht geglaubt, daß er mich ohne Unterlaß des süßesten Vergnügens berauben würde, Gutes zu thun und denjenigen Personen Dienste zu leisten, welche es durch ihre Anhänglichkeit an uns verdienen". Nach mehrern Zwischen- und Einreden des Sohnes sagte endlich die Königin mit der ihr eigenen Grazie: „Wissen Sie was! Ich will glauben, daß Ihr Vater nicht die Absicht hat, mir entgegen zu seyn. Ich rechne im Gegentheil auf seine Dankbarkeit und achte sogar seine Strenge, obgleich diese ein wenig zu weit getrieben ist, und gebe zu, daß ich aus zu großer Nachgiebigkeit mich zu oft zu Empfehlungen von Personen bewegen lasse, deren Würdigkeit ich nicht genugsam kenne; ich habe es so gern, wenn Niemand unzufrieden von mir weggeht. Um nun für die Zukunft alle Händel zu vermeiden, soll jedes Mal, wenn ich einiges Gewicht auf ein Gesuch lege, oder um dessen Gewährung bitte, Ihr Vater kommen oder Sie zu mir absenden, um mir die Gründe anzugeben, warum er mir nicht willfahren kann. Also sagen Sie ihm, daß wir wieder gut sind (que nous sommes raccommodés) und daß ich ihm bloß über die verdrießliche Art noch böse bin, womit er seine Entlassung angeboten hat. Weder der König noch ich wollen diese genehmigen, weil wir überzeugt sind, daß er nur das Beste unsers Dienstes will und er mehr als jeder Andere im Stande ist, ihn zu versehen". Ségur versichert, daß die Königin seit jener Zeit sich nie übel gelaunt bezeigte, wenn sein Vater auf ihre Vorschläge oder Empfehlungen nicht einging. Also liegt auch hierin ein Beweis,

daß Marie Antoinette wohl verstanden habe, das Richtige zu erkennen und einsichtsvolle Rathgeber zu schätzen, wenn sie das Glück hatte, solche zu finden.

Unmittelbar nach der Ernennung des Grafen Ségur ward im Januar 1781 das Compte rendu bekannt gemacht. Wie viel Antheil die Königin und die Personen ihrer nächsten Umgebung an dieser Veröffentlichung der französischen Finanzzustände gehabt haben, läßt sich gar nicht mit Sicherheit angeben. Vermuthen können wir indeß, daß diese öffentliche Rechnungsablegung, welche der Monarchin als ein Mittel, das Wohl des Volkes zu befördern und unnütze Ausgaben für die Zukunft zu steuern, dargestellt war, nicht ohne ihre eifrige Mitwirkung vor sich gegangen war. Eben so waren auch muthmaaßlich die nächsten, kühnen Schritte, die Necker that, sein Verlangen, zum Staatsminister mit Sitz und Stimme im Ministerium ernannt zu werden und als solcher alle Einkäufe in allen Verwaltungszweigen, besonders aber für die Land- und Seemacht, abzuschließen, mit der Königin und ihren Rathgebern verabredet und von vielen angesehenen Männern und Frauen unterstützt *). Die Familie Noailles war Necker'n ganz ergeben, ebenso der Herzog von Choiseul und der Marquis von Castries; die Herzogin von Grammont, die Gräfin von Tessé, die Marquise von Coigny, die Frauen von Simiane und von Pax wendeten ihren ganzen Einfluß auf die elegante Welt in Paris zu Gunsten Necker's an, mehr vielleicht aus Haß gegen den alten Maurepas als aus wirklicher Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Reform **). Die Absicht, den Premierminister zu stürzen, lag deutlich genug am Tage,

*) Beweisstellen bei v. Schütz a. a. O. I. 317.

**) Mém. de la duch. d'Abrantès (zweite Folge) I. 93. Lally Tollendal, Biogr. Univ. XXXI. 11. Frau von Staël Considérat. sur la révol. franç. I. 103.

noch mehr, als Necker endlich den entscheidenden Schritt that, um Entlassung zu bitten, wenn man ihm nicht Alles gewähren wollte. Dabei darf freilich nicht übersehen werden, daß diese Theilnahme an den Ministerversammlungen das einzige Mittel war, der zweideutigen Stellung des Finanzdirectors, in welcher seine Plane vom König genehmigt, aber durch die geheimen Vorträge und Anordnungen des Grafen Maurepas wieder gelähmt wurden, ein Ende zu machen. Den König aber befremdete eine so trotzige Sprache und so unerhörte Forderungen auf das Höchste und erhöhten die Abneigung gegen Necker. Maurepas bemerkte dieß, und da er den Schatz durch die gelungenen Anleihen nach dem Erscheinen des Compte rendu für einige Zeit gefüllt wußte, Necker also als der Schöpfer des neuen Credits ihm von jetzt an weniger nothwendig erschien, so glaubte er schon den Kampf mit ihm wagen zu können. Ueberdieß sollte seine Existenz als Minister erst mit seinem Leben aufhören. Und so unterlag denn der Einfluß der Königin und die Idee von Necker's Unentbehrlichkeit dem Gegengewichte des alten Ministers, die Vermittelung der Königin scheiterte an dem Stolze Necker's *), und der Finanzdirector erhielt am 20. Mai 1781, am Tage nach der Einreichung seiner letzten Erklärung, die nachgesuchte Entlassung.

Da der enthusiastische Beifall bekannt ist, mit dem das Compte rendu in Frankreich aufgenommen und die Verehrung gegen Necker dadurch außerordentlich gesteigert war, so bedarf es hier keiner weitern Auseinandersetzung, daß seine Entlassung eine große Trauer in ganz Frankreich erregte **). Dieselbe erschien sogar um so gerechter, je weniger die Umstände und wahren Ursachen seines Falles der Menge bekannt seyn konnten; der

*) Campan Mém. T. I. ch. 10. p. 328. Droz a. a. O. I. 186.
**) Schlosser a. a. O. III. 2. S. 496.

Kummer der Königin soll so weit gegangen seyn, daß sie in Thränen ihr Zimmer hütete.

Maurepas überlebte seinen Triumph nur noch wenige Monate. Schon im November desselben Jahres entschlief er in aller Ruhe, und das Scepter, welches für ihn ein Spielzeug gewesen war, mit dem er sein kindisches Alter ergötzt hatte, ging nun an seinen eigentlichen Herrn, an den König, über. Die Stelle des Premierministers wurde nicht wieder besetzt, auch findet sich keine Spur, daß in in den nächsten Jahren irgend ein Departementsminister einen vorherrschenden Einfluß erhalten hätte.

II.

Nach Maurepas' Tode wurde das Uebergewicht der Königin immer bedeutender und sichtbarer, ihr Einfluß auf ihren Gemahl erreichte in dieser Zeit und in den zunächst darauf folgenden Jahren die Höhe, auf welcher er sich bis zum Ende ihres Lebens behauptet hat. Die schon öfters bemerkte Aehnlichkeit zwischen der Geschichte Karl I. von England mit der Ludwig XVI. zeigt uns eben so den Einfluß Marie Henriettes auf ihren Gemahl schnell zu einer bedeutenden Höhe gesteigert, nachdem er früher sich nur wenig bemerkbar gemacht hatte. Ludwig XVI. liebte seine reizende Gattin auf das Innigste und bald bemerkte der Hof, daß nur noch das Gefühl für seine Pflicht mit der Neigung, ihr gefällig zu seyn, kämpfen konnte; seine Gemahlin, so soll er sich geäußert haben, übe über ihn eine solche geistige Gewalt, daß er ihr nicht zu widerstehen vermöge *). Besenval spricht hier gewiß sehr richtig als vollgültiger Beurtheiler: „War es Gefühl für die Ueber-

*) Aus Montbarey's Memoiren in Rehberg's kl. polit. Schrift. II. 137. v. Schütz I. 318—320. Zu dem Folgenden Besenval III. 330. 241. 62. 273. II. 95. 103. 239. 341. 373.

legenheit der Königin, war es Furcht, war es Reiz, gewiß ist, daß der König diesem Eindrucke, dieser Neigung nicht mehr widerstehen konnte. Ich bin tausend Mal Zeuge gewesen, wie, wenn sie mit ihm sprach, seine Augen, seine Haltung einen Eifer, eine Lebhaftigkeit ausdrückten, die nur selten die angebetetste Geliebte erregen kann; Zärtlichkeit und Gewohnheit knüpften ihn an sie, gleich dem unterwürfigsten Liebhaber, und der rege Wunsch, der Königin nicht zu mißfallen, lag beständig schwer in der Wagschale bei den Entschließungen des Monarchen." Derselbe Schriftsteller weiset bei mehrern Veranlassungen nach, wie alle wichtigen Angelegenheiten, als die Besetzung bedeutender Aemter, politische Fragen, ja sogar Finanzsachen, ihr vorher mitgetheilt zu werden pflegten, indem sie wenigstens davon unterrichtet seyn wollte, wenn gleich sie ein folgerichtiges Durchsetzen verschmähte. Man wußte dann auch dazu die passendsten Tage und Stunden zu wählen, besonders wenn die Königin, von Lustbarkeiten oder Vergnügungen ermattet, nicht aufgelegt war, sich sehr in Geschäfte zu vertiefen, und entlockte ihr auf diese Weise manches Versprechen, was sie späterhin wohl gern würde zurückgenommen haben. Dieser Leichtsinn einer sonst so anmuthigen Frau, die bei der Unentschlossenheit und Schwäche ihres Gemahls fast dazu gezwungen war, sich in Staatsgeschäfte einzumischen, ward in den Augen des Volks und von dem neidischen Hofadel auf das Gehässigste entstellt, so daß Haß und Verleumdung gegen die Monarchin in dem Grade zunahmen, in welchem ihr Einfluß stieg. Denn wer nur immer eine gesuchte Beförderung nicht erhielt, gab der Königin die Schuld, deren besondres Vertrauen damals der Minister Breteuil, der Graf Vaudreuil und die Gräfin Diana von Polignac besaßen *). Und wie sie

*) Nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des schwedischen Diplomaten, Grafen Creutz, in einem Briefe an Gustav III. vom 31. Nov. 1783

früher durch ihre Nichtbeachtung der Etikette und Verspottung des Ceremoniels sich die Damen des alten Hofes zu Feindinnen gemacht und die bittersten Schmähreden veranlaßt hatte, so wurden es jetzt die Gesellschaftscirkel der Frau von Staël, der Frauen von Laines, Lameth, Castelane, Tessé, Coigny und anderer, welche der Achtung gegen die Königin einen höchst empfindlichen Schaden zufügten. Es ist bekannt, einen wie thätigen Antheil das weibliche Geschlecht in Frankreich von jeher an den Staatsangelegenheiten genommen hat und welche Bedeutung die Frauen zu Paris an den vorbereitenden Ereignissen der französischen Revolution gehabt haben. Das Wort „Freiheit" war in Aller Munde; Englands Verfassung, Amerikas Unabhängigkeitskampf wurden allgemein gepriesen; man gab sich das Ansehen, alle Unterdrückung zu hassen, während eine Jede im Herzen den lebhaften Wunsch hatte, zu herrschen und unter politischer Erhitzung den Haß gegen die Nebenbuhlerin zu verstecken suchte. Wie hätte unter solchen Verhältnissen die weibliche Eitelkeit, die in allen diesen Kreisen vorherrschte, es ruhig ertragen können, daß eine einzige Frau sich eine so große Macht in Frankreich zugeeignet hätte. Alles dieß zusammen hatte der Königin die Liebe des französischen Volkes bereits um diese Zeit so gut wie ganz geraubt, und es ward zur gewöhnlichen Sitte, Alles, was von ihr ausging oder von ihr verabsäumt wurde, übel zu deuten *). Das Volk empfing sie kalt und finster, Stellen in Schauspielen, die auf die ihr zur Last gelegten Fehler gedeutet werden konnten, wurden laut beklatscht, während noch wenige Jahre

---

in den von Geijer herausgegebenen Papieren Gustav's III., Th. III. Abth. I. S. 115.

*) Tilly's Denkwürd. I. 200. Einen freudigen Empfang der Königin im Theater aus früherer Zeit beschreibt die Herzogin von Abrantes Denkwürd. I. 112. Kurz, aber im Ganzen richtig, berührt Dahlmann (Gesch. der franz. Revolution S. 95 f.) diese Zustände.

zuvor Anspielungen auf die Königin mit allgemeinem Beifall aufgenommen waren, und die Fischweiber und die Damen der Halle erlaubten sich nicht selten sehr unehrerbietige Ausfälle gegen ihre Monarchin.

In die ersten Jahre dieses Abschnittes fällt die unmittelbare Theilnahme Frankreichs an dem Kriege der nordamerikanischen Colonien gegen England, die seit 1775 heimlich und seit dem Jahre 1778 öffentlich unterstützt worden waren. Man hatte in Frankreich mit Begeisterung die Sache der Nordamerikaner ergriffen, Jünglinge aus den edelsten Geschlechtern, unter ihnen Lafayette, eilten nach Amerika, um unter Washington den Amerikanern Freiheit und solche staatsbürgerliche Rechte erkämpfen zu helfen, die ihr eigenes Vaterland nicht genoß; Franklin ward in Paris vergöttert, er hieß ein Orakel für die ganze gebildete Welt dieser Stadt, und so mußte der König nothgedrungen nachgeben und den Krieg an England erklären. Sein richtiger Sinn vermochte diesen Enthusiasmus nicht zu theilen, doch sprach er sich darüber minder offen aus *). Unverhohlener äußerte die Königin ihren Widerwillen gegen den nordamerikanischen Krieg; sie begriff nicht, wie man habe einem Monarchen rathen können, durch einen Angriff auf einen monarchischen Staat, wie England, und durch die Unterstützung republikanischer Grundsätze die Sache aller Könige und Monarchien anzugreifen. Eben so wenig verträglich erschien es ihr mit der Würde Frankreichs, sich auf diese Art an England rächen zu wollen, und daher suchte sie auch bei dem Abschlusse des Friedens zu Paris im Jahre 1783 die englischen Abgesandten mit einer besondern Achtung zu behandeln **). Auf der andern Seite ließ Marie Antoinette es nicht an Beweisen huldvoller Gesinnung gegen den jungen Lafayette, den glänzendsten

*) Englische Gesandtenberichte bei Raumer 233. 242. 244. 246. 248.
**) Campan T. I. ch. 9. p. 267.

französischen Helden des beendigten Krieges, bei seiner Rückkehr aus Amerika fehlen. Sie führte seine Gemahlin in ihrem eigenen Wagen zur ersten Zusammenkunft mit ihrem Gemahle in das Hotel Noailles, wo derselbe abgestiegen war, empfing ihn selbst mit Auszeichnung und bemühte sich, ihm in mehrern Audienzen zu zeigen, daß sie für das, was die Menge den Nationalruhm Frankreichs nannte, nicht unempfänglich sey *).

Aber der Enthusiasmus für ein fremdes Volk und für eine fremde Freiheit schwand bald in Frankreich, als die hülflose Lage der Finanzen, die durch den amerikanischen Krieg nur noch verschlechtert war, die Aufmerksamkeit von Neuem in Anspruch nahm. Gewöhnlich befestigen glückliche Kriege (wie allerdings der so eben beendigte war) das Ansehen und die Macht der Monarchen auch im Innern ihrer Staaten, denn das erhebende Gefühl des Sieges und des Ruhmes, die durch glückliche Anstrengungen für die Sache des Beherrschers errungen sind, begeistert die Anhänglichkeit und erhöht die Ehrfurcht. Jetzt aber trat keines von beiden ein, die allgemeine Stimme klagte vielmehr über Geldnoth, über Unordnung in der Verwaltung, über große Verschwendung von Seiten des Hofes, der Prinzen und besonders der Königin.

So wie aber der Hof in der Unterstützung des amerikanischen Aufstandes eine Rückwirkung auf Frankreich nur dunkel ahnete oder vielmehr gar nicht für möglich hielt, so war es um dieselbe Zeit ein böses Vorzeichen und eine Bestätigung der immer mehr zunehmenden Kühnheit der Oppositions-Literatur, daß ein so aufregendes und anstößiges Stück, wie die Hochzeit des Figaro von Beaumarchais, auf dem Theater zu Paris aufgeführt werden durfte. Unbegreiflich, aber wahr ist es, daß dasselbe durch den Einfluß der Königin Marie Antoinette, nachdem der König auf das Bestimmteste seine Einwilligung

*) Campan T. I. ch. 9. p. 268. Droz 195.

zur Aufführung verweigert hatte, in Paris mit allen anstößigen, vorher gestrichenen Stellen am 27. April 1784 auf die Bühne gebracht wurde, noch unbegreiflicher war die Verblendung, dasselbe Stück auf dem Privattheater der Königin aufzuführen, wo ihr Leichtsinn oder ihre tadelnswerthe Gutmüthigkeit und Nachgiebigkeit gegen die Wünsche ihrer Umgebung sie in so weit ihre königliche Würde vergessen lassen konnte, daß sie selbst eine der Hauptrollen dieses Stückes übernahm. Da nun diese Begebenheit ein sehr folgenreiches Ereigniß für Marie Antoinette geworden ist und da das Lustspiel selbst eine Geschichte erhalten hat, wie vielleicht kein andres dramatisches Stück, so haben wir es nicht für überflüssig gehalten, den Verfolg dieser Begebenheit in der Beilage zu unserm Aufsatze aus den glaubwürdigsten Quellen darzustellen.

Unmittelbar nach Necker's Entfernung trat der Staatsrath Joly de Fleury mit dem Titel eines General-Controleurs an die Spitze der Finanzverwaltung. Er vermochte sich indeß nur bis zwei Monate nach dem Abschluß der Friedens-Präliminarien mit England (20. Jan. 1783) zu behaupten; sein Nachfolger, Ormesson, gab die Stelle schon im November desselben Jahres auf. Damals wurden einhundert achtunddreißig Millionen Thaler außer der gewöhnlichen Einnahme zu den Ausgaben des Jahres erfordert, der Schatz war aber ohne alles vorräthige Geld. Ihn zu füllen, erbot sich Calonne, bisher Intendant der Generalität Lille, ein Mann von vielem Geist, von ausgezeichneter Gewandtheit und großer Liebenswürdigkeit im Benehmen, dabei aber leichtsinnig, sehr dem Vergnügen ergeben und in zerrütteten Vermögensumständen. Es gelang der Herzogin von Polignac, seine Ernennung zu bewirken, dießmal sogar gegen den Willen der Königin, von der Frau von Campan ausdrücklich bezeugt, daß sie darüber ein außerordentliches Mißvergnügen geäußert, daß sie Calonne im Hause der Herzogin einen gewandten Ränkemacher genannt,

und daß dieß selbst auf ihre Freundschaft mit der letztern einen erkältenden Einfluß gehabt habe. Damals sagte die Monarchin, daß Fürsten, sobald sie Günstlinge hätten, neben sich eben so viele neue Mächte begründeten, denen anfänglich um ihrer Gebieter, dann um ihrer selbst willen Weihrauch gestreut würde, die im Staate eine Partei hätten, für ihren Kopf handelten und allen Tadel ihrer Handlungen auf die Fürsten zurückfallen ließen, denen sie ihr Ansehen verdankten. Wie sehr sich auch Calonne der Königin bei jeder Gelegenheit zu nähern oder ihr Beweise seiner Ergebenheit zu widmen suchte, so vermied sie ihn doch so viel als möglich. „Wünschen Sie mir Glück", sagte Marie Antoinette nach einer solchen Zusammenkunft zur Campan, „ich bin so eben einer Schlinge entgangen oder doch wenigstens einer Sache, die mir in der Folge hätte großen Verdruß zuziehen können. Calonne", setzte sie dann hinzu, „wird die Finanzen des Staats ganz und gar zu Grunde richten. Man sagt, er sey durch mich angestellt; man hat bei dem Volke die Meinung erweckt, ich sey eine Verschwenderin, und doch habe ich nie gewollt, daß irgend eine Summe aus dem königlichen Schatze — wäre es auch für den ehrenvollsten Gebrauch — jemals in meine Hände käme" *).

Allerdings war es eine von unzähligen Federn und Stimmen wiederholte und selbst durch Caricaturen, als deren Verfasser der Graf von Provence genannt wird, verbreitete Be-

---

*) Mém. ch. 10. p. 330—336. Correspondence secrète de Marie Antoinette avant et après le voyage de Varennes in dem Jahrg. 1835 der zu Paris herausgegebenen Revue rétrospective Nr. 3 et 4 oder nach dem Leipziger Abdrucke in: Souvenirs historiques (1835) Nr. 1. p. 7. 18. Wir halten die hier mitgetheilten Denkschriften dem größten Theile nach für echt, so mißtrauisch man auch gegen solche Documente heut zu Tage seyn muß, und haben diese Ansicht im Magazin für Literat. des Auslands 1835 Nr. 129 ausführlicher entwickelt.

hauptung, daß durch die Verschwendung des Hofes und ganz besonders der Königin, Frankreichs Finanzen zu Grunde gerichtet sind, daß Calonne dazu die Hand geboten und daß seine maaßlose Verschwendung und große Gefälligkeit gegen die Königin, den Grafen Artois und andere Prinzen des königlichen Hauses dem Lande bedeutende Summen gekostet habe. Eine gedrängte Zusammenstellung dessen, was die Königin insbesondere angeht, von der Schlosser *) neuerdings behauptet hat, daß sie mit ihrem Flitterputz größere Summen verschwendet hätte, als die solideste Pracht würde erfordert haben, wird das wahre Sachverhältniß zeigen.

Die sorgfältigsten Untersuchungen und Nachforschungen der Feinde der Königin, die endlich das Register aller geheimen Ausgaben des Hofes, das sogenannte rothe Buch, in ihre Hände gebracht hatten, beweisen, daß der Etat der Königin zur Besoldung und Unterhaltung ihres ganzen Hofes jährlich nicht mehr als eine Million Thaler betragen habe. Aus demselben rothen Buche ergiebt sich ferner, daß außer den festgesetzten jährlichen Summen für den König und seine Gemahlin in funfzehn Regierungsjahren auf Anweisung sämmtlicher Finanzminister dieser Periode nicht mehr als drei Millionen Thaler ausgegeben seyn konnten. Ob dieses Geld, so wie fast alle übrigen Ausgaben des rothen Buches, von dem gewöhnlichen Etat, hier von dem des königlichen Hauses oder über denselben ausgegeben worden ist, bleibt, wie bei allen Abschnitten, unerörtert. Jedenfalls war ein großer Theil davon, selbst nach der Versicherung des Finanzausschusses, der dem Hofe die Mittheilung des rothen Buches abzwang, zum Ankauf zinsbarer Papiere verwendet worden, also wahrscheinlich um

*) a. a. O. III. 2. S. 524. Gerechter zeigt sich Wachsmuth (I. 53. 61) und Dahlmann (die franz. Revolution S. 15. 16) in dieser Beziehung, ohne die Mißgriffe der Königin zu verhehlen.

in der kritischen Zeit eine Art von Nothpfennig für den Monarchen zu bilden. Jene Summen aber können unmöglich die Finanzen Frankreichs so zerrüttet haben, als die Feinde der Königin wollen, sogar wenn man annimmt, daß manche Summen, wie etwa die fünfmalhundertfünfundfunfzig Thaler, der Betrag der geheimen Pensionen, nicht überall mit Sparsamkeit verausgabt worden wären. In der letzten Beziehung konnten allerdings einzelne Rechnungssätze für Unkundige oder solche, welche die Ausgaben unter Ludwig XV. mit denen unter Ludwig XVI. zusammenzustellen sich nicht die Mühe gaben, auffallend erscheinen. So bezog z. B. die Herzogin von Grammont 150,000 Livres, so wohl für eigne Dienste in politischen Geschäften als für die ihres verstorbenen Bruders Choiseul; die Prinzessin von Vaudemont 60,000 L. wegen der wichtigen Dienste ihres Bruders Lambesc; Arthur Dillon, Eigenthümer eines schottischen Regiments, erhielt eine Pension von 160,000 L., in Betracht der auf den Antillen geleisteten Dienste und auf die Empfehlung der Königin; Graf Vaudreuil hatte in acht Jahren an jährlichen Gratificationen oder Zahlungsanweisungen die Summe von 2,885,000 L. bezogen, ohne seine Besoldung als Grand Fauconnier de la France; Besenval erhielt 200,000 L., um seine Schulden zu bezahlen, und eine Pension von 60,000 L. u. s. w. *). Aber trotz dieser Angaben fühlte die Commission, welche das rothe

*) Nach Montgaillard II. 216. 222; man sehe aber dagegen v. Schütz I. 302. II. 7. 26—35 und Wachsmuth I. 61 f. Vergleicht man diese Summen mit den Pensionen und Jahrgeldern, welche Marie von Medicis während ihrer Regentschaft an einzelne Personen verwilligte, so müssen Ludwig XVI. und Marie Antoinette immer noch sparsam genannt werden. So konnte Concini für die ihm gemachten Geldgeschenke binnen zwei Jahren für 700,000 L. Güter kaufen; Vendome erhielt 600,000 L., Longueville 1,200,000, Mayenne, Vater und Sohn, 2,000,000, Condé 3,660,000 L. u. s. f., wie aus Raumer's Gesch. von Europa seit dem Ende des funfz. Jahrh. IV. 11 zu ersehen ist.

Buch bekannt gemacht hat, daß der Vorwurf unermeßlicher Verschwendung dadurch noch nicht hinlänglich gerechtfertigt sey. Denn sie sagt im Vorworte zum rothen Buche: „Dieses Register ist nicht das einzige, welches Beweise von Geldgier der Günstlinge enthält; die Commission entdeckt bei ihren fortgesetzten Arbeiten eine Menge Beweise anderer Plünderungen, die sie nach und nach ebenfalls bekannt machen wird". Indeß ist späterhin nichts weiter erschienen.

Ferner ist die Königin angeklagt worden, bei Hoffesten und auf ihren Lustschlössern und Landsitzen große Summen verschwendet zu haben. Ein in der That unbegreiflicher Vorwurf. Denn der französische Hof ist niemals weniger glänzend gewesen als zur Zeit Ludwig XVI., wo die Königin die Beschwerden großer Hoffeste fürchtete und dadurch dem Abbé Soulavie *) Gelegenheit gegeben hat, sich sehr unwillig über sie zu äußern, weil sie nach seiner Ansicht den früheren Glanz des Hofes heruntergebracht, die Staatskleider vereinfacht, statt der seidenen Stoffe leichtere Stoffe eingeführt und dadurch den Ruin der Fabriken in Lyon veranlaßt habe. Marie Antoinette war allerdings während der ersten Jahre ihres Aufenthalts in Frankreich für neue Moden, Schmuck und Kleider lebhaft eingenommen **) und verstattete Juwelieren und der Modehändlerin Rosa Bertin öfterer den Zutritt, als es dem Brauche der frühern Königinnen ***) von Frankreich gemäß und ihrem eignen guten Rufe nützlich war. Die traurigen Folgen zeigten sich bei der berüchtigten Halsbandgeschichte, deren handgreifliche Unwahrheiten niemals hätten so leicht Glauben finden können,

*) Mém. VI. 41—45.

**) Campan ch. 4. p. 107. 109. Ségur Mém. T. II. p. 36.

***) Anecdotes sur le règne de Louis XVI. T. II. p. 799. 800. und Eclaircissemens historiques hinter den Campan'schen Memoiren T. II. p. 1049, vgl. mit den Briefen eines Reisenden im Weimar. Journal f. Kunst, Literatur und Mode 1825 Nr. 18.

wenn nicht einzelne Unvorsichtigkeiten der Königin vorausgegangen wären *). Aber schon bald nachher gefiel sich die Königin in größter Einfachheit und es erregte wiederum Unwillen, als sie die leichte und natürliche Kleidung, welche sie in ihrem Stillleben zu Trianon anzulegen pflegte, auch in den Prunkzimmern von Versailles zu tragen begann. Frau von Campan erklärt hierbei, aber freilich in einem ganz andern Tone als Soulavie, daß diese weit getriebene Einfachheit nicht mit der Staatsklugheit vereinbar gewesen sey, indem in Frankreich der Glanz und die Pracht des Thrones in gewisser Hinsicht mit dem Vortheile (interêt) der Nation zusammenhinge, ja sie meint an einer andern Stelle, daß dieß vielleicht das einzige Unrecht gewesen sey, welches man ihrer Gebieterin habe mit Grund vorwerfen können **). Aber selbst jene Liebhaberei der Königin in frühern Jahren kann unmöglich den Finanzen eines großen Reiches in dem Grade geschadet haben, wie es ihre Feinde darzustellen bemüht gewesen sind. Nicht anders verhält

*) Die Halsbandgeschichte, von der Goethe (Gespr. mit Eckermann II. 272) sagte, daß sie als Factum der französischen Revolution unmittelbar voranginge und davon gewissermaaßen das Fundament sey, ist von mir in einem Aufsatze im Literar. Zodiacus XII. S. 412—447 ausführlich erzählt worden und ich habe seitdem keinen Stoff zu wesentlichen Abänderungen gefunden. Wachsmuth hat sie in der ersten Beilage zum ersten Theile seines Werkes mit gewohnter Sachkenntniß dargestellt und erkennt so wie Droz a. a. O. I. p. 227—232, Carlyle a. a. O. I. 77 ff. und die Herausgeber des Neuen Pitaval VIII. 192—295 in ihr die vereinte Bosheit, durch welche der Name der Königin in der Meinung des Volkes für ihr folgendes Leben entstellt worden ist. Dans le public, sagt Droz kurz und richtig, et même au sein de la magistrature, il s'agissait moins d'un procès que d'une affaire politique. Dasselbe Unglück der ganz unschuldigen Königin beklagt auch Schlosser in seiner Erzählung III. 2. S. 513—519.

**) Mém. ch. 9. p. 280. Notice sur la vie de Mad. Campan p. 12. Anecdotes p. 799. Schlosser's hartes Wort (S. 514) „der kindische Leichtsinn der Königin, wenn es auf Flitter, Zerstreuung und Glanz ankam", ist also nicht maaßgebend.

es sich mit den großen Summen, welche Marie Antoinette in ihren Schlössern oder Landsitzen verschwendet haben soll. Zuerst war dieß von ihrem Gartenhause zu Trianon behauptet, wo sie sich am liebsten aufhielt. Hier sollten Millionen zum Aufbau und zur Ausschmückung des üppigen Wohnhauses vergeudet seyn, zu den Amor- und Floratempeln, zu den Carrousels, zu den höchst sinnvoll erfundenen Gartenspielen aller Art und zur Anlage eines kleinen, artigen Müllerdorfes, worin zuweilen König und Königin als Müller und Müllerin zu sehen gewesen wären. Aber schon der kleine Raum des Hauses und Gartens zu Trianon würde beweisen, daß eins jener Prachtfeste am Hofe Ludwig XVI. mehr Kosten hatte verursachen müssen als die gesellschaftlichen Unterhaltungen eines Jahres in dem kleinen, so wenig königlichen Trianon. Dasselbe gilt von den Schauspielen, welche in dem ländlichen Aufenthalte aufgeführt wurden. Aber auch andere Zeugnisse beweisen dieß. Frau von Campan versichert, daß das sämmtliche Hausgeräth zu Klein-Trianon im Jahre 1789 noch ganz dasselbe gewesen sey, wie es Ludwig XV. beim Erbauen des kleinen Hauses habe einrichten lassen, und daß die Vergnügungen der Königin darin bestanden hätten, die Werkstätten des kleinen Dörfchens zu besehen, im See zu fischen, die Kühe melken zu sehen und frei von aller Förmlichkeit zu leben. Sehr selten stellte sie größere Feste hier an. Frau von Campan erzählt nur von einem einzigen, das zu Ehren des Kaisers Joseph bei seiner Anwesenheit im Jahre 1777 gegeben worden ist, über welches aber freilich schon damals die bittersten und ungerechtesten Bemerkungen gemacht wurden, obgleich die Beschreibung eines dem Könige Gustav III. von Schweden am 24. Junius 1783 veranstalteten Festes ebenfalls nur den Character einfacher, heiterer Geselligkeit trägt, und an Glanz und Aufwand leicht hätte können von einem Privatmann überboten werden. Eben so versichert Achaintre, der im Jahre 1791,

als die Volkswuth das kleine Schloß noch nicht zerstört hatte, dasselbe sah, daß die hier angebrachten Verschönerungen unmöglich die großen Summen erfordert haben könnten, welche man der Königin aufgebürdet hatte *). Auf ähnliche Weise ward die Erwerbung getadelt, welche Marie Antoinette an dem Schlosse zu St. Cloud machte, das man indeß nicht eher für sie kaufte, als bis die Veräußerung der Gebäude des alten Schlosses la Trompette in Bordeaux den Betrag der ganzen Kaufsumme ohne Belästigung des königlichen Schatzes geliefert hatte **). Kurz, die Königin Marie Antoinette hat ungeachtet ihrer Neigung zu gesellschaftlichen Vergnügungen dem französischen Reiche weit weniger Ausgaben verursacht als irgend eine Geliebte der frühern Monarchen. Daher trägt sie, deren sparsame, mäßige Gesinnung überdieß durch unverdächtige Zeugnisse bestätigt wird, nicht die Schuld des Verfalls der französischen Finanzen. Die wahren Ursachen liegen ziemlich klar vor Augen. Zuerst die Verschwendungen seit Heinrich IV. Tode (betrug doch schon im Jahre 1624 das Deficit zehn Millionen und die Staatsschuld 52 Millionen Livres), dann unter der jetzigen Regierung die Aufhebung der harten, aber unerläßlichen Maaßregeln zur Deckung des Deficit, welche Terray in den letzten Regierungsjahren Ludwig XV. ergriffen hatte, ferner

---

*) Fleury II. 108—114. Campan ch. 5. p. 125 f. ch. 9. p. 776 f. Storch, Skizzen auf einer Reise durch Frankreich im J. 1680 S. 304. Gustav's III. Nachgelassene Briefe III. 1. S. 136. Für das Letzte s. Achaintre Histoire de Marie Antoinette 80.

**) Die Beweisstellen hierzu stehen bei v. Schütz I. 302, vgl. Campan ch. 11. p. 340—342. Um so mehr muß man die Angabe Schlosser's a. a. O. S. 512 in Zweifel ziehen, daß Calonne aus der Staatscasse die nöthigen Gelder geschafft habe, um die Grille der Königin, St. Cloud zu besitzen und zu verschönern, befriedigen zu können. Die Herzogin von Abrantes hatte sogar gehört, daß Marie Antoinette St. Cloud de ses propres deniers, de deniers de sa dot gekauft habe (zweite Folge der Denkwürdigk. T. VII. p. 54).

der Kampf für die Befreiung der Amerikaner und die glänzende, verführerische Idee, den ungeheuren Bedarf für diesen Krieg durch bloße Anleihen, ohne Belastung und ohne alle Beihülfe des Volkes zu decken. Zwar weniger sichtbar, aber nach Verhältniß nicht minder nachtheilig, wirkte die herrschende Neigung zu Veränderungen in Staats- und Verwaltungsformen auf den Zustand der Finanzen. Der Umsturz aller Heereseinrichtungen durch den Grafen St. Germain, die Neuerungen Turgot's, selbst die Wiederherstellung der Formen und Einrichtungen, die diese Minister so schnell vernichtet hatten, konnten nicht ohne Einbuße, nicht ohne außerordentliche Ausgaben des Schatzes geschehen.

Während in dieser Zeit sich die Anklagen über Verschwendung und den für Frankreich nachtheiligen Einfluß der Königin häuften, gab sie bei Gelegenheit der Irrungen Joseph's II. mit der Republik Holland einen deutlichen Beweis, daß ihr Frankreichs wahres Glück und echter Wohlstand sehr am Herzen läge. Bekanntlich waren in den Jahren 1784 und 1785 zwischen Kaiser Joseph II. und den Generalstaaten von Holland ernsthafte Streitigkeiten über die Handelsfreiheit des letztern Landes und die freie Schifffahrt auf der Schelde ausgebrochen. Als der Kaiser sich zu einem feindlichen Angriffe rüstete, suchte Holland die Vermittlung Frankreichs oder, wenn diese nicht helfen sollte, dessen kräftigen Beistand. Vergennes suchte den König Ludwig zu überzeugen, daß es mit der Würde und dem Interesse Frankreichs nicht bestehen könnte, dem Kaiser zu gestatten, einem unabhängigen Staate, mit dem sich Frankreich so eben verbinden wollte, Rechte abzudringen, die ihm höchst wichtig seyen. Doch müsse mit Vorsicht und Mäßigung gehandelt werden. Für dieselbe Meinung sprachen auch der Seeminister Castries und der Kriegsminister Ségur. Ehe der Letztere sich in die Versammlung der Minister begab, erschien er bei der Königin und überreichte ihr die von ihm in dieser

Angelegenheit verfaßte Denkschrift. „Ich verdanke", sagte er dabei, „der Gnade Ew. Majestät das Ministerium, welches der König mir zu übertragen geruht hat; ich begreife und kenne die jetzige Unruhe Ew. Majestät; der Entschluß, zu dem ich dem Könige rathen werde, indem ich der Stimme meines Gewissens folge, wird diesen Kummer noch vermehren, weil sein Resultat ein Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich seyn kann. Wie sehr mich auch immer dieß betrübt, so glaube ich doch Ew. Majestät meine Erkenntlichkeit zu beweisen und die mir bewiesene Gnade zu rechtfertigen, wenn ich mich streng an die Verpflichtungen halte, welche mir meine Ehre, mein Amt, der Ruhm des Königs und das Interesse Frankreichs auferlegen". Die Königin las die Denkschrift und äußerte sich hierauf in folgender Art: „Sie thun wohl daran, so zu handeln, Herr Marschall. Ich billige ganz Ihr Benehmen. Es ist mir gewiß unmöglich, zu vergessen, daß ich eine österreichische Prinzessin bin und die Schwester des Kaisers; aber in diesem Augenblicke darf ich mich nur daran erinnern, daß ich Königin von Frankreich und Mutter des Dauphins bin".

Und nach Ségur's ausdrücklicher Versicherung hielt die Königin auch Wort und that nicht den geringsten Schritt in dieser Angelegenheit. Ludwig's Vorstellungen bestimmten den Kaiser Joseph, seine Forderungen aufzugeben und sich mit einer Entschädigung an Geld zu begnügen, zu welcher der König von Frankreich viertehalb Millionen Gulden beisteuerte *). Ein großer Theil der Nation war damit freilich nicht zufrieden: die Anhänger der neuen Philosophie, die nach Krieg dürstende französische Jugend, sahen es als einen Schimpf für

*) Ségur II. 80—91. Zur Sache s. Dohm's Denkwürdigk. II. 239 f. Van Campen Geschichte der Niederlande II. 485 giebt die Summe nicht genau an.

Frankreich an, daß es sich nicht mit den Waffen in der Hand eines Staates angenommen hätte, der von einem österreichischen Despoten unterdrückt werden sollte. Man sprach im Jahre 1785 in Paris eben so eifrig für die Holländer, als im Jahre 1831 für die Polen. Damals, wie später, erwogen nur die Wenigsten, was der wahre Vortheil Frankreichs sey, damals hatte der Staat kein Geld, später keine Armee, nur schöne Worte, großmüthige Versicherungen und prahlerische Ausfälle gegen andere Staaten. Der friedliche Ausgang dieser Angelegenheit schadete, wie Ségur ausdrücklich bemerkt, namentlich der Königin und veranlaßte das ganz abgeschmackte Gerede, daß die Königin ihrem Bruder große Summen aus den französischen Staatscassen übermacht habe, was nichts Anderes war, als der Widerklang jener alten Beschuldigung, daß die Königin noch immer zu sehr Oesterreicherin sey. Frau von Campan und nach ihr Achaintre sprechen von einer Summe von funfzehn Millionen Livres, die in Gemäßheit früherer Tractate Frankreich an Oesterreich hätte zahlen müssen. Diese Summe sey öffentlich verpackt und durch die Post abgeschickt worden, wodurch eine Menge falscher Gerüchte gegen die Königin in Umlauf gekommen wären. Das Letztere mag immerhin wahr seyn; aber von jenem Tractate ist nicht das Mindeste bekannt. Eben so wenig läßt sich aus glaubwürdigen Nachrichten darthun, daß Joseph II. von seiner Schwester verlangt habe, für ihn eine Anleihe von zwölf Millionen Livres zu bewerkstelligen, wie man in den Memoiren der Herzogin von Abrantes findet. Die Unterredung, welche Marie Antoinette mit dem Grafen von Vergennes deshalb hatte, enthält mehr als eine Unwahrscheinlichkeit, und die Art, wie sich der Minister aus seiner Verlegenheit half, ist zu abenteuerlich, als daß sie wirklich stattgefunden haben könnte. Die Herzogin von Abrantes kann überhaupt nur da auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen, wo sie von Napoleon, seiner Familie und seinen

Marschällen spricht; ihre Erinnerungen aus Erzählungen älterer Personen und ihre Nachrichten über auswärtige Angelegenheiten sind in der Regel unrichtig *).

Als Vermittler bei jenen Geldangelegenheiten und Geldsendungen ward nun ganz besonders der Minister Calonne genannt, den Soulavie sogar als den Cassirer der Königin bezeichnet hat. Wie unschuldig oder schuldig er auch immer zu diesem Namen gekommen ist, so trugen doch jene Gerüchte sehr viel dazu bei, ihn im Volke verhaßt zu machen, und die Kühnheit, mit welcher er seine Anleihen zu bewerkstelligen strebte, galt bei Vielen als Verschwendung und Verrath an der Sache des Landes. Unfähig, die leeren Staatscassen durch Anleihen zu füllen, rieth er dem Könige, die Notabeln zusammenzuberufen. Dieß geschah. Aber kaum war jene Ver-

*) Campan ch. 13. p. 388. Achaintre 135. Abrantes I. 113—115. Ségur sagt ausdrücklich (III. 466): Ce qui est certain, c'est que dès l'époque des affaires de la Hollande, ce même parti (die gegenösterreichische) avait accusé faussement l'infortunée Marie Antoinette de sacrifier l'argent et la considération de la France aux intérêts de l'empereur son frère. Eben so sprach sich Ségur gegen den Prinzen Heinrich von Preußen aus (II. 140). Ueber diese Gerüchte und Anklagen schreibt Ferrières, kein Freund oder Bewunderer der Königin, aber ein rechtlicher Mann, in seinen Mémoires pour servir à l'histoire de l'assemblée constituante T. III. p. 379: on ne vit plus en la reine qu'une femme altière, qui haissait les Français, qui sacrifiait l'honneur et l'argent de la patrie aux projets ambitieux de son frère et encore archiduchesse d'Autriche, quoique reine de France et mère de l'héritier présomptif de la couronne. Cette opinion, sans doute fausse, mais propagée avec une adresse perfide, s'étendit bientôt jusque dans le peuple. Als der eigentliche Vertreter dieser Verläumdungen muß Soulavie angesehen werden, dessen hierher gehörige Stellen von mir in der Bran'schen Minerva (1837 März) beleuchtet worden sind. Wie fest dagegen die Königin an der Aufrechthaltung des Bündnisses zwischen Frankreich und Oesterreich hielt und wie sie es grade war, die im Jahre 1784 eine größere Annäherung Frankreichs und Preußens verhinderte, ist aus dem unverdächtigen Zeugnisse des Marquis von Bouillé (Mém. T. I. p. 36—38. 193. Ausg. vom J. 1801) zu ersehen.

sammlung einen Monat beisammen gewesen, als Calonne einsah, daß er die Mehrheit der Stimmen gegen sich habe und daß der Graf von Artois, dem er das Geld zum Spiel, zum Wettrennen, zum Ankauf von Pferden, zu jeder thörichten Verschwendung aus der Staatscasse gegeben habe, ihn nicht werde retten können. Da sich überdieß auch die Königin gegen ihn entschied, so erhielt er am 9. April 1787 Befehl, seine Stelle niederzulegen. Für ein so schwieriges Amt aber schien der Königin Niemand geschickter als Lomenie de Brienne, Erzbischof von Toulouse, Turgot's Jugendfreund und d'Alembert's eifriger Anhänger. Um das Lob dieses Meisters zu rechtfertigen, beförderte Brienne jede Neuerung der Philosophenpartei, ohne Unterschied, und erwarb sich den Ruf eines großen Talentes für die Verwaltung. Seine Verbindung mit Necker hatte ihm die günstige Meinung der Königin erworben, die überdieß durch den Abbé Vermont, welcher dem Erzbischofe aus früherer Zeit her große Verbindlichkeiten hatte, bedeutend vermehrt wurde. Dagegen konnte der König nie seine Abneigung gegen einen Prälaten unterdrücken, der, wie der Monarch sagte, nicht an Gott glaubte, und überdieß in dem Rufe zu freier Sitten stand. Calonne's unmittelbarer Nachfolger, der bejahrte Fourqueux, zeigte sich bald der schweren Bürde nicht gewachsen, und so siegte der Einfluß der Königin, verbunden mit der Nothwendigkeit, ein anerkanntes Talent an die Spitze der Verwaltung zu stellen, endlich über alle Bedenklichkeiten des Königs *). Am 1. Mai 1787 erhielt Brienne mit dem Titel Chef des Finanzrathes die oberste Leitung der Finanzen. Es darf übrigens in Beziehung auf spätere Urtheile über das Benehmen der Königin bei dieser

*) Besenval II. p. 218. 223—227. 275. Campan ch. 13. p. 385—387. Droz I. p. 264—266. v. Schütz II. 83—85. C'est de ce jour, sagt Droz, que la reine eut sur les affaires d'état une grande influence.

Ministerveränderung nicht unbeachtet bleiben, daß die öffentliche Meinung sich nach unverdächtigen Zeugnissen *) auf das Vortheilhafteste für den neuen Minister aussprach: man glaubte, zugleich auf seine Fähigkeiten und auf seine Liebe zur Freiheit bauen zu können.

Da der König seine frühere Abneigung gegen Brienne nicht sofort zu überwinden im Stande und es doch für den Gang der Geschäfte wesentlich nothwendig war, daß er Vertrauen zu seinem Minister gewann, so sah sich Marie Antoinette zu einem thätigen, unverdeckten Eingreifen in die Staatsangelegenheiten aufgefordert. Demnach erschien sie in Person bei den wichtigsten Berathungen und Verhandlungen der Minister, und gewöhnlich wurde ihre Meinung angenommen, die indeß meistens nur der Widerhall der erzbischöflichen Rathschläge gewesen seyn soll. Besenval versichert, daß dieß Verfahren der Königin sehr in der öffentlichen Meinung geschadet habe und die ganze Verwaltung dadurch in übeln Ruf gekommen sey. Hören wir daneben Frau von Campan, so können wir nicht verkennen, daß Marie Antoinette selbst das Unzweckmäßige ihrer Lage und Stellung fühlte **). Als ich ihr, so berichtet die genannte Vertraute, einstmals die Eingaben und Berichte zusammenpacken half, welche ihr die Minister zur Abgabe an den König zugestellt hatten, sagte sie seufzend: „Ach, es giebt für mich kein Glück mehr, seit sie mich zur Intrigantin gemacht haben. Ja", fuhr sie fort, „das ist der rechte Ausdruck dafür. Jede Frau, die sich in Sachen einmischt, die über ihren Gesichtskreis und über die Schranken ihrer Pflicht hinausliegen, ist eine Intrigantin. Sie werden sich wenigstens überzeugen, daß ich mich nicht verwöhne und daß ich mir einen

*) Necker de la révol. franç. T. I. p. 25. 26. Bailly Mém. T. I. p. 4.

**) Mém. ch. 13. p. 390. 391. Besenval III. 335.

Namen der Art nur mit großem Bedauern gebe. Eine Königin von Frankreich ist nur dann glücklich, wenn sie sich in nichts einmischt und sich bloß so viel Ansehen zu erhalten sucht, als nöthig ist, ihre Freunde glücklich zu machen und einige ihrer treuen Diener versorgen zu können". „Wissen Sie", setzte sie endlich hinzu, „was mir neulich begegnet ist? Seitdem ich jetzt immer zu den Ausschußversammlungen (comités particuliers) in den Zimmern des Königs komme, habe ich eines Tages, als ich durch das Oeil de boeuf ging, einen Musiker der Kapelle so laut sprechen hören, daß mir kein Wort entging: „„Eine Königin, die ihre Schuldigkeit thut, bleibt in ihren Zimmern und strickt Filet"". Ich dachte bei mir selbst: Du hast Recht, Unglücklicher! Aber du kennst nicht meine Lage: ich weiche der Nothwendigkeit und meinem bösen Geschicke".

In diese Zeit mögen auch vielleicht die ähnlichen Aeußerungen zu setzen seyn, in denen die Königin gegen Frau von Campan sich über die Uebelstände eines zu engen Verhältnisses zwischen Fürstinnen und Privatpersonen beklagte, nicht etwa, als ob sie der Herzogin von Polignac irgend ein Versehen vorzuwerfen hätte, das ihr die getroffene Wahl weniger wünschenswerth machte, sondern weil jene selbst sich durch die Freunde ihrer Freunde gebunden sehe und weil der verdienstlose Ehrgeiz Mittel und Wege finde, um sich durch Zudringlichkeit allerlei Vortheile zu verschaffen. Auch versprach die Königin in ihren Herzensergießungen, daß die Erfahrungen ihres eignen Lebens sie bewegen würden, auf das Betragen ihrer Schwiegertöchter ein sehr wachsames Auge zu haben, in der Wahl ihrer Hofdamen höchst vorsichtig zu seyn und ihnen keine zu genaue Annäherung an gewisse Privatpersonen zu gestatten. Sie sprach dabei nach dem Zeugniß der genannten Frau mit einer solchen Unparteilichkeit und Strenge von ihren frühern Jahren, daß man glauben konnte, sie

werde Andere vor ähnlichen Mißgriffen bewahren können *). Aber in Beziehung auf die durch einen Zusammenfluß unheilvoller Umstände herbeigeführte Einmischung in die öffentlichen Angelegenheiten blieb die Lage der Königin um so schwieriger, weil Ludwig XVI. ihr die Kenntniß nothwendiger Einzelheiten oft vorenthielt und sie sowohl aus diesem Grunde, als auch, weil sie mehr von ehrgeizigen, als von gescheiten Männern geleitet, nie auf die öffentlichen Angelegenheiten recht nützlich einwirken konnte. Hierdurch gerieth sie bei allen Parteien und in allen Classen der Gesellschaft in eine Ungunst, deren Zunahme ihre aufrichtigsten Anhänger mit tiefem Bedauern wahrnehmen mußten.

Kurze Zeit nach Brienne's Uebernahme seines Ministerpostens erfolgten die neuen Auflagen-Edicte und die kühnen Schritte des Pariser Parlaments gegen dieselben, welche am 15. August 1787 zur Verlegung desselben nach Troyes Veranlassung gaben. Drei Tage darauf ereigneten sich die beunruhigenden Auftritte in der Oberrechnungs- und Obersteuerkammer bei der vom Könige geforderten Einzeichnung jener Edicte, und die öffentliche Verhöhnung des verhaßten Grafen Artois, wobei von allen Seiten der Wunsch nach einer Berufung der Reichsstände ausgesprochen wurde. Daß unter solchen Umständen wenige Tage nachher der König den Erzbischof von Toulouse, gegen den er bisher so sehr eingenommen gewesen war, zum Premierminister ernannte und ihm alle Zweige der Verwaltung unterordnete, galt wieder als das unzweideutigste Zeichen von der Allgewalt der Königin. Ihr vertrauter Anhänger, der Baron Besenval, bestätigt es **), daß sie hierin gänzlich den Einflüsterungen des Abbé Vermont gefolgt

*) Campan Mém. ch. 10. p. 332. 333 und ch. 13. p. 391.

**) T. III. p. 33. p. 121. p. 137. p. 320. p. 360—363. Campan ch. 13. p. 385—387.

ſey. Die üble Stimmung gegen ſie nahm auch dadurch zu, ſie machte ähnliche Erfahrungen als Artois und vermied es gegen das Ende des Jahres nach Paris zu kommen *).

Brienne aber beſaß weder Talent noch Character, um einem Amte vorzuſtehen, nach dem er bloß aus Eitelkeit und Ehrgeiz getrachtet hatte. In den Streitigkeiten mit dem nach Paris zurückberufenen Parlamente, bei der Verweiſung des Herzogs von Orleans und der Verhaftung der beiden Parlamentsräthe Freteau und d'Eſpréménil und bei den Unruhen in der Dauphiné und Bretagne, die zunächſt durch die in einer ſolchen Zeit lächerliche Erfindung einer neuen Gerichtseinrichtung hervorgerufen waren, zeigte ſich das ohnmächtige Beſtreben des Miniſters, über Gegner, die täglich an Macht und Einfluß zunahmen, zu ſiegen. Die Anwendung militairiſcher Macht ſteigerte in der ohnehin ſo aufgeregten Zeit nur das allgemeine Mißvergnügen und den Widerwillen gegen die Handlungen einer unumſchränkten Gewalt, als deren Vertreterin ſogar in amtlichen Schriften die Königin bezeichnet ward **), und gegen die man wiederum nur in der Berufung der Reichsſtände ein Gegenmittel fand. Der König ſah ſich endlich genöthigt, den Tag zur Berufung der Ständeverſammlung auf den 1. Mai 1789 anzuberaumen. Früher aber noch erregte die Verordnung vom 16. Auguſt 1788 zur Einſchrän-

*) Lafayette Mém. II. 203. Dröz 276.

**) Montjoye (I. 280) hat dieſe Stelle aus einer Supplication im Namen der bedrohten Parlamente: Si l'exil est le prix de la fidelité des princes de votre sang (mit Beziehung auf den Herzog von Orleans) nous pouvons nous demander avec effroi, avec douleur, ce que vont devenir les loix, la liberté publique étroitement liée a la nôtre, l'honneur national et les moeurs françaises, ces moeurs si douces, si nécessaires à conserver pour l'intérêt commun du trône et des peuples. De tels moyens, Sire, ne sont pas dans Votre coeur; de tels exemples ne sont pas les principes de Votre Majesté: *ils viennent d'une autre source.* Vergl. v. Schütz II. 83—167.

kung der Zahlungen aus königlichen Cassen, indem neue Staatspapiere geschaffen und die Beamten genöthigt wurden, dieselben statt baaren Geldes anzunehmen, den größten Unwillen in Paris, so daß Brienne sich nicht verbergen konnte, es sey seine Existenz als Minister davon abhängig. Der Graf von Artois nahm es auf sich, der Königin die Nothwendigkeit vorzustellen, ihren Schützling, den Premierminister, auf das Schleunigste zu entfernen, wenn nicht in der allgemeinen Gährung selbst das Leben ihres Gemahls bedroht werden sollte. Unter vielen Thränen entschloß sich die Monarchin zu dem Opfer; der König, der durch Brienne's Verwaltung den gefürchteten Staatsbankerott über sein Reich hereinbrechen sah, bewilligte gern dessen Verabschiedung. Der Minister forderte am 25. August seine Entlassung, und die Nachricht von der Bewilligung derselben erregte in ganz Paris den unmäßigsten Jubel *). Selbst die Königin erhielt ihren Antheil an der allgemeinen Freude. Aber nach vierundzwanzig Stunden ward wieder ein eben so allgemeiner Tadel laut, als man hörte, daß der Erzbischof von der Königin die Zusicherung der Cardinalswürde erhalten habe und daß seine nächsten Verwandten mit wichtigen Vortheilen bedacht wären. Schon früher hatte Brienne das Erzbisthum Toulouse mit der weit reichern Pfründe Sens vertauscht und zugleich eine sehr bedeutende Summe zur Tilgung seiner Schulden empfangen. Daher konnte es nur lauten Unwillen erregen, daß der Mann, unter dessen Verwaltung eine so große Noth über Frankreich hereingebrochen war, jetzt belohnt vom Schauplatze abtrat, ja sogar bereichert aus dem Schatze, den er so eben für erschöpft erklärt hatte.

*) Droz 214—216. In den Eclaircissemens historiques hinter den Campan'schen Denkwürdigk. T. III. p. 1273—1277. des Stuttgart. Abdrucks stehen ausführliche Nachrichten über Brienne's Entlassung, die aber wegen großer Eitelkeit und Selbstgefälligkeit des Erzählers (denn Brienne spricht selbst) nicht überall gleich glaubwürdig sind.

Frau von Campan verhehlt den großen Fehler nicht, den die Königin bei der Entlassung des Ministers beging. Die unglückliche Frau, die nicht gern Jemand unzufrieden entließ, glaubte auch hier den Minister durch ein Zeichen ihrer Gunst ehren und ihn in zwei sehr freundlichen Handschreiben ihrer Zufriedenheit versichern zu müssen, weil sich sonst Niemand mit Interesse dem königlichen Dienste widmen würde*). In diesem hervorstechenden Zuge in Marie Antoinette's Character kann allein ihre Entschuldigung liegen. Späterhin hat sie es wiederholt beklagt, die Beschützerin eines Mannes gewesen zu seyn, der nach seinem eignen Geständnisse durch seine Verwaltung mehr die Revolution vorbereitet, als der Sache des Königs gedient habe.

An die Stelle des entlassenen Brienne trat Necker. Seine Berufung war der lebhafteste Wunsch des Volkes und kein Mittel schien daher passender, um die allgemeine Gährung zu beruhigen. Das Wohlwollen der Königin für Necker war nie ganz erstorben, obgleich sie seine Schriften über Finanzopera-

*) Campan T. I. ch. 13. p. 392. 393. Die beiden Handschreiben sind im J. 1789 in einer Sammlung von Briefen Brienne's gedruckt worden, ohne daß man ihre Echtheit angegriffen hätte, und bei Schlosser a. a. O. IV. 11. zu finden. Das erste lautet: Je vois avec peine le depart de Mr. l'archevêque de Sens. L'abbé de Vermond est chargé de lui dire combien sa retraite m'affecte. Trop prudent pour dévoiler bien des choses Mr. l'archevêque se retirera sans doute avec cette discretion qui accompagne l'homme qui n'est pas disgracié et qui tient encore tant à la faveur. Im zweiten heißt es: Mr. l'archevêque de Sens sera octroyé dans sa demande, Mr. de Brienne (sein Bruder) aura encore quelque tems le portefeuille de la guerre. C'est toujours avec plaisir que la reine saisira l'occasion de témoigner sa bonté à Mr. l'archevêque. Schlosser findet in diesen Briefen deutlich ausgesprochen, daß die Königin wahrscheinlich ihren schwachen Gemahl abhalten werde, jemals ganz und durchaus in Necker's Plane einzugehen — ich gestehe dieß nicht finden zu können, sondern nur die freundlichsten Worte der Königin, um ihrem Schützlinge den Schmerz über seine Entlassung zu versüßen.

tionen und Finanzplane, welche für den Staat nothwendig wären, nicht gebilligt haben soll; ihre jetzige Verwendung aber, verbunden mit den Vorstellungen der Brüder des Königs, bestimmten diesen, dem allgemeinen Wunsche nachzugeben. Der wohlwollende Fürst ordnete gern seine eigne Abneigung gegen Necker dem allgemeinen Besten unter. Necker ward Finanzminister, erhielt den früher verweigerten Eintritt in den Ministerrath und vermöge der Lage der Dinge und seiner Stellung im Wesentlichen die Leitung aller wichtigen Angelegenheiten. Er war Premierminister, ohne es zu heißen, seitdem der dem Volke verhaßte Siegelbewahrer Lamoignon, der Gehülfe und Freund Brienne's, gleichfalls entlassen war. Denn Necker sah ein, daß er neben einem solchen Manne im Ministerrathe seine Popularität nicht würde behaupten können, und suchte deßhalb die Königin für seinen Plan einzunehmen, die es ohnehin schon schmerzte, daß Brienne hatte weichen müssen und Lamoignon bleiben sollte. Ohne Mühe bestimmte sie also ihren Gemahl, daß der Siegelbewahrer durch das Versprechen, seinem Sohne einen Gesandtschaftsposten und die Pairschaft zu geben, bewogen wurde, seine Entlassung nachzusuchen. Aber Lamoignon war damit noch nicht zufrieden. Er verlangte nun außer seiner Pension noch ein Geldgeschenk von 400,000 Livres. Das konnte ihm aber die Staatscasse nicht zahlen und so entnahm er einstweilen auf Abrechnung nur die Hälfte *).

Nachdem die gehässigsten Verfügungen, welche der König auf Brienne's Veranlassung erlassen hatte, zurückgenommen waren, mußte sich die Aufmerksamkeit des Monarchen und seines Ministers vorzugsweise auf die bevorstehende Ständeversammlung richten, und in ihr wieder auf die Gleichstellung des dritten Standes; denn diese Lieblingsidee der Freiheitsfreunde, die vorzüglich für den Adel und für die höhere

*) Droz 318.

Geistlichkeit sehr bedenklich war, machte damals den Gegenstand allgemeiner Untersuchung aus. Als die erste practische Ausführung dieser Idee konnte die Art der Zusammensetzung der Provinzial-Versammlungen betrachtet werden. In diesen hatte der dritte Stand so viele Stellvertreter als die beiden übrigen zusammen; außerdem konnte er mit Wahrscheinlichkeit auf die Stimmen der bürgerlichen Pfarrer unter der Geistlichkeit zählen, und allein die Meinung der Mehrzahl jedes Standes entschied den Beschluß. Indeß war der Wirkungskreis dieser Versammlungen an sich noch zu beschränkt, als daß die Ueberlegenheit des dritten Standes in denselben hätte ernstliche Besorgnisse erregen können, auch waren alle Stände (wie z. B. in der Dauphiné) zu sehr durch ein gemeinsames Interesse verknüpft, gegen den Hof gemeinsam aufzutreten, als daß aus jenem Uebergewichte ein Nachtheil für den Adel hätte entspringen können. Wollte man aber auch die Reichsversammlung nach gleichen Grundsätzen zusammensetzen und stimmen lassen, so war bei der großen, vielleicht unumschränkten Gewalt, die sie nach der Lage der Dinge höchst wahrscheinlich erhalten mußte, der Adel und die höhere Geistlichkeit völlig abhängig von der Willkür des dritten Standes, ja die Folgen dieser Macht ließen sich nicht berechnen, da eine Lehre immer mehr Eingang fand, die jede Eingebung des Hasses und des Neides gegen Begüterte oder Bevorzugte zum Pflichtgefühl zu erheben verstand. Hiervon ausgehend, forderte das Pariser Parlament, dessen Mitglieder aus lauter Bevorrechteten bestanden, im September 1789, daß die Reichsstände in keiner andern Form und Zusammensetzung berufen werden dürften, als dieß im Jahre 1614 bei ihrer letzten Versammlung beobachtet worden war, eine Forderung, durch welche es sich sofort seiner bisherigen Volksbeliebtheit beraubte. Necker, leidenschaftlich für die doppelte Repräsentation des dritten Standes eingenommen, versuchte es nun mit einer Versammlung der

Notabeln, die vom 6. November bis 9. December 1788 zusammenblieben, ohne sich dem Wunsche Necker's, mit Ausnahme einer sehr kleinen Minorität, zu fügen. Die Erbitterung gegen Adel und Geistlichkeit bei den vielen Anhängern der neuen Philosophie nahm dadurch nur zu und erreichte ihren Gipfel, als fünf Prinzen des königlichen Hauses, Graf Artois an der Spitze, dem Könige eine Denkschrift überreichten, in welcher sie dringend baten, daß alle früheren Formen der Reichsversammlung beibehalten und die doppelte Repräsentation des dritten Standes untersagt werden möchte, da dieses Verlangen aus einem Systeme hervorginge, welches auf Ungehorsam und Verachtung der Staatsgesetze begründet sey. Der Monarch ließ aber diese Vorstellung unberücksichtigt und entschied sich für den ihm von Necker am 27. December abgestatteten Bericht, in welchem die Nothwendigkeit einer doppelten Repräsentation des dritten Standes mit vielen Gründen bewiesen war. Hiernach ward die königliche Entscheidung für den dritten Stand und dessen doppelte Repräsentation am 2. Januar 1789 öffentlich bekannt gemacht.

Ueber die Theilnahme der Königin an diesem wichtigen Ereignisse und das Maaß des Einflusses, welches sie dabei auf ihren Gemahl ausübte, finden sich wenige ganz bestimmte Aeußerungen. Frau von Campan bezeugt *), daß die Königin der doppelten Repräsentation des dritten Standes geneigt gewesen sey und nur mit Mißfallen den Schritt des Grafen Artois bei Ueberreichung der oben erwähnten Denkschrift gesehen habe. Sein Benehmen wurde indeß in dem Polignac'schen Salon gebilligt und die Königin begab sich daher in jener Zeit nur so oft dahin, als nöthig war, um den Schein einer Aenderung in ihrem Betragen zu vermeiden. Auch kehrte sie fast immer betrübt von dort zurück. Man kam ihr zwar

*) ch. 13. p. 396.

mit aller Ehrerbietung, die man einer Königin schuldig ist, entgegen, aber der Zauber der Freundschaft war einer befangenen, ihr Herz tief verletzenden Unterhaltung gewichen. Auch war die Kälte, welche zwischen ihr und dem Grafen Artois stattfand, ihr sehr peinlich, denn sie hatte ihn stets wie ihren leiblichen Bruder geliebt. Bei dem lebhaften Interesse aber, welches Marie Antoinette an dem Wohle Frankreichs nahm, und bei der einschmeichelnden Wirkung, welche die Versprechungen der neuen Philosophie seit längerer Zeit auf sie gehabt hatten, darf die Neigung der Königin für eine doppelte Repräsentation und ihre Zustimmung zu Necker's Bericht vom 27. December 1788 (wo er ausdrücklich der Königin erwähnt) *), nicht befremden. Mußte doch durch die glänzenden Farben, mit denen Necker die großen Vortheile schilderte, welche aus der Vereinigung der Volksvertreter hervorgehen würden, durch die Vorstellung von der Gleichheit der Abgaben, von der Aufhebung aller drückenden Rechtsverhältnisse und Vorrechte, von der Wiederherstellung des öffentlichen Credits, das Gemüth einer Frau auf das Innigste ergriffen und wie das so vieler anderer Frauen auf das Lebhafteste für die bevorstehende Staatsveränderung gestimmt werden. Tiefere Blicke zu thun, war ihr damals noch nicht vergönnt.

Als aber im April 1789 die Cahiers der Deputirten festgestellt waren und eine solche Menge unmäßiger Forderungen enthielten, daß bei ihrer Erfüllung der König, statt der Herr seines Volkes zu seyn, der Unterthan desselben werden mußte, so änderten sich auch Marie Antoinette's Ansichten. Die Cahiers waren ihrem Wesen nach eine Kriegserklärung gegen den Monarchen und zugleich eine Kriegserklärung des dritten Standes gegen Adel und Geistlichkeit. Daneben war es nicht zu verkennen, daß Ehrgeiz, Haß und Habsucht den günstigsten Augen-

*) De la révol. franç. T. I. p. 86.

blick gefunden hatten und daß Viele den Namen der Freiheit mißbrauchen wollten, um das Volk aufzuwiegeln, es durch Schmeicheleien und durch die Aussicht auf Ausgelassenheit für die neue Ordnung zu gewinnen und die Gewalt des Königs zu vernichten. Damals erkannte auch die Königin unstreitig die Nothwendigkeit, sich mit materieller Kraft zu rüsten, wenn die Absichten der Gegner vereitelt werden sollten. Diese Kraft aber glaubte sie vorzugsweise bei dem Adel zu finden, dem natürlichen Beschützer des Thrones und dem Vertreter seiner eignen, jetzt so hart bedrohten Rechte. Denn aus dem dritten Stande gingen fortwährend Schmähschriften und Lästerreden gegen sie aus, und der warme Antheil, den sie bei der Entscheidung über die doppelte Repräsentation desselben genommen hatte, schien ganz vergessen zu seyn oder war vielleicht gar nicht einmal recht bekannt geworden. Eine solche Stimmung zeigte sich unter andern bei der kirchlichen Feierlichkeit am 4. Mai 1789 vor der Eröffnung der Reichsstände, wo die Königin zum letzten Male in ihrem vollen königlichen Glanze erschien und, wie sie schlank und hoch gewachsen, im vollkommensten Ebenmaaße der edeln Glieder und der regelmäßigen Züge, mit unbeschreiblicher Anmuth in Gang und Blick einherschritt, selbst von denen gerühmt ward, die sich öffentlich als ihre Feinde bekannten *). Mitten in dem feierlichen Zuge wurden ihr die verhaßten Worte: „Es lebe der Herzog von Orleans", von

*) Barrère im Point du jour ou résultat de ce qui s'est passé aux états généraux sagt p. 39: la reine, par les graces de sa figure, sa taille avantageuse, sa démarche noble et aisée, sa parure elégante et riche, attirait tous les regards. Combien de sentiments sa vue n'a-t-elle pas excités! comme elle serait aimée, disait on, si elle le voulait! Qu'elle est à plaindre d'être subjuguée par des courtisans avides et corrompus! Einige Worte im Texte sind aus der Schilderung der Frau Joh. Schopenhauer (Jugendleben und Wanderbilder I. 354), welche die Königin bei einer festlichen Gelegenheit am 25. August 1788 sah, entlehnt.

einigen Weibern in einem höchst beleidigenden Tone zugeschrien. Die Königin wurde fast ohnmächtig, doch kam sie bald wieder zu sich und beklagte es hinterher, sich nicht vor diesem Ausbruche ihrer Empfindlichkeit gehütet zu haben *).

III.

Nach der Eröffnung der Reichsstände begann in Versailles der Streit zwischen dem dritten Stande und den Bevorrechteten über die Prüfung der Vollmachten. Die wichtigen Ereignisse in den Monaten Mai und Junius des Jahrs 1789 sind hinlänglich bekannt; wir finden bei allen Verhandlungen die Königin im engen Einverständnisse mit dem Grafen Artois, der als das Haupt der Adelspartei galt; die Freundschaft mit der Herzogin von Polignac, welche durch ihre Entzweiung mit dem Herzoge von Harcourt, dem Gouverneur des Dauphins, bedroht gewesen war, hatte die alte Festigkeit wieder erlangt; in ihrem Hause sah Artois die heftigsten Gegner des dritten Standes fast täglich, und es kann wohl nicht bezweifelt werden, daß ihre Ansichten durch die Königin dem Monarchen als die einzig richtigen hinterbracht wurden. Necker hatte ihre Gunst ganz verloren. Daher schreibt er es auch ihrem Einflusse auf den König zu, daß sein Plan zur königlichen Sitzung, in welcher fast alle wichtigen Forderungen der Cahiers bewilligt, die Beschlüsse des dritten Standes vom 17. Junius aber für ungültig erklärt werden sollten, vereitelt wurde. Denn schon waren in einem letzten Ministerrathe (am 22. Junius) alle Meinungen vereinigt und der Monarch war im Begriffe, seine Genehmigung zu ertheilen, als ihn ein Hofbedienter aus der Versammlung rief, die nach seiner Rückkehr die unerwartete Erklärung vernahm, daß erst in der nächsten Sitzung des Staatsrathes über die vorgeschlagene wichtige Maaßregel

*) Campan ch. 13. p. 397.

entschieden werden könne *). Die dringendsten Vorstellungen blieben fruchtlos; grade in der Beharrlichkeit des Königs erkannte die Necker'sche Partei den Einfluß der Königin, der überdieß in dem merkwürdigen Protocoll ihres Verhörs vor dem Revolutionsgerichte eine Bestätigung findet, wo Marie Antoinette die Gewohnheit ihres Gemahls, ihr seine Reden vorzulesen, ausdrücklich bezeugt **). Daher empfing sie auch am folgenden Tage eine Abgesandtschaft des Adels, der ihr seine Dankbezeigung für diesen besondern Schutz darbrachte. Ihre Tochter an der Hand, den Dauphin auf dem Arme (der älteste Sohn war kurz zuvor, am 6. Junius, gestorben), sagte die Königin mit vieler Anmuth, daß sie ihren Sohn dem Adel anvertrauen, daß sie ihn lehren wolle, den Adel zu lieben und in ihm die festeste Stütze des Thrones zu sehen ***). Aber durch alle solche Vorkehrungen ward Necker doch nicht ganz vom Könige entfernt. Die Königin erreichte also im Grunde durch jene unvorsichtige, öffentliche Erklärung weiter nichts, als in den Gang der Regierung noch mehr Unsicherheit zu bringen. Denn nachdem der König in Person und mit gebieterischen Worten am 23. Junius den Ständen befohlen hatte, bat er selbst, so wie die Königin wenige Tage darauf auf das Inständigste den Herzog von Luxemburg, daß sich der Adel mit dem Bürgerstande vereinigen möchte. In jener königlichen Sitzung hatte Necker gefehlt, Aller Augen hatten sich, sagt

*) Besenval III. 408. Campan ch. 13. p. 404—406. Ferrières I. 54. Necker de la révol. franç. I. 267—270.

**) Moniteur Nr. XXVI. An II. p. 104. Der Präsident: votre mari ne vous a-t-il pas lu le discours une demiheure avant d'entrer dans la salle des représentans du peuple et ne l'avez vous pas engagé à le prononcer avec fermeté. Die Königin: mon mari avait beaucoup de confiance en moi, et c'est ce qui l'avait engagé à m'en faire lecture, mais je ne me suis permis aucunes observations.

***) Ferrières Mém. I. 60. und für das Folgende S. 67. und Campan ch. 14. p. 408.

ein Zeitgenosse, auf seinen Platz gerichtet, und der dritte Stand zeigte eine tiefe Rührung. Nach der Campan'schen Erzählung betrachtete die Königin sein Ausbleiben als Verrätherei oder als verbrecherische Feigheit. Sie äußerte, daß durch ihn ein wirksames Heilmittel in Gift verwandelt sei, indem seine Kühnheit, selbst öffentlich den Schritt seines Herrn zu mißbilligen, die Ränkemacher ermuthigt und die ganze Versammlung verleitet habe. Er sey um so strafbarer, da er ihr, der Königin, noch am Abend vor der Sitzung sein Wort gegeben habe, den König dahin zu begleiten. Indeß vereinigte sie doch ihre Bitten mit denen ihres Gemahls, um Necker'n zur Beibehaltung seines Ministerpostens zu bewegen, als ein stürmischer Auflauf des Volks in Versailles dieß laut verlangte. Ob Necker bereits früher selbst um Entlassung nachgesucht habe, oder ob ihn der König zuerst habe entfernen wollen, ist nicht mit Bestimmtheit nachzuweisen. Aber der dritte Stand schien zu fühlen, daß die Demüthigung der königlichen Gewalt an jenem 23. Junius, wo er, dem ausdrücklichen Befehle des Monarchen zuwider, seine Sitzung fortsetzte und Mirabeau mit gewohnter Heftigkeit erklärte, daß die Abgeordneten nur der Gewalt der Bajonette weichen würden, vornemlich durch Necker's Benehmen herbeigeführt sey, und daß der erste Minister von jetzt an seine Sache nicht mehr von der ihrigen trennen könne. Auf der andern Seite war die Königin bei ihrer bekannten Reizbarkeit durch jene Ereignisse unstreitig sehr tief verwundet und trug ihren Unwillen gegen Necker auch auf die Partei des dritten Standes über, in dem sie ohnehin schon so viele ihrer Feinde wußte. Und so bildete diese Fürstin auch nach der Vereinigung der drei Stände einen Vereinigungspunkt für alle, welche mit den Schritten der Nationalversammlung unzufrieden waren; man darf annehmen, daß in ihrer Umgebung und aus ihrem eignen Munde der Wunsch einer Auflösung der ganzen Versammlung gehört ward; ja, es ist bei dem Muthe

und der Lebhaftigkeit der Königin uns gar nicht unwahrscheinlich, daß, wenn sie allein hätte handeln und befehlen können, man die bedeutende Kriegsmacht in und um Versailles benutzt haben würde, um die Reichsstände mit Gewalt auseinanderzutreiben und den aufrührerischen Geist der Städte Paris und Versailles durch die Waffen zu unterdrücken. Da dieß dem dritten Stande nicht unbekannt blieb, so waren die Anführer desselben auch auf ihrer Hut; sie umgaben die Königin, den Grafen Artois, die übrigen Prinzen, die Mitglieder des hohen Adels und der hohen Geistlichkeit mit ihren Anhängern, verfolgten sie durch ungetreue Diener bis in die Ruhe ihrer innersten Gemächer und wußten sich von allen Planen gegen die Nationalversammlung Kenntniß zu verschaffen *). So erweiterte sich immer mehr der Abgrund, der den König von seinem Volke trennte, indem das Volk die wohlmeinende Absicht seines Monarchen nicht zu schätzen verstand und der Monarch in den Führern und Sprechern desselben schon frühzeitig Männer erkennen mußte, die den Sturz des Königthums als letzten Zielpunkt ihres Wirkens vor Augen hatten.

Mittlerweile nahm die Gährung in Paris immer mehr zu. Die Wähler von Paris sprachen laut die Nothwendigkeit einer allgemeinen Volksbewaffnung aus, eine Menge falscher Gerüchte über nahe Theurung und bevorstehenden Brotmangel beunruhigten die leicht erregbaren Gemüther, die Treue der Garnison ward durch Geld und andere Verführungsmittel irre geführt, im Palais Royal, ja auch zu Versailles, in der unmittelbaren Nähe der Königin wurden die Schmähungen gegen den König, besonders aber gegen die Königin, immer lauter und zugleich immer dringender die Ermahnungen zum Aufstand und zur Ergreifung der Waffen. Man versuchte, so versichert ein glaubhafter Mann aus der Partei der Neue-

*) Ferrières I. 72. 73.

rer *), die Wuth des Volkes vor Allem gegen die Königin zu entflammen, weil bei ihrem großen Einflusse auf den Monarchen ihr Muth und ihr entschlossener Character zu fürchten war. In wie weit hierzu der Herzog von Orleans, der erklärte Feind der Königin, mitwirkte und welchen Quellen die großen Geldmittel, die damals verwendet wurden, entnommen waren, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen. Gegen die gewöhnliche Annahme, daß der Herzog von Orleans vieles Geld habe in seinem Namen unter die Menge vertheilen lassen, sind von den neuesten Geschichtschreibern dieser Begebenheiten manche nicht unerhebliche Zweifel erhoben worden **). Auffallend bleibt es indeß, daß in den Schriften so vieler Zeitgenossen, die darüber gut unterrichtet seyn konnten, mit großer Uebereinstimmung behauptet wird, der Herzog sey ein Hauptbeförderer jener Volksbewegungen von der Eröffnung der Nationalversammlung an gewesen.

In großer Schnelligkeit folgten nun die ewig denkwürdigen Ereignisse in Paris aufeinander. Die Zerstörung der Bastille bewirkte die Entfernung der um Versailles versammelten Truppen und Necker's Zurückberufung, der am 11. Julius hatte seinen Posten aufgeben und das Reich schleunigst verlassen müssen. Auch ohne die bestimmte Versicherung der Frau von Campan ist es zu glauben, daß die Königin die Entfernung der Truppen ungern sah ***). Aber dem wohlwollenden Monarchen war in diesem Augenblicke nichts wichtiger, als diejenigen Personen aus seiner nächsten Umgebung zu sichern,

---

*) Mounier Appel à l'opinion publique 65. Vgl. Campan 411. Besenval III. 392. 403.

**) v. Schütz III. 26—34. Wachsmuth I. 123. Ob die im J. 1845 zu Paris gedruckten Memoiren des Orleanisten Courtois, eines der vertrauten Genossen aus dem Palais Royal, etwas hieher Bezügliches enthalten, ist uns nicht bekannt.

***) ch. 14. p. 415. Ségur III. 483.

die den Demokraten und zugleich dem zügellosen Pöbel vorzüglich verhaßt waren. Er hielt es für das Beste, daß sie mit den Truppen Versailles und das Reich verließen und erklärte dieß selbst am 15. Julius der Nationalversammlung, die ihn dafür, umgeben von einer jubelnden Volksmenge, in sein Schloß zurückbegleitete. Vom Balcon herab begrüßte ihn die Königin mit ihren Kindern: man sah, sagt Ferrières *), auf ihrem Gesichte die Zurückhaltung mit der Freude über eine so glückliche Vereinigung kämpfen. Aber der Graf von Artois nebst seinen Söhnen, alle Prinzen von Geblüt, die jene verhaßte Vorstellung an den König während der zweiten Notabeln-Versammlung unterschrieben hatten, sämmtliche Mitglieder der Familie Polignac, der Marschall von Broglie und andere vornehme Personen verließen in der Nacht auf den 17. Julius Versailles und kamen glücklich über die Gränze. Der Abschied Marie Antoinette's von ihrer Freundin war sehr rührend. Das Uebermaaß des Unglücks hatte das Andenken an jene frühern Zwistigkeiten, die bloß das Werk höfischer Ränke gewesen waren, ganz zurückgedrängt, Marie Antoinette sah bloß in der Herzogin ihre beste Freundin, die sie jetzt verlieren mußte.

Getrennt von Allem, was ihr in geselliger und politischer Hinsicht bis hierhin lieb gewesen war, stand Marie Antoinette allein neben dem Könige. Von jetzt an kann ihr wenigstens nicht der Vorwurf gemacht werden, bloß nach fremder Eingebung gehandelt und ihren Gemahl bestimmt zu haben, daher entfaltet sie auch jetzt immer mehr ihren eigenthümlichen Character, und Muth, Festigkeit, Entschlossenheit sind ihr von jetzt an in keiner Lage ihres unglücklichen Lebens abzusprechen.

---

*) Mém. I. 143. mit dem Zusatze: tableau délicieux, que ma plume s'efforcerait vainement de rendre, mais dont mon coeur sentit tout le charme et que je n'oublierai jamais.

„Meine Gesundheit", schrieb sie in ihrem ersten Briefe an die Herzogin von Polignac *), „ist leidlich, aber meine Seele ist von Leiden niedergedrückt, täglich erfahre ich ein neues Unglück, das größte aber ist für mich die Trennung von allen meinen Freunden. Ich finde keine Herzen mehr, die mich verstehen". In einem andern Briefe bittet sie die Herzogin, über ihr Schicksal ruhig zu seyn: das Unglück habe ihre Kraft und ihren Muth nicht vermindert, wohl aber sie mehr Klugheit gelehrt. Eine Gelegenheit dazu bot ihr die Berathung der Minister, als die Pariser Horden am 5. October 1789 die Wohnung des Königs in Versailles mit einem Ueberfalle bedrohten. Der Minister St. Priest rieth, daß der König mit der Reiterei den Weibern entgegengehen, sie zur Rückkehr auffordern und, falls sie nicht gutwillig gehorchen würden, den Haufen durch einen Angriff zerstreuen sollte; die Königin mit der königlichen Familie solle sich nach Rambouillet begeben, wohin sich, im Fall eines ungünstigen Erfolges der vorgeschlagenen Unternehmung, der König ebenfalls mit den Truppen zurückziehen könne. Gegen diesen Vorschlag sprach Necker: „es sey keine Gefahr dabei, die Menge zu erwarten, welche wahrscheinlich dem Könige bloß eine Vorstellung zu überreichen käme; ja, selbst wenn sich der König genöthigt sähe, nach Paris zu gehen, würde ihm das Volk dort beständig Achtung und Verehrung beweisen". Der König verließ die Rathsversammlung, ohne zu entscheiden, und theilte seiner Gewohnheit nach der Königin die Vorschläge mit, nach denen sie sich ohne ihn nach Rambouillet zurückziehen sollte. Marie Antoinette aber rechtfertigte die hohe Meinung von ihrer Characterstärke wiederum, indem sie sogleich erklärte, daß sie sich, obgleich ihr die Drohungen des Volkes bekannt wären, unter keiner Bedingung von ihrem Gemahle tren-

*) Montjoye I. 319.

nen würde *). Der König faßte also keinen Entschluß. In einer zweiten, am Abend desselben Tages gehaltenen Ministerversammlung erneuerte St. Priest seinen Vorschlag, daß der König Versailles verlassen und sich in die Provinzen zurückziehen möchte, und schloß mit der Prophezeihung: „wird der König morgen nach Paris geführt, so ist seine Krone unausbleiblich verloren". Necker stimmte gegen diesen Vorschlag. Darauf sprach der König wieder mit seiner Gemahlin, die nichts gegen eine Entfernung einwendete, wobei sie mit ihm vereinigt blieb. Mit seiner Genehmigung begab sich St. Priest sogleich auf den Weg nach Rambouillet. Aber nach einer halben Stunde erfuhr er, daß der König seinen Plan aufgegeben habe, und kehrte wieder in das Schloß zurück. In derselben Nacht erschienen zwischen elf und zwölf Uhr an zweihundert Edelleute vor der Königin und erbaten sich von ihr einen Befehl, um Pferde aus den königlichen Ställen zu erhalten, damit sie ihr als Reiter dienen könnten. Die Königin erklärte, daß sie ihnen den Befehl ausstellen wolle, und ihnen empföhle, davon einen schnellen Gebrauch zu machen, sobald das Leben des Königs in Gefahr sey; sollte sie allein aber bedroht werden, so verlangte sie ihre Hülfe nicht.

Wenige Tage zuvor war im Opernsaale des königlichen Schlosses zu Versailles jenes militairische Fest begangen worden, das zwar den politischen Einfluß der Königin keinesweges erhöhte, aber eine zu reiche Quelle des Hasses und der Verläumdung für sie geworden ist, als daß wir es ganz unerwähnt lassen dürften. Da die Einzelnheiten jedoch vielfach besprochen und nach langer Entstellung in den neuern Büchern achtbarer Schriftsteller **) wahrheitstreu angegeben sind, so

*) v. Schütz. 288—291. Dann 299—307.

**) v. Schütz III. 246—261, IV. 1 ff. hat eine mühsam prüfende, recht verdienstliche Vergleichung der verschiedenen Angaben angestellt, an

beschränken wir uns hier auf einige die Königin vorzugsweise betreffende Thatsachen. Nach alter Gewohnheit im französischen Heere hatte die Besatzung von Versailles dem neu angekommenen Regimente Flandern ein Bewillkommnungsmahl zu geben. Ein solches kameradschaftliches Fest war auch auf den 1. Oct. angesetzt, wegen der Menge der Geladenen hatte der König dazu den Opernsaal verstattet, die Tafel stand auf der Bühne, in das Parterre ließ man Soldaten, in die Logen Personen aus allen Ständen als Zuschauer ein. Die Unterhaltung konnte sich in einer so aufgeregten Zeit vorzugsweise nur auf politische Dinge beziehen, jedoch mußte dieß mit Zurückhaltung geschehen, da die Officiere der Versailler Nationalgarde mit eingeladen waren und man auch die Gesinnungen des Regiments Flandern nicht ganz genau kannte *). Hieraus ergiebt sich schon, daß Beleidigungen gegen die Nationalversammlung, wie sie erwähnt werden, nicht so frei ausgesprochen werden konnten, weil sonst Streit und Erbitterung in einem Kreise zu befürchten war, dessen meiste Mitglieder die ernste Absicht hatten, Anhänglichkeit und Ergebenheit für den König und die Königin bei der Gegenpartei zu erwecken. Aus dieser Gesinnung waren unstreitig auch Wünsche hervorgegangen, daß das königliche Paar das Fest durch seine Gegenwart schmücken möchte. Aber Marie Antoinette weigerte sich auf das Bestimmteste dabei zu erscheinen und nur das dringende Zureden des Herzogs von Luxemburg vermochte sie ihrem Vorsatze untreu zu werden **). So

---

der es im dritten Bande von Buchez und Roux Histoire parlémentaire gänzlich fehlt. Vgl. auch Schlosser IV. 88—91. und Wachsmuth I. 184—194.

*) Montgaillard Hist. de France II. 155.

**) Campan ch. 15. p. 441. La reine me dit qu'on lui avait conseillé d'y paraître; mais que, dans les circonstances où l'on se trouvait, elle pensait que cette démarche pourrait être plus nuisible qu'utile; que de plus, ni le roi, ni elle, ne devaient avoir une part directe à une telle fête.

lange sie sich nun nebst ihrem Gemahle und dem Dauphin im Saale befand, herrschte Sitte und Anstand. Daß aber die Erscheinung des Königs in seiner gutmüthigen Einfachheit, daß der hohe Liebreiz einer schönen Königin, daß der Anblick des Thronerben die Gemüther noch mehr erhob und begeisterte, lag durchaus in der Natur der Sache und würde unter allen Verhältnissen patriotische Ausrufungen und Lieder veranlaßt haben. Und wenn nun Einzelne in einer solchen Versammlung trunken waren und Dinge begingen, wie sie in diesem Zustande wohl begangen zu werden pflegen, so beweiset das noch nicht einen gänzlichen Mangel an Anstand und Mäßigung. Ja, wir können dieß um so weniger annehmen, da die Augenzeugen, die späterhin vor dem Stadtvoigteigerichte in Paris wegen der Octoberscenen vernommen wurden und die zum größten Theile ihre Aussagen eidlich erhärtet haben, bestimmt jede beleidigende Aeußerung gegen die Nationalversammlung leugneten, ebenso die Schmähungen auf die dreifarbige Cocarde und die Vertheilung der weißen Cocarden *). Aber

*) Ueber diese Einzelnheiten habe ich im December-Hefte der Minerva vom Jahre 1837 ausführlich gesprochen und füge nur noch das unparteiische Zeugniß des Marquis Ferrières (Mém. I. p. 283) hinzu: Je rapporte ces faits, pour montrer avec quelle coupable adresse, en les denaturant, on a cherché les preuves d'un complot contre Paris et contre l'assemblée nationale. Quel homme de bonne foi aperçait dans ces niaises folies un plan de guerre civile et de contrerévolution? Quel homme instruit du caractère et de l'esprit français n'y reconnait pas un effet simple, naturel de cette pétulance irrefléchie, de cet enthousiasme inconsidéré, si facile à produire chez un peuple léger, extrême en tout, accoutumé depuis les siècles à voir sa nation et l'état dans le roi. Quant à la démarche de la reine et à cette phrase de lendemain si reprochée (daß ihr das Fest sehr wohlgefallen habe), interpretée avec tant de perfidie, que l'on réflechisse combien dans les douloureuses angoisses qui tourmentaient cette infortunée princesse il était naturel qu'elle fut sensible aux marques d'attachement, qu'elle avait reçues, que denuée de secours, l'objet factice de la haine du peuple, elle tentâ de s'appuyer sur la seule ressource qui s'offrait à elle.

der Schein war gegen die Königin und gegen den Hof und so hatte Gorsas, einer der heftigsten und gewandtesten unter den damaligen Zeitungsschreibern, nichts eiliger zu thun, als in seinem Courrier de Versailles jenen Artikel zu schreiben, der ganz Paris in Bewegung brachte und der lange genug als Wahrheit bei allen Gegnern der Königin gegolten hat. Nur ihren Heldenmuth vermochten sie nicht zu leugnen, er erhielt die Bewunderung ihrer Feinde *). Noch am Abende des 6. Octobers langte sie nach einer sechs Stunden langen Fahrt mit dem Könige in Paris an und bezog das Schloß der Tuilerien, dessen öde, seit fast einem Jahrhunderte unbewohnte Gemächer nicht geeignet waren, die Schrecken des so eben durchlebten Tages in augenblickliche Vergessenheit zu bringen, oder die trüben Ahnungen zu zerstreuen, mit denen sie von Versailles geschieden war.

Die gleich folgenden Verhandlungen in der Nationalversammlung bewiesen die Richtigkeit dieses Vorgefühls. Es kann nicht geleugnet werden, daß die Decrete der Reichsstände aus dieser Zeit Alles enthalten, was die Revolution um den Preis fünf und zwanzigjähriger Leiden Gutes für Frankreich gebracht hat. Allgemeine Toleranz, Gleichheit der Bürger vor dem

*) So lesen wir in einem Artikel Cam. Desmoulins' bei Buchez und Roux (III. 92): La reine était convaincue que la colère des Parisiens ne ménaçait qu'elle seule, elle declara qu'elle voulait seule rester avec ses enfans sous la sauvegarde du roi et qu'elle périrait plutôt à ses pieds que de s'en séparer. — La reine seule montrait un front calme et serein; elle rassurait ceux qui tremblaient pour elle et faisait admirer son courage à ceux mêmes qui condamnaient ses principes. Dasselbe bestätigte der vor dem Chatelet abgehörte Zeuge, Grandmaison nebst andern. M. s. die Procédure criminelle devant le Chatelét T. I. p. 85. T. II. p. 97. Die anschaulichste Erzählung jener fürchterlichen Augenblicke steht in La Fayette's Mémoiren II. 341 f. und Wachsmuth (I. 192) erklärt mit Recht, es sey hier gleicher Anlaß über La Fayette's Zuversicht zu staunen und den hohen Muth der Königin zu bewundern.

Gesetze, Aufhebung der willkürlichen Verhaftsbefehle und der Specialgerichte, Vertheilung der Aemter und Würden nach Verdienst sind die Ereignisse dieser Epoche; die Aufhebung der Feudallasten und die Einführung einer Steuerverbindlichkeit für Adel und Geistlichkeit wurden Gewinn für den Landmann und bilden noch jetzt Frankreichs Stärke. Aber neben diesen Gesetzen wurden auch andere beliebt, welche die Grundlage der Monarchie untergraben mußten. Der König verlor alle seine Domainen bis auf die Schlösser und Forsten, die Prinzen ihre Apanagen; dem König ward alles Recht über Krieg und Frieden entzogen; fünfundzwanzig Millionen Livres sollten hinfort seine Civilliste bilden. Wenn diese Schritte der Nationalversammlung den König persönlich kränkten, so war die Einziehung aller geistlichen Stifter, Güter, Orden und Klöster, so wie die Aufhebung der Privilegien in den einzelnen Provinzen, die Auflösung der frühern Magistrate und die Einsetzung der vom Volke gewählten Municipalitäten ganz besonders dazu geeignet, dem Könige allen Einfluß zu rauben. Die Trennung des Staats von den Einzelnen, der Regierung von der Masse des Volkes, die in Frankreich seit Heinrich IV. ohnehin stark geworden war, wurde dadurch nicht wenig vermehrt. Jemehr also der äußere Glanz des Hofes verschwand und die Scheu vor seiner Majestät, desto unbedeutender wurden auch die Regungen von Liebe und Ehrfurcht für denselben im Volke. Und als die bisher steuer- und frohnpflichtige Menge sich zur souverainen Nation erhoben hatte, konnte die Verachtung, welche man ihr bisher erwiesen hatte, kaum eine andere Gegenwirkung hervorbringen als die, welche sich in der Nationalversammlung zeigte.

Einem solchen Verfahren gegenüber, welches täglich kühner wurde, konnte Ludwig XVI. nicht mit den gewöhnlichen Regierungsmitteln auskommen. Die Lage war für ihn, den Erben der unumschränktesten Gewalt, so neu und so schwierig,

daß an seiner Stelle vielleicht viele andere Könige ihre Lage verändert, aber wenige sie ertragen haben würden. Gutmüthig wie er von Natur war, hoffte er im Anfang auf mildere und versöhnlichere Maaßregeln der Nationalversammlung, da er ihr selbst in so vielen Stücken nachgab. Als er sich überzeugte, daß dieß nicht geschah, so fehlte ihm die Entschlossenheit zu durchgreifenden Schritten, von denen ihn ganz besonders das angeborne Wohlwollen für Jedermann und die Abneigung, durch gewaltsame Mittel oder durch Blutvergießen etwas durchzusetzen, zurückhielten. Im Bewußtseyn dieser Liebe zu seinen Unterthanen und seiner redlichen Absichten für das Wohl derselben bekräftigte und unterschrieb Ludwig Vieles, wodurch er größeres Unglück vermeiden zu können glaubte; er fügte sich öffentlich in viele harte Opfer, die man von ihm verlangte, und meinte es aufrichtig mit der neuen Verfassung, welche Frankreich erhalten sollte. Man klagte den König daher ungerechterweise der Doppelzüngigkeit an und muß sich über diesen Vorwurf um so mehr wundern, jemehr alle Urtheile von Freunden und Feinden darin übereinstimmen, daß er stets ein rechtlicher, aufrichtiger Mann gewesen sey. Und an dieser Doppelzüngigkeit soll wiederum seine Gemahlin Schuld gewesen seyn, die es nicht habe über sich gewinnen können, ihren Gemahl zum redlichen Festhalten an der neuen Verfassung zu bestimmen.

Die Königin Marie Antoinette zeigte allerdings gleich in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft in Paris große Freimüthigkeit und Bestimmtheit gegen die Weiber- und Volkshaufen, die das Schloß umlagerten und häufig begehrten, sie zu sehen, und lehnte eine Einladung der Pariser Nationalgarde im Theater zu erscheinen mit der würdigen Antwort ab, daß sie erst einige Zeit brauche, um die Scenen in Versailles zu vergessen. Sie hoffte, setzte sie hinzu, später das Glück zu haben, in der Mitte der Einwohner von

Paris zu erscheinen *). Im Innern des Schlosses hatte sie die Unzufriedenheit des Monarchen mit seiner dermaligen Lage, seine Klagen über die erlittenen Kränkungen anzuhören, das tiefe, schmerzliche Gefühl zu stillen, welches unerhörte Beleidigungen in ihm erzeugt hatten. Wer den Character der Königin kennt, wird gewiß glauben, daß sie sich nicht bloß darauf beschränkt habe, ihren Gemahl zu trösten, sondern daß sie ihn auch, als die Angriffe gegen sein königliches Ansehen immer heftiger wurden, zu kraftvollern Maaßregeln angeregt und ihn aufgefordert habe, nicht Alles zu erdulden. Aber es läßt sich nirgends eine Spur auffinden, daß die Monarchin im ganzen Laufe der Revolution ihren Gemahl zu irgend einer solchen Maaßregel wirklich bewogen habe, woraus die gänzliche Falschheit der ihr von ihren Richtern gemachten Vorwürfe erhellt, wenn diese überhaupt irgend einer Widerlegung bedürften. Wir haben aus dieser Zeit zu wenig bestimmte Zeugnisse über die eigentlichen politischen Absichten der Königin. Nach Ségur zeigte sie gegen das Ende des Jahres 1789 eine lebhafte Theilnahme an der Regierungsform Englands und schien nicht abgeneigt, die Einführung einer ähnlichen in Frankreich zu begünstigen **). Dagegen beschäftigte sie sich nach Ferrières mit allerlei Umtrieben, um der Nationalversammlung entgegenzuarbeiten, sie billigte die monarchischen Clubs, die Clermont Tonnerre gestiftet hatte, und die Unternehmungen des Ministers St. Priest, die darauf hinausgingen, eine Gegenrevolution zu bewirken; sie soll sogar in den Untersuchungen des Chatelet wegen der Unthaten am 5. und 6. October 1789 ein Mittel gesehen haben, mehrere Männer des Volks, als Lafayette und Bailly, aus Furcht für ihre eigne Sicherheit, für die königliche Sache gewinnen zu können. Sie

*) Campan ch. 15. p. 459—461.

**) Mém. III. 486. Die Stellen bei Ferrières II. 80—82. 98.

erfreute sich ferner über die Art, wie sich die Anhänger der alten Monarchie in den Theatern gegen die Jacobiner betrugen, wie sie allen auf den König und die Königin bezüglichen Stellen Beifall klatschten und für einen Tag auch in den Kaffeehäusern ihre Meinung geltend zu machen wußten, ja sie soll ihnen sogar Glauben geschenkt haben, wenn sie triumphirend die Nachricht in das Schloß brachten, daß die revolutionaire Partei vernichtet sey, daß die öffentliche Meinung sich sichtlich verändere *). Mit diesen Stellen stimmen nun freilich die Aeußerungen nicht überein, welche Frau von Campan in einer sehr vertraulichen Unterredung aus dem Munde der Königin vernommen zu haben berichtet. Als der Marquis von Favras hingerichtet war, stellten die Royalisten dessen Wittwe und Sohn der Königin bei der Tafel vor, ohne auf die Gegenvorstellung der Campan zu achten, daß dieß der Königin sehr unangenehm seyn würde, da sie bei Tafel stets von Anhängern der Revolution umgeben sey. „Man muß wohl zu Grunde gehen", sagte die Königin gleich darauf zu ihrer Dienerin, „wenn man von Leuten, die alle mögliche Talente mit allen möglichen Verbrechen vereinigen, angegriffen und dagegen von Leuten vertheidigt wird, die bei einer achtungswerthen Gesinnung dennoch keine richtige Vorstellung von unserer Lage haben. Sie haben mich in den Augen beider Parteien bloßgestellt, indem sie mir Favras Wittwe und Sohn vorführten. Dürfte ich frei handeln, so würde ich den Sohn eines Mannes, der sich für uns aufgeopfert hat, bei der Hand genommen und zwischen mich und den König an die Tafel gesetzt haben; aber umgeben von den Henkern, die so eben den Vater desselben umgebracht haben, wagte ich nicht einmal,

*) Campan ch. 16. p. 471. 472. und für das Folgende ch. 17. p. 478. Ueber die Sache des Marquis Favras s. Wachsmuth I. 215. Droz III. 79 ff.

die Augen auf ihn zu richten. Die Royalisten werden mich tadeln, daß ich für das arme Kind nicht mehr Theilnahme gezeigt, die Revolutionsmänner dagegen werden erbittert seyn bei dem Gedanken, daß man mir durch diese Vorstellung einen Gefallen zu erzeigen geglaubt habe". Diese Stelle beweiset wenigstens, daß Marie Antoinette sich nicht über ihre wahre Lage täuschte, die sie selbst mit allem Rechte als eine sehr unglückliche betrachtete. „Wäre mein Herz", so schreibt sie an die Herzogin von Polignac, „nicht mit so starken Banden an meinen Gemahl, an meine Kinder und an meine Freunde gefesselt, so würde ich wünschen müssen, der Last meiner Leiden zu unterliegen, denn es ist fast unmöglich, diese Lage, das eigne Leid und das Leid seiner Freunde ertragen zu können". Um jedoch so viel als möglich Anstoß zu vermeiden oder keine neue Abneigung gegen sich zu erzeugen, vermied sie, die Abendgesellschaften bei der Prinzessin Lamballe zu besuchen, hielt sich meistens in ihren innern Gemächern auf und bewies auf der andern Seite den Nationalgardisten und andern Bürgern von Paris eine Freundlichkeit, die auch viele Herzen für sie einnahm, ja ihr noch mehr Anhänger unter diesen Leuten, welche damals noch nicht in einem solchen Umfange, wie man gewöhnlich meint, durch die Jacobiner eingeschüchtert oder verführt waren, gewonnen haben würde, wenn nicht einzelne Hofleute Vieles gleich wieder verdorben hätten *).

*) La Valette's Memoir. I. 78. Campan ch. 16. p. 467. 468. Ses entretiens n'avaient, comme on peut bien le croire, que la révolution pour unique objet; elle cherchait à connaitre les véritables opinions des Parisiens sur son compte, et comment elle avait pu perdre si totalement l'amour du peuple et même de beaucoup de gens qui étaient placés dans les rangs supérieurs. Dahin gehören auch jene Worte, die sie am 4. Februar 1790, nachdem ihr Gemahl zur Beseitigung des Mißtrauens in der Nationalversammlung beruhigende Worte gesprochen hatte (v. Schütz IV. 223), an die Abgeordneten der Natio-

Nur gegen Lafayette blieb Marie Antoinette sichtlich eingenommen und fortwährend im Verhältniß einer von ihrem Unterthan beleidigten Fürstin. Seit er sich an die Spitze der Pariser Nationalgarde gestellt hatte, traute ihm die Königin nicht mehr. Von dem Sprößlinge eines alten und berühmten Geschlechts hatte sie wenigstens erwartet, daß er seine Popularität mehr zum Vortheil des Königs anwenden würde. Aber sein Benehmen zu Versailles am 5. und 6. October 1789 hatte ihr seine Ergebenheit verdächtig gemacht, obschon sich ihm, der nach glaubhaftem Zeugniß *) in der Nacht allerdings wach geblieben war, nur das vorwerfen läßt, daß er, immer arglos und leicht vertrauend, auch dieß Mal nicht genug gethan hatte, um der lauernden Frevelluſt zeitig Schranken zu setzen. Bei einem größern Mißtrauen gegen seine Truppen und bei Verstärkung der Wachen im Schlosse würde der Angriff auf das Schlafzimmer der Königin schwerlich erfolgt seyn. Indeß erkannte die Königin doch gegen Lafayette's Freund und Verwandten, den Vicomte Ségur, an, daß Lafayette, sobald er nur ihre Gefahr gewußt habe, zur Hülfe herbeigeeilt sey und ihr dadurch einen wesentlichen Dienst geleistet habe **). In Paris hoffte sie (nach ihrer eigenen Aeußerung gegen Ségur), daß unter Lafayette's Schutze die Würde und Sicherheit des Königs ungefährdet seyn würden. Diese Hoffnungen

---

nalgarde richtete: je partage tous les sentimens du roi. Voici mon fils, je l'entretiendrai sans cesse de vertus du meilleur des pères. Je lui apprendrai à chérir la liberté publique et j'espère qu'il en sera le plus ferme appui. (Buchez und Roux IV. 444).

*) Matth. Dumas Souvenirs I. 457.

**) Ségur Mém. III. 484. Lafayette Mém. II. 343. 352. und Wachsmuth I. 192. Schlosser a. a. O. IV. 96 f. urtheilt dagegen über Lafayette's Benehmen an jenem Tage, daß er durch die weibische Verzagtheit, zu welcher er den König vermochte, der constitutionellen Monarchie den empfindlichsten Schaden zugefügt hätte, wie edel und hochherzig er auch selbst gewesen sey.

sah sie aber nicht erfüllt, und so nahm ihre Abneigung gegen Lafayette fortwährend zu, und wenn sie selbst auch kleine Neckereien oder Ausfälle bei Personen ihrer Umgebung gegen ihn nicht guthieß *), hielt sie ihn doch gänzlich für ihren und ihres Hauses Feind, nachdem sein Ansehen, oder, wie sie glaubte, sein guter Wille nicht hinreichend gewesen war, dem König und der königlichen Familie am 18. April 1791 die ungehinderte Abreise nach St. Cloud zu verstatten. Eben so wenig konnten die nach der Rückkehr der königlichen Familie von Varennes getroffenen Maaßregeln ihm das Zutrauen der Monarchin erwerben; ja, sie glaubte am Ende des Jahres 1791, Lafayette wolle nur Maire von Paris werden, um dann Maire des Palastes zu werden, lieber würde sie einen Petion oder Santerre an diesem Posten sehen. Als nun Lafayette wenige Tage nach dem 20. Junius 1792 in Paris eintraf und seinen Unwillen über die jüngsten Ereignisse und die Entweihung der königlichen Wohnung an den Tag legte, da benachrichtigte Marie Antoinette Petion von Lafayette's Planen **) und empfing ihn mit einer so eisigen Kälte, daß er, der jetzt in redlicher Absicht zur Hülfe nach Paris gekommen war, tief verletzt den Palast verließ. Marie Antoinette äußerte kurz darauf gegen Frau von Campan, daß es besser sey, unterzugehen, als seine Rettung einem Manne zu danken, der ihnen so viel Böses zugefügt habe ***).

Dieß Benehmen gegen Männer, denen man gewöhnlich gemäßigte Denkart zuschreibt, wie Lafayette und Bailly waren, hat

*) Campan ch. 17. p. 374.

**) Toulongeon Hist. de France II. 179.

***) Campan ch. 17. p. 628. — qu'il valait mieux périr que de devoir son salut à l'homme qui leur avait fait le plus de mal et de se mettre dans la nécessité de traiter avec lui. Nach Lafayette (Mém. III. 346) sagte sie: il serait trop facheux pour nous de lui devoir deux fois la vie. Vgl. v. Schütz V. 333—336. Zinkeisen's Lafayette I. 103 ff. 175.

manchen Vorwurf erfahren. Aber grade von solchen Männern, die durch frühere Verhältnisse enger an den König und seine Familie geknüpft waren oder sich durch Bildung und Gelehrsamkeit auszeichneten, glaubte die Königin mit Recht ein innigeres Anschließen an ihre Sache erwarten zu dürfen, wogegen ihr die Angriffe der Advocaten, Landbesitzer und anderer Mitglieder der Nationalversammlung durch den in derselben einmal bestehenden Geist der Opposition ganz natürlich hervorgerufen zu seyn schienen. Nehmen wir noch hinzu, daß in dem reizbaren, lebhaften Gemüthe der Monarchin einzelne Aeußerungen und Erscheinungen weit tiefere Eindrücke zurückließen, so dürfte es vielleicht nicht ganz unwahrscheinlich seyn, daß die prahlerischen Worte, mit denen Bailly, als Maire von Paris, am 6. October 1789 die königliche Familie an den Barrieren von Paris empfing, von ihr noch nicht vergessen waren, und daß sie selbst die Auslassung eines Wortes ihres Gemahls, an die sie ihn erst erinnern mußte, als eine absichtliche betrachtete. Man kann dieß immerhin an der Königin tadeln; aber es ist wenigstens nicht unpsychologisch, daß ein jeder Moment jenes fürchterlichen Tages in der Brust der unglücklichen Monarchin zu tiefe Eindrücke hinterlassen hatte, als daß sie in ihren spätern Jahren dieselben gänzlich zu unterdrücken vermocht hätte. Was Lafayette anbetrifft, so konnte Marie Antoinette nur ihren Feind in dem Manne sehen, dessen Kraft in dem Jahre 1789 (und war es im Jahre 1830 anders?) einzig in der untern Classe der Pariser Bevölkerung und in den Revolutionairs, die bei öffentlichen Unruhen ihren Vortheil zu erreichen hoffen, lag, der nichts Höheres für Frankreich kannte als die nordamerikanische Verfassung, und für Frankreich gern ein Washington geworden wäre. Daß ein solcher Mann Ludwig XVI. nur in einer sehr eingeschränkten Gewalt (gleichwie den König Ludwig Philipp im Jahre 1830) auf dem Throne geduldet haben würde, konnte Marie Antoinette, wenn sie auch sonst

nicht alle Verhältnisse richtig zu würdigen verstand, leicht einsehen und sprach dieß in jener Aeußerung, daß Lafayette Maire des Palastes werden wollte, nicht undeutlich aus. Der spätere Beurtheiler kann aber nicht umhin, zu sagen, daß Lafayette, dem die Greuel einer Revolution, dem das Blut von Tausenden gleichgültig war, wenn nur seine Erklärung der Menschenrechte und seine Principien triumphirten, auch um solcher Zwecke willen Ludwig XVI. würde haben auf das Blutgerüst steigen sehen *). —

Wie willig im Gegentheil Marie Antoinette ihre Vorurtheile und Ueberzeugungen dem Wohle ihres Gemahls und dem Vortheile der königlichen Macht opferte, zeigt das Verhältniß, in welches sie im Laufe des Jahres 1790 zu dem eifrigen Demokraten Mirabeau trat. Mirabeau war ihr von der Eröffnung der Reichsstände an verhaßt gewesen, wie es auch bei seiner so stark und oft ausgesprochenen Feindschaft gegen das Königthum in Frankreich nicht anders möglich war. Indessen hatte man schon zu Ende des Jahres 1789 eingesehen, daß Mirabeau trotz jener Reden noch nicht die alte Anhänglichkeit an die Monarchie verloren hatte, und es wurden daher mit ihm Unterhandlungen angeknüpft und jene merkwürdige Denkschrift angenommen, durch welche er die Erhebung des Königthums auf einer neuen, sicheren Grundlage vorschlug **). Das Resultat war indeß nicht befriedigend. Trotz dem aber wurden die Unterhandlungen nicht abgebrochen, vielmehr von Seite des Hofes im März 1790 erneuert, nachdem auch der österreichische Gesandte in Paris, Graf Mercy, der Königin in einer Privataudienz seine Besorgnisse wegen der jacobinischen Angriffe und die Hoffnungen

*) Jarke, die französische Revolution vom J. 1830. S. 133 f. Carlyle, die französische Revolution II. 158. 400.

**) Mémoires de Mirabeau T. VII. p. 351. Droz III. 67—72.

auseinandergesetzt hatte, welche er sich von Mirabeau's Annäherung verspräche *). Wenn schon Ludwig XVI. anfänglich mit einer gewissen Gleichgültigkeit äußerte, daß er nicht auf den Mann rechnete, von dem man spräche, daß er ihn jedoch wohl zu Rathe ziehen wollte, wenn es nützlich scheine, so gelang es doch in den Monaten Mai und Junius dem einflußreichen Deputirten sich der königlichen Familie in einem solchen Grade zu nähern, daß Ludwig XVI. und noch mehr Marie Antoinette glaubten darauf feste Hoffnungen bauen zu können. Der Vermittler zwischen dem Hofe, dem Grafen Mercy und Mirabeau war der Graf von Lamarck. Ja, es hatten sogar der König und die Königin mit Mirabeau mehrere Zusammenkünfte, deren eine nach der Erzählung der Frau von Campan im Garten zu St. Cloud (nach Montgaillard in einem der Souterrains des Tuilerienschlosses) Statt hatte. Montgaillard **) berichtet aus einem Briefe der Königin an den Marquis von Bombelles, der im Februar 1791 geschrieben ist und nach dem also jene Unterredung bereits im Anfange des Jahres 1790 gehalten seyn müßte, daß Mirabeau der Königin wie ein Engel erschienen, der vom Himmel herabgestiegen sey, um die königliche Familie zu retten. Er habe ferner gebeten, ihre Hand küssen zu dürfen, da dieß ein Vorrecht gewesen sey, welches ihre erhabene Mutter Marie Thereſie ebenfalls getreuen Unterthanen bewilligt habe, und sey mit den heiligsten Schwüren seiner unerschütterlichen Anhänglichkeit an das Königthum von der Monarchin geschieden.

---

*) Droz 164 f.

**) Hist. de Fr. II. 196. Abrantes I. 121—128. Campan ch. 17. p. 507—509. Carlyle a. a. O. II. 162 f. 181. Wachsmuth I. 241 Anm. Daß Ludwig XVI. mit Mirabeau eine persönliche Unterredung gehabt habe, bezweifelt Droz III. 172. nach den Mittheilungen des Herzogs von Levis und andrer unterrichteten Männer.

Einfacher ist die Erzählung bei Frau von Campan. Den Inhalt der Unterredung giebt sie freilich nicht an, dafür theilt sie aber die Worte mit, die Mirabeau am Schlusse voll Begeisterung soll zur Königin gesagt haben: **Madame, la monarchie est sauvée.** Mögen diese Worte nun so gesprochen seyn oder nicht, so drücken sie wenigstens die Ueberzeugung aus, die Mirabeau hatte, daß ihm der Sieg über die Factionen gelingen würde, wenn er die Königin bewegen könnte, ihren vollen Einfluß auf ihren Gemahl auszuüben. In den Briefen und Denkschriften, die Mirabeau im Laufe des Jahres 1790 an das königliche Paar richtete, zeigt er überall die höchste Achtung gegen sie, sie sey, äußerte er, der einzige Mann, den der König um sich habe, er bittet sie, die Unentschlossenheit ihres Gemahls zu bekämpfen, ihn zu einem energischen Handeln zu bewegen und zu überzeugen, daß die constitutionellen Royalisten die einzigen wären, denen er Gehör und Glauben schenken, auf die er rechnen, die er gebrauchen müsse *). Denn nur bei einer solchen Gesinnung des Königs konnte er die Monarchie für gerettet halten und hoffen, die durch die neue Gesetzgebung so geschmälerten Rechte der Krone wieder herzustellen. Die Stütze, die er dem Könige bot, war verfassungsmäßig; eine andere hatte er nicht zu bieten, denn seine Macht lag in seiner Popularität. In wie weit nun Marie Antoinette jenen Aufforderungen Mirabeau's gefolgt ist und ihren Gemahl für jene Vorschläge gewonnen hat, ist freilich nicht bekannt, (ihre Sache war es, wie Droz richtig erinnert hat, eigentlich nicht, lange Denkschriften zu lesen und über verwickelte Pläne nachzudenken), aber wir

*) Nach den von Lucas Montigny gemachten Auszügen bei Droz III. 169. 175 f. 277—284, Mirabeau's Briefe selbst an König und Königin wurden noch vor seinem Tode in seinem Auftrage von dem Grafen Lamark verbrannt. Droz 326.

finden an glaubwürdiger Stelle die Versicherung *), daß der König bereits im Anfange des Jahres 1790 gegen Mirabeau seinen festen Vorsatz erklärt hatte, beständig alle Verpflichtungen zu erfüllen, die er sich bei Eröffnung der Reichsständeversammlung selbst auferlegt habe; auch wünsche er nichts mehr als eine Constitution nach dem Inhalte der Cahiers vom Jahre 1789. Dieß beweisen mehrere Stellen aus der später gedruckten Correspondenz Ludwig XVI. „Ich wünsche, schreibt er unter dem 20. Januar 1790 an Mirabeau, daß Sie es eben so leicht finden mögen, das Unheil, welches geschehen ist, gut zu machen, als ich bemüht seyn werde, die Mittel, welche zu diesem Zwecke führen, zu unterstützen". Hiermit war Mirabeau zufrieden und begann seine Schritte darnach einzurichten, zu denen ihn auch besonders die Errichtung des Clubs der Cordeliers und die darin so deutlich beabsichtigte Gründung einer Republik veranlassen mochten. Er wollte, um jetzt hierüber nicht zu viel zu sagen, durch seine Popularität eine Auflösung der bisherigen Nationalversammlung bewirken, dieselbe dann nach andern Grundsätzen erneuern und eine Constitution nach dem Inhalte der ersten Cahiers entwerfen lassen, jedoch auf Betrieb des Monarchen, nicht der Gesetzgeber. Er hoffte, durch Flugschriften das Volk über die Absichten seiner Verführer aufklären, durch das Geld des Hofes den Pariser Pöbel aufwiegeln und dadurch die Entfernung der Jacobinerhäupter erlangen zu können. Dann glaubte Mirabeau, den Pöbel dahin bewegen zu können, daß dieser selbst forderte, der König möge die Hauptstadt verlassen, um unabhängiger zu seyn. In Compiegne oder Fontainebleau

*) Bei von Schütz 279 f. Für das Folgende: Corresp. inéd. de Louis XVI. T. I. p. 134. Bouillé's Mém. p. 197. Bertrand de Molleville's Mem. IV. 166 ff. Ferrières II. 247—250 zeigt sich weniger gut unterrichtet.

sollte in diesem Falle General Bouillé, mit dem schon früher Plane für die Entfernung des Königs aus Paris verabredet waren, ein getreues Heer von Linientruppen um den Monarchen versammeln, und dort sollten die neu zu wählenden Gesetzgeber die Constitution nach der beabsichtigten Form herstellen *).

Die Aussicht, den König aus Paris entfernen zu können, ward von der Königin unstreitig um so lebhafter ergriffen, jemehr sie dieß schon seit längerer Zeit gewünscht hatte. Mirabeau erhielt also vom Könige, gewiß nicht ohne Einwirkung seiner Gemahlin, sehr bedeutende Summen, theils für eigne Bedürfnisse, die bekanntlich groß waren, theils um dieselben für die beabsichtigten Zwecke zu verwenden. Aber gewonnen ward er gewiß nicht so sehr hierdurch, als durch die Ueberzeugung, daß das Wohl Frankreichs und, wenn man lieber will, sein eigner Ruhm durch die Herstellung einer neuen, kraftvollen Regierung, welche wiederum nur eine monarchische seyn konnte, auf eine beständige Weise gegründet werden könnte. So durfte er wohl mit Recht von sich sagen: je suis payé, mais non vendu, und Frau von Campan hat ihm Unrecht gethan, als sie ihn einen feilen Demokraten und gedungenen Royalisten nannte **). Gewiß ist Mirabeau selbst ein guter Zeuge für sich und seine politischen Absichten. In einer Unterredung mit Talon, einem der Oberaufseher des Chatelet in Paris, am 13. April 1791 (nach Ferrières mit La Porte, dem Intendanten der Civilliste des Königs) äußerte er sich

*) Droz III. 304 f.

**) Campan ch. 17. p. 520. Vgl. Buchholz Gesch. Napoleon's I. 161. 198—201. „Uneigennützigkeit" sagt Wachsmuth (I. 241) auch hier ganz richtig, „war nicht seine Tugend. Jedoch er verkaufte sich nicht zum Parteigänger: er gab guten und nützlichen Rath,". M. vgl. Droz III. 66 f. 171. und Dahlmann's umsichtige Auseinandersetzung in der Geschichte der franz. Revolut. S. 323—325. 349 ff.

in folgender Art über sich selbst: „Ich fühle mich geneigt, dem Könige zu dienen, theils aus Ergebenheit gegen die monarchische Verfassung, aber auch wegen meines eignen Interesse. Wenn ich nicht im Stande bin, dem Staate nützliche Dienste zu leisten (si je ne sers pas utilement la monarchie), so werde ich am Ende der ganzen Sache zu einer Zahl von acht oder zehn Intriganten gehören, welche, nachdem sie den Staat umgestürzt haben, beladen mit allgemeinem Fluche, ein schmähliches Ende nehmen, selbst wenn sie eine Zeit lang ein großes wirkliches oder scheinbares Glück gemacht haben sollten. Ich habe Verirrungen meiner Jugend und einen vielleicht ungerechten Ruf gut zu machen. Das kann ich nur, wenn ich mir durch große Verdienste einen Namen erwerbe. Eine Revolution war vielleicht nothwendig. Sie ist gemacht. Das Uebel muß vernichtet, die Ordnung wiederhergestellt werden. Der Ruhm wird groß seyn" *). In diesen Worten ist neben manchem Andern der tiefe Blick in die Zukunft aller Sprecher und Führer einer Revolution bewunderungswürdig.

Aber Mirabeau vermochte nicht durchzusetzen, was er versprochen hatte. Im Rathe des Königs schadete ihm Necker's eifersüchtige Abneigung gegen Mirabeau's Geistesüberlegenheit und Breteuil's und seines Anhanges Einfluß, in der Nationalversammlung mußte er mit großer Vorsicht zu Werke gehen und vermochte nicht, den schonungslosen, alles Alte zerstörenden Gang derselben zu hemmen. Die Partei der Jacobiner überbot ihn an Heftigkeit, sie riß die ganze innere Verwaltung an sich und der König sank zu einem bloßen öffentlichen Beamten (fonctionnaire public) herab, dem man seinen Ehrenplatz nur noch um alter Erinnerungen willen ließ. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Ludwig XVI. nach so vielen Opfern jetzt

*) Biograph. Univ. T. XXIX. p. 104. Ueber die Geldsendungen des Hofes s. Wachsmuth I. 294. Anm.

selbst an Mirabeau irre ward; von einem besondern Einflusse der Königin auf die Entschließungen ihres Gemahls finden sich in dieser Zeit keine glaubwürdigen Nachrichten. Wohl aber nahmen Kränkungen und Beleidigungen zu, die Aeußerungen in Journalen und Flugschriften überboten sich an Frechheit, im Theater harrten der Königin nur neue Kränkungen und sehr selten nur erlebte sie die Freude einer lebendigen, theilnehmenden Begrüßung *). Ja selbst gegen ihr Leben wurden Versuche gemacht, die aber ihrer Dienerschaft Gelegenheit gaben, die Anhänglichkeit an ihre angebetete Gebieterin im schönsten Lichte zu zeigen. „Nicht durch Gift", sagte die Königin, „werde ich sterben: die Verleumdung ist ein weit sichreres Mittel, um meinen Tod herbeizuführen" **). Wie sehr man das Volk gegen sie einzunehmen gewußt hatte, beweist ein der Gräfin Genlis im Jahre 1791 zugestoßenes Ereigniß, als sie auf einer Spazierfahrt im Dorfe Colombe, unweit Paris, von den Bauern für die Königin, die entfliehen wollte, gehalten, heftig bedroht und einen ganzen Tag zu verweilen genöthigt wurde.

Am 2. April 1791 starb Mirabeau nach kurzer, aber seit langer Zeit drohender Krankheit. Royalistische Schriftsteller erklären dieß Ereigniß für den größten Unfall, der zu dieser Zeit den König treffen konnte, und äußern zuversichtliche Hoffnung auf glücklichen Erfolg eines Plans, den man jetzt aufgeben mußte, da der talentvolle Erfinder nicht mehr am Leben war, ohne den man an der Ausführung desselben verzweifelte.

---

*) Eine solche Scene hat Bouilly aus dem August 1790 in seinen Récapitulations (I. p. 187 — 189) geschildert. Man hatte die Oper Pierre le Grand gegeben und bei'm Herausgehen sagte die Königin zu Bouilly und dem Componisten Gretry: Messieurs, je vous dois une de mes plus belles soirées. Que Dieu vous la rende.

**) Campan ch. 17. p. 501. und für das Folgende die Denkwürdigkeiten der Gr. Genlis IV. 4 ff.

Um so mehr wünschte jetzt die Königin ihre und ihres Gemahls Entfernung von Paris, wo die Jacobiner die allmächtigen Herren waren. In dieser Stimmung erfuhr sie die bittersten Kränkungen und Schmähungen, wie sie keine fürstliche Frau im Angesichte des Volkes erfahren hat, als ihr Gemahl sich mit seiner Familie am 18. April nach St. Cloud begeben wollte *). Die Ohnmacht Lafayette's, welche er an diesem Tage bewies, vernichtete jede Hoffnung auf seinen Schutz, und die Mißhandlungen, welche der Monarch hatte erdulden müssen, entfernten jeden Zweifel über das Geschick, für welches ihn die Jacobiner aufsparten. Er selbst hat späterhin erklärt, daß die Ereignisse des 18. Aprils die nächste Ursache seines Entschlusses zur Flucht nach Montmedy gewesen wären. Hier befehligte General Bouillé eine Anzahl damals noch treuer Regimenter; außerdem erwartete die Königin Schutz und Hülfe vom Auslande, namentlich von ihrem Bruder, dem Kaiser Leopold II. von Oesterreich, in einem viel geringeren Grade von den ausgewanderten Prinzen und ihrer Umgebung.

Es konnte nicht befremden, daß die Fürsten Europas von einer Begebenheit, wie die französische Revolution war, Unheil für sich und für ihre Völker fürchten mußten. Sahen sie doch, wie Ludwig XVI., der seinem Volke die neue Freiheit gegeben und überhaupt Alles gethan, was die Demokraten von ihm forderten, für Alles dieß in harter Gefangenschaft gehalten, mit den Seinigen unzähligen Kränkungen ausgesetzt war und selbst in Gefahr gerieth, das Leben zu verlieren, nachdem ihm kaum noch ein Schein des königlichen Ansehens geblieben war. Ob es gerathen sey, durch heimliche Hülfe oder durch offene Gewalt dieses Ansehen wiederherzustellen und die alte Ordnung der Dinge in Frankreich zurückzuführen, war unstreitig bereits im Jahre 1789 der Gegenstand vielfacher

*) Révolut. de Paris VIII. 61 f. Buchez und Roux IX. 411.

Erörterungen gewesen. Mehr zu thun gestattete den europäischen Mächten die Verwickelung ihrer eigenen Verhältnisse, wie sie im Anfange und im Laufe des Jahres 1790 bestanden, noch nicht, und nur erst, als durch Friedensschlüsse im Jahre 1790 die Ruhe in den meisten Staaten wiederhergestellt war, vermochten mehrere der größern Mächte an eine thätige Einwirkung in die Angelegenheiten Frankreichs zu denken. Eine solche aber wünschten ganz besonders der Graf von Artois und der Prinz von Condé, die Häupter der ausgewanderten Adelichen. Der Letztere versammelte zu Worms, unter dem Schutze des Kurfürsten von Mainz, den größten Theil der Ausgewanderten um sich, Artois aber ward vom deutschen Kaiser Leopold nach Mantua für den 20. Mai zu einer Unterredung beschieden, an welcher auch Calonne Antheil nahm, der sich zu Artois gefunden hatte. Dorthin soll auch Graf Durfort mit Aufträgen von Ludwig XVI. gekommen seyn und den Grafen Artois in dessen Namen um möglichste Beschleunigung der Absichten des Kaisers und anderer europäischen Fürsten angegangen haben. Darauf sey er nach Paris zurückgekehrt, mit der Nachricht, daß fast alle Mächte des westlichen Europa im Monat Julius 100,000 Mann würden gegen die französischen Gränzen vorrücken lassen, daß ein drohendes Manifest vorangehen würde, und daß man durch dasselbe die Befreiung des Königs und die gütliche Ausgleichung der jetzigen Verhältnisse in Frankreich zu bewirken hoffe. Das gefährliche Unternehmen der Flucht widerrathe der Kaiser aber gänzlich.

So berichtet unter anderen der Herausgeber eines Werkes *), das sich nicht ohne Pomp als einen höchst wichtigen Beitrag, um die Politik unserer Zeit kennen zu lernen, angekündigt hat. Aber hier, wie in andern Stellen, enthält dieß

*) Mémoir. d'un homme d'état I. 116—122. Vgl. Wachsmuth I. 316.

Pariser Machwerk nur Unrichtigkeiten. Das wahre Sachverhältniß stellt sich weit genauer aus der Correspondenz Marie Antoinette's mit ihrem Bruder, dem Kaiser Leopold, und verschiedenen Diplomaten heraus. Diese Correspondenz, welche kürzlich aus dem französischen Reichsarchive in der schon oben angeführten Revue rétrospective *) bekannt gemacht worden ist und deren Glaubwürdigkeit demnach keinem Zweifel zu unterliegen scheint, enthält sehr merkwürdige Mittheilungen der Königin über die damalige Politik des Hofes und über ihre Theilnahme an der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Marie Antoinette zeigt hier Scharfsinn und Gewandtheit, ihre Urtheile über ausgezeichnete Personen und die Gesinnungen der verschiedenen Höfe verrathen politische Einsicht und Menschenkenntniß, ja sie beweisen deutlich, wie der Verstand der Fürstin inmitten der unglückseligsten Ereignisse gereift war.

Es geht aus dem ersten dieser Briefe, die im Mai und Junius 1791 geschrieben sind, nicht mit Bestimmtheit hervor, ob und in wie weit Kaiser Leopold jene obenerwähnte Zusage einer starken militairischen Unterstützung gegeben habe. Daß ihn der König Ludwig XVI. um die Zusammenziehung eines Heeres bei Luxemburg gebeten, kann man nach den Versicherungen des Marquis von Bouillé annehmen, dem auch der König im Laufe des Monats Mai versicherte, er habe Grund zu glauben, daß eine österreichische Heeresabtheilung noch vor der Mitte des nächsten Monats in Arlon, nicht weit von der

*) M. s. die Anm. auf S. 50. „Der Kaiser Leopold", sagt Dahlmann (Gesch. der französ. Revol. S. 417), „unterhielt mit seiner Schwester der Königin einen langen geheimen Briefwechsel, der ihn darüber in's Klare setzte, daß sie die Emigranten fast eben so sehr als die Jacobiner verabscheue und von der völligen Unfähigkeit ihres wankelmüthigen Gemahls, die Regierung zu führen, schmerzlich durchdrungen sey". Das Letztere wird jedoch in diesem Briefwechsel nur mehr angedeutet als in einer solchen Bestimmtheit ausgesprochen.

französischen Gränze, eintreffen werde *). Der Kaiser verspricht nun in diesem Briefe vom 2. Mai 1791, daß er nie etwas thun werde als im Einverständniß mit dem Könige und mit seiner Schwester, er wünscht recht bald von allen Entwürfen zur Flucht (die er nirgends widerräth) in Kenntniß gesetzt zu seyn, die Personen zu wissen, denen er unbedingten Glauben und Zutrauen schenken kann, namentlich wie er es mit dem Grafen Artois halten soll. Denn dieser wolle offene Feindseligkeiten beginnen, während er (der Kaiser) eine jede vereinzelte Unternehmung für gefährlich halte. Darauf antwortete die Königin unter dem 1. Junius 1791: „Die Gefühle des Grafen Artois sind uns theuer. Indeß glauben wir, daß jede offenbare Demonstration, jedes gewaltsame Unternehmen uns der schrecklichsten Gefahr aussetzen würde, so lange wir in Paris sind, wenn man auch schon ganz Paris für unsere Personen verantwortlich machen wollte. Diese Verantwortlichkeit kann wohl die rechtlichen Leute abhalten, aber diese sind selbst unter der Herrschaft von Banditen und zuchtlosen Bösewichtern, denen nichts Einhalt thun könnte und die nicht genug überlegen, um im Augenblicke die ganze Last dieser Verantwortlichkeit zu fühlen. Auch würde dieß Project den König gänzlich in den Schatten stellen (ce projet-ci rend le roi entièrement nul), und um aus dieser Gefahr zu kommen, muß er durch Muth und durch Kraft imponiren". Die Königin beharrt ferner auf ihrem früheren Entschlusse, daß der Kaiser 8—10,000 Mann zu ihrer Unterstützung für den ersten Augenblick, nachdem sie glücklich an die Gränze des Reichs gelangt sind, in Bereitschaft halten möchte. Sey erst der König frei und in Sicherheit, dann werde er mit Dankbarkeit und großer Freude alle Mächte sich auf seinen Aufruf vereinigen sehen, um seine gerechte Sache zu unterstützen. Ueber den Grafen Artois äußert

*) v. Schütz V. 355.

sich die Königin gleichfalls, daß sie vor ihm kein Geheimniß haben würde, wenn nicht Calonne und der Prinz von Condé in seiner Umgebung wären, denen sie nicht trauen könnte. Es ist aus der früheren Erzählung bekannt, daß Marie Antoinette weder vor Calonne's Ernennung zum Minister, noch während seines Ministeriums ihm besonders zugethan war, und die gegenwärtige Stelle ist ein neuer Beweis gegen die ungerechte Anklage, daß er der Königin große Summen Geld zu allerhand Verschwendungen verschafft habe. Dem Wunsche der Königin gemäß suchte Leopold (wie aus seinem Briefe vom 12. Junius 1791 hervorgeht) die Ungeduld des Grafen Artois bei der obenerwähnten Unterredung in Mantua zu mäßigen und ihn von allen gewaltsamen Maaßregeln zurückzuhalten. „Er hat den besten Willen", setzte er hinzu, „er hat die Richtigkeit meiner Gründe eingesehen, allein seine Umgebungen reizen und erhitzen ihn zu sehr. Doch ist er mit mir übereingekommen, sich ruhig in Coblenz zu verhalten und sich nicht mit dem Prinzen von Condé zu vereinigen. Dieser hat mehrere dumme Streiche (équipées) gemacht; so hat er Truppen ausgehoben und alle Franzosen, die sich in Italien befinden, zu sich berufen". Ferner theilt der Kaiser seiner Schwester mit, daß sie Alle insgesammt und auf der Stelle handeln würden, sowie sie und der König ihre Freiheit erlangt hätten, daß Graf Mercy (der kaiserliche Gesandte in Brüssel) Befehl habe, in diesem Falle sie mit Geld, Truppen und Allem, was sie sonst bedürfen würden, zu unterstützen, daß man alsdann auf Sardinien, die Schweizer, die preußischen Truppen, die bei Wesel stehen, und die aller Reichsfürsten rechnen könne. Bis die königliche Familie in Sicherheit sey, würde von Seiten der Mächte gar nichts geschehen, keine feindliche Demonstration, kein Manifest, kein Truppenmarsch; sie würden erst herbeieilen, wenn sich alle getreuen Unterthanen gleichfalls um sie sammelten, und die Sache würde dann

weit leichter beendigt seyn, als man glaube (tout sera fini plus aisément qu'on ne croit). Sollte jedoch die Flucht nicht gelingen, so würde kein allgemeiner Schritt geschehen, bloß Spanien solle dann eine Kriegsmacht rüsten, und der Kaiser wolle sich mit dem Könige von Sardinien, den Schweizern und dem deutschen Reiche, das seine Rechte beanspruche, benehmen (se concerter), um im Fall der Noth, wenn es dem Könige und der Königin genehm sey, zu seiner Zeit das Manifest bekannt zu machen.

Wenn Leopold sich hier mit einer schnellen Beendigung der ganzen Angelegenheit schmeichelt, so darf man zu seiner Entschuldigung anführen, daß die eigentliche Stimmung in den Provinzen und die verschiedenen Mittel, durch welche dieselben von Paris aus bearbeitet wurden, entweder dem Auslande ganz fremd oder bloß durch die Darstellungen der Ausgewanderten bekannt waren. Aber auch durch bestimmte Zeugnisse konnte Leopold in seiner Ansicht bestärkt werden. Denn ein Feldherr von anerkannter Tüchtigkeit, der Marquis von Bouillé, bezeugt ausdrücklich, daß ein Einfall in Frankreich im Jahre 1791 und auch noch im Jahre 1792 nicht schwer gewesen sey, da ein großer Theil der Gränze ganz offen und ohne alle Vertheidigungsmittel war. Frankreich wäre ohne einen Feldherrn von so großem militairischen Talente, wie Dumouriez, zu jener Zeit unbestreitbar verloren gewesen *).

Bei dem Anscheine einer so mächtigen Unterstützung von Seiten der auswärtigen Mächte und bei der immer mehr zunehmenden Zerwürfniß in der Hauptstadt und gänzlichen Erschlaffung aller Anhänglichkeit für den König, glaubte Marie Antoinette seinen Entschluß, Paris zu verlassen, auf alle Weise

*) Mém. T. I. p. 274. 275. nach der Ausg. vom J. 1821. M. vgl. noch die Vorrede zu den Militairischen Erinnerungen aus dem Tagebuche des Generallieutenants v. Minutoli (Berlin 1845) S. 6—11.

beschleunigen zu müssen. Die Nacht auf den 20. Junius ward für die Entfernung aus Paris festgesetzt. Alle Vorbereitungen dazu waren beendigt, der General Bouillé hatte seine Anstalten getroffen. Die Königin hatte an Allem thätigen Antheil genommen; daß sie sich nicht zu sehr, wie in den Campan'schen Memoiren allerdings erzählt wird, der Sorge für kleinliche Vorbereitungen hingegeben habe, erhellt aus einer genauen Vergleichung der hierher gehörigen Nachrichten *). Ferner sehen wir aus ihren oben mitgetheilten Aeußerungen, daß sie an der Spitze eines österreichischen Truppencorps und im Verein mit Bouillé's treuen Regimentern glaubte die Revolutionairs zur Besinnung bringen zu können, ohne dabei besonders auf die Ausgewanderten zu rechnen, bei denen sie, wie Ferrières **) versichert, nur eine sehr geringe Anhänglichkeit an die Person des Monarchen voraussetzte und für sich selbst viel von dem Einflusse des Grafen Artois befürchtete, der sich als einen Wiederhersteller der Monarchie in diesem Falle betrachten würde. Damit stimmen auch die Angaben Bouillé's und die gelegentlichen Aeußerungen anderer unterrichteter Personen überein, wonach der Monarch die neue Constitution zu erhalten und nur so viel abzuändern wünschte, als unerläßlich nothwendig erschien, um ihren Bestimmungen Gehorsam zu verschaffen. Zu diesem Zwecke sollten erst gütliche Unterhandlungen mit der Nationalversammlung eröffnet und dabei jede nähere Verbindung mit den Ausgewanderten vermieden werden, um zu zeigen, daß der König auf keinen Fall eine gänzliche Wiederherstellung der alten Monarchie beabsichtige. Nur die unbedingte Verweigerung eines jeden gütlichen Uebereinkommens würde den König, der nichts wünschte als Ruhe und Ordnung im Reiche, zur Anwendung der Waffengewalt für diesen Zweck haben bewegen können. In Erwägung dieser Umstände erscheint

*) v. Schütz VI. 13. Anmerk. Campan ch. 18. p. 523.
**) Mém. II. 330.

auch die Proclamation des Königs, die er am 20. Junius in den Tuilerien zurückließ, in einem mildern Lichte, als gewöhnlich geurtheilt wird *). Allerdings beschwerte sich Ludwig in derselben über Alles, was seit dem 23. Junius 1789 geschehen war, und gab das ganze Verfahren der Nationalversammlung, so wie überhaupt seinen gänzlichen Mangel an Freiheit als Grund an, weshalb er Paris verlassen habe, um anderwärts Sicherheit zu suchen. Am Schluß aber verspricht er alles seiner Person angethane Unrecht zu vergessen und sich gern wieder unter den Parisern aufhalten zu wollen, sobald vermöge einer Constitution, die er freiwillig angenommen haben würde, die Religion verehrt und die Regierungsform unabänderlich festgesetzt bleibt, die Person und das Eigenthum eines Jeden ungestört sind, die Gesetze nicht mehr ungestraft verletzt werden können und die Freiheit fest und unerschüttert begründet seyn wird. Diese begütigende Schlußbemerkung war ganz im Geiste des wohlwollenden Monarchen und darf daher von spätern Beurtheilern nicht so gedeutet werden, als sey damit der ganzen Revolution das Todesurtheil gesprochen worden.

Die Fluchtreise der königlichen Familie nach Montmedy fand in der Nacht vom 20. auf den 21. Junius 1791 Statt. Die einzelnen Begebenheiten und die Umstände, durch welche der ursprünglich gut angelegte Plan mißglückte, gehören nicht in den Bereich unsers Aufsatzes; sie sind überdieß jetzt zum größten Theile aufgeklärt und beglaubigt **). Das Benehmen der Königin auf dem Rückwege war würdevoll und über alle Furcht und Aengstlichkeit erhaben ***); die Reise selbst und die ersten

*) Wie neuerdings von Schlosser a. a. O. IV. 126—128. Die Proclamation selbst s. m. bei Buchez und Roux XI. 261 f.

**) K. E. Schmid im Hermes XXV. 1. S. 93—105, v. Schütz VI. 1—66. und Wachsmuth I. 335—342.

***) Wir finden in Schlosser's kurzer Erwähnung dieser Vorfälle (S. 123) die Notiz aus Barère's Memoiren (T. II. p. 320—325), daß alle Nachrichten über die Stille und Würde des Volks in Paris bei

Augenblicke, die sie wieder in Paris zubrachte, veranlaßten sie, nachdem die erste Bewegung besiegt war, zu reiflicher Ueberlegung über den wahren Vortheil des Königs in der gegenwärtigen Lage. Von großem Einflusse auf sie war damals der Deputirte Barnave, den sie auf der Rückreise von Varennes näher kennen gelernt hatte und durch dessen rücksichtsvolles, ehrerbietiges Betragen die Königin mit seinen frühern revolutionairen Ausbrüchen gänzlich ausgesöhnt zu seyn schien. Bereits auf der Reise hatte sie mehrere Unterhaltungen mit ihm, in denen er ihr Wiedererlangung der Popularität als das sicherste Mittel schilderte, ihre eigne Ruhe und die Würde des Thrones zu behaupten, und zugleich versicherte, daß die Monarchin dieselbe eben so leicht würde wieder gewinnen können, als er selbst sich in den Besitz der Volksgunst gesetzt hatte. Als der erste Sturm über die Flucht der königlichen Familie in Paris sich gelegt hatte, trat also Marie Antoinette in nähere Verbindung mit Barnave, Duport und Alexander Lameth, da sie wohl einsah, daß die Partei der Royalisten ihr den nöthigen Schutz nicht gewähren konnte, den sie damals mit größerer Sicherheit bei jenen constitutionell gesinnten Männern zu finden glaubte. Und allerdings hielten es auch diese ihrem Interesse gemäß, sich an den König anzuschließen und die Constitution auf der Grundlage des wiederhergestellten königlichen Ansehens zu befestigen, um ein Gegengewicht gegen die täglich zunehmende Frechheit der Jacobiner zu haben *).

---

der Rückkehr des königlichen Paares, so wie über die Fassung desselben, erlogen wären. Das Buch selbst haben wir nicht einsehen können.

*) Georg Forster's Erzählung (Briefw. II. 468), daß Barnave durch die Lameths bestochen sey, die ihm eine femme de la première qualité zur Maitresse gegeben hätten, ermangelt aller historischen Grundlage. „Die Königin, setzt er ziemlich sonderbar hinzu, „hat wahrscheinlich nicht auf ihn gewirkt, nicht auf ihn wirken wollen und wahrscheinlich es auch nicht nöthig gehabt".

Von solchen Hoffnungen neu belebt, schrieb sie an ihren Bruder, den Kaiser Leopold: „Die jetzt einflußreichsten Männer haben sich vereinigt und sich offen für die Erhaltung der Monarchie und des Königs, so wie für die Wiederherstellung der Ordnung ausgesprochen. Seit ihrer Annäherung an uns sind die Angriffe der Unruhstifter mit einer großen Uebermacht zurückgewiesen worden, die Nationalversammlung hat im ganzen Königreiche eine Festigkeit und ein Ansehen erhalten, dessen sie sich scheint bedienen zu wollen, um die Handhabung der Gesetze herzustellen und die Revolution zu beendigen. Die gemäßigtsten Männer, die niemals aufgehört haben, sich ihrem Fortschreiten zu widersetzen, vereinigen sich in diesem Augenblicke, weil sie darin das einzige Mittel sehen, um sich das zu sichern, was ihnen die Revolution gelassen hat, und ein Ziel allen den Verwirrungen zu setzen, deren Fortdauer sie fürchten, mit einem Worte, Alles scheint sich zu vereinigen, um das Ende der Bewegungen und Unruhen herbeizuführen, denen Frankreich seit zwei Jahren preisgegeben ist". Von einer solchen Beendigung hoffte die Königin das nöthige Maaß von Ansehen und Kraft für die Regierung, für sich selbst Schutz gegen größeres Unglück, ja sie schmeichelte sich, daß die Gemüther immer mehr von der Nützlichkeit einer größern Ausdehnung des königlichen Ansehens überzeugt werden dürften. Dagegen verhehlte sie nicht, daß es nur durch Anwendung einer an Stärke sehr überlegenen Macht möglich seyn würde, die lauten Wünsche des Volkes zu unterdrücken, daß der König, sie selbst, ihr Sohn dabei persönlich gefährdet wären, daß das Resultat dabei immer sehr ungewiß sey, weil eine Menge von Bewaffneten das Land erfüllten, die in ihrer Wuth und Verzweiflung die Opfer nicht zählen würden, welche für die Befriedigung ihres Willens fallen müßten. Selbst für ihren Bruder, den Kaiser, könnte ein solcher Aufstand des Volkes die nachtheiligsten Folgen haben. Weiter schreibt sie

in demselben Briefe, daß für den König kein Mittel wirksamer sey, sich Vertrauen und Achtung im Lande zu verschaffen, als der Einfluß, den sie und ihr Gemahl auf die Entschließungen ihres Bruders ausüben würden. Ein solcher Einfluß würde dazu beitragen, den Frieden in Frankreich zu behaupten, und von Jedermann die unruhigen Befürchtungen entfernen, welche die Herstellung der öffentlichen Ruhe verhinderten; dem König aber würde der Antheil, den er an Beseitigung dieser Unruhen gehabt hätte, alle Gemäßigte zuführen, denen sich auch die Andern, namentlich die Häupter der Bewegung, anschließen müßten, sobald sie die Aufrichtigkeit und Bereitwilligkeit bemerkten, mit welcher der König bemüht wäre, den allgemeinen Wünschen nachzugeben. Die Nationalversammlung selbst wolle gute Verhältnisse mit den auswärtigen Mächten und würde unstreitig mit derjenigen Macht, welche zuerst die neue Constitution anerkennte, eine enge Verbindung einzugehen nicht Anstand nehmen. So ließe sich eine schnelle und friedliche Beendigung der ganzen Revolution voraussetzen, auf welche ihr Bruder durch seine Entschließung, in derselben Gesinnung zu handeln, wie der König, den vortheilhaftesten Einfluß haben würde, der auch nicht ohne gute Folgen für die Ruhe des übrigen Europa bleiben könne.

Man wird aus diesem Briefe, der mit großer Ruhe und Klarheit mitten unter den politischen Stürmen in der Hauptstadt geschrieben war, und in den Tagen, wo die Königin kaum in ihrem eigenen Gemache unbeachtet wohnen konnte, wo Schildwachen vor ihrer Thür standen, mehrere Officiere sich in ihrem Zimmer befanden und dasselbe kaum eine halbe Stunde, während sie sich entkleidete, geschlossen blieb *), erken-

*) Rev. rétrosp. IV. 16. Lenfant (Beichtvater des Königs) Mémoires et correspond. secrète T. I. p. 156. 201. 230. 234) kann grade hier mit einiger Sicherheit als Zeuge genannt werden. Campan ch. 18. p. 534. Lafayette Mém. III. 93.

nen, wie weit entfernt die Königin damals war, eine bewaffnete Einmischung allein zu wünschen. Der Einfluß Barnave's auf sie ist in jenem Schreiben unverkennbar. Indeß fand ihr damaliges Benehmen nicht überall gleichen Beifall, die Anhänger des alten Systems namentlich trauten den Gesinnungen Barnave's und seiner Freunde nicht. „Der Kaiser", so schreibt Graf Mercy an den Fürsten Kaunitz, „stellt sich zu sehr bloß, wenn er sein Interesse so von dem der übrigen Monarchen trennt, wie die Königin es wünscht. Sie muß mit großer Vorsicht zu Werke gehen, und im günstigsten Falle wird der Zustand von Frankreich doch nur schwankend seyn und Europa stets zu Maaßregeln greifen müssen, durch welche der Fortschritt einer so verderblichen Lehre gehemmt werden kann. Nur eine Vereinigung aller Monarchen kann dieselbe in der Quelle ersticken. In Frankreich dürfte allerdings für den Augenblick eine gewisse Ruhe eintreten, die aber die Lage der Königin doch nicht verbessern kann. Ihre Stellung wird noch für lange Zeit sehr mißlich, in Beziehung auf ihr Betragen, bleiben und sehr unglücklich in jedem andern Betracht".

Indeß näherte sich immer mehr die Zeit, wo die Nationalversammlung das Constitutionswerk beendigt zu haben beschlossen hatte. Paris war in Erwartung der neuen Verfassung und des Benehmens des Königs bei dieser Gelegenheit ziemlich ruhig. Um so unruhiger war die Königin. Auf der einen Seite von Barnave und seinen Freunden gedrängt, den König zur Annahme und zum Festhalten der Constitution zu bewegen, auf der andern Seite aufgefordert von den Anhängern des Hofes und einflußreichen Männern, unter denen Burke besonders nachdrücklich sprach *), sich ja nicht zu übereilen, sondern die Constitution zurückzuweisen und mit Standhaftigkeit auszuharren, bis Hülfe von auswärts käme, wozu jetzt eine so

*) Rev. rétrosp. III. 466—469.

nahe Aussicht wäre, die aber ganz ausbleiben würde, wenn der König sich verführen ließe, die Constitution anzunehmen, befand sich Marie Antoinette in einer beklagenswerthen Lage. Ihr Vertrauen auf die Häupter der Constitutionellen nahm ab, da sie bei ihnen nicht jenen Einfluß erhielt, für den sie sich zu Schritten gegen sie herabgelassen hatte; die Constitution fand sie abscheulich, unnatürlich und die Rechte des Königs im hohen Grade beeinträchtigend. Ein ausführlicher Brief aus dieser Zeit an den Grafen Mercy schildert ihre Hoffnungslosigkeit mit den lebhaftesten Farben. „Wir können, sagt sie am Anfange, „die Constitution nicht zurückweisen, der König muß den Abgeordneten erklären, daß er sich für eben so wenig frei hält als vor dem 20. Junius, daß er bei seinen damals ausgesprochenen Grundsätzen beharrt, daß er sich aber dem Glücke des Volkes opfern will. Haben wir einmal diesen Entschluß gefaßt, so müssen wir aber auch bei demselben beharren, Alles vermeiden, was den Ungeheuern (monstres), die uns umgeben, zum Argwohn oder zum Mißtrauen Anlaß geben könnte, und in allen Stücken gewissermaaßen nur mit dem Gesetze in der Hand vorschreiten. Das ist das beste Mittel, ihnen die ganze Sache bald zuwider zu machen. So wie jetzt können wir nicht fortleben; es kömmt also nur für uns darauf an, sie einzuschläfern und ihnen Vertrauen gegen uns beizubringen, um uns ihrer nachher um so besser entledigen zu können (pour les mieux déjouer après)". An einer andern Stelle heißt es: „Unsere einzige Hoffnung soll also, wie man sagt, auf auswärtiger Hülfe beruhen. Die Brüder des Königs versprechen sie und rathen dringend, die Annahme der Constitution zu verweigern. Aber wer leistet uns diese Hülfe? Spanien hat den Anschein, sich einen anständigen Rückzug zu decken; der Kaiser beobachtet gegen mich ein tiefes Stillschweigen, auch hindern ihn vielleicht die Angelegenheiten des Nordens, sich mit den unsrigen zu befassen;

England wird niemals etwas Anderes thun, als alle Parteien mit Hoffnungen zu kirren (leurrer d'espérances), um sie um so sicherer uneinig unter einander zu erhalten; Preußen berechnet nur seinen eigenen Vortheil — alles dieß läßt uns wenigstens auf keine nahe Hülfe hoffen. Nun bleiben nur noch die Prinzen und die Ausgewanderten übrig. Wären die Prinzen im Stande, ihrer eigenen Empfindung zu folgen, so würden sie uns sehr nützlich werden können. Aber sie haben einen Calonne bei sich, der uns haßt, der nur seinem Ehrgeize und seinem Leichtsinne folgt, außerdem noch andere schlechte und feige Menschen, die uns erst verlassen haben und jetzt verlangen, daß wir allein uns allen Gefahren aussetzen und bloß ihrem Nutzen dienen sollen. Kurz, nur der Kaiser kann uns helfen, er allein kann sich an die Spitze der auswärtigen Mächte stellen, er allein vermag die Prinzen und alle Ausgewanderte zurückzuhalten, daß sie keinen tollkühnen Schritt wagen und sich gar nicht in den Reihen der verbündeten Mächte zeigen *). Denn sie können für uns nur sehr vereinzelt wirken (faire une chose partielle), und wenn sie selbst einen wirklichen Vortheil erhalten würden (was freilich kaum zu denken ist), so dürften wir leicht in eine neue Sklaverei unter ihre Diener zurücksinken und unser Zustand weit unerträglicher seyn, als der erste, weil sie sich als unsere Befreier ansehen würden" **).

---

*) Rev. rétrosp. III. 465. IV. 9. und in den Actenstücken in Girtanner's Histor. Nachricht. über die franz. Revolut. VI. 102. 203.

**) „Ajoutez à cela", schließt die Königin den Brief an den Grafen Mercy vom 20. August 1791 (III. 462), „que nous n'avons pas un ami, que tout le monde nous trahit, les uns par haine, les autres par faiblesse ou ambition; enfin je suis réduite à craindre le jour ou on aura l'air de nous donner une sorte de liberté. Vous voyez mon âme toute entière dans cette lettre; je peux me tromper; mais c'est le seul moyen encore que je voie pour pouvoir aller. J'ai écouté autant que je l'ai pu des gens des deux côtés et c'est de tous leurs avis que

Auf dieſe Klagen und Bitten einer geliebten Schweſter erwiederte Leopold in einem mit brüderlicher Herzlichkeit geſchriebenen Briefe, daß die Sache des Königs von Frankreich die Sache aller Mächte von Europa ſey, daß er aber ebenſo wenig als die übrigen Monarchen ſich durch Täuſchungen oder Vorſpiegelungen (illusions) werde hinhalten laſſen, daß man gern die äußerſten Schritte vermeiden würde, daß jedoch, im Fall ſie geſchehen müßten, diejenigen vor Gott und Menſchen verantwortlich wären, welche die Monarchen in dieſe Nothwendigkeit verſetzt hätten. „Die Conſtitution, welche man den Franzoſen geben will, kann nur dann für geſetzlich gelten, wenn ſie durch den freien Willen des Königs beſtätigt iſt; aber es reichen nicht eitle Scheingründe oder verſteckte Gewaltſchritte, die unter dem Deckmantel verfänglicher und ungeſetzlicher Alternativen verſteckt ſind, hin, um uns an dieſe Freiheit glauben zu laſſen. Die freie Willensmeinung des Königs, wie ſie in ſeiner Erklärung vom 20. Junius ausgeſprochen war, will und kann nichts Anderes bezwecken, als die Behauptung der weſentlichſten Eigenthümlichkeiten einer monarchiſchen Regierung, als die Unverletzlichkeit, die Sicherheit, die würdige Erſcheinung (représentation décente) des Königs und ſeiner Familie, die Wirklichkeit ſeines Einfluſſes auf die Regierung und die Handhabung der Geſetze, welche ihm dieſelbe zuſichern, endlich eine Verfaſſung (organisation), die mit der Unterordnung der Staatsgewalten und der öffentlichen Ruhe ſich gut verträgt. An dieſen Grundzügen allein vermögen wir die Errichtung einer wahrhaft geſetzlichen Verfaſſung

je n'ai formé le mien; je ne sais pas s'il sera suivi; vous connaissez la personne avec laquelle j'ai affaire (der König); un moment ou l'on la croit persuadée, un mot, un raisonnement, la fait changer sans qu'elle s'en doute; c'est aussi pour cela que mille choses ne sont point à entreprendre. Enfin quoi qu'il m'en arrive, je peux céder aux circonstances, mais jamais je ne consenterai à rien d'indigne de moi."

zu erkennen, niemals aber an einem Zustande der Dinge, wo der König sich fortwährend seiner wirklichen Gewalt durch widersprechende oder unwirksame Gesetze beraubt sieht, wo er ein Gefangener in der Mitte seines Hofes ist, ein Spielwerk für die Wuth der Parteien und die wilden Ausbrüche jener Volkshaufen, die durch nichts gezügelt werden können (populace incoërcible)."

In einem spätern Schreiben (3. September 1791) versichert die Königin ihrem Bruder, wie sehr sie sich über die Theilnahme und Uebereinstimmung gefreut habe, die aus seinem Schreiben hervorginge *). Zugleich theilte sie ihm eine ausführliche, und mit Scharfsinn entworfene Denkschrift mit, deren Verfasser sie nicht nennt, die darin entwickelten Ansichten aber als die ihrigen bezeichnet. Ist diese Denkschrift echt, so war sie wahrscheinlich ein Werk Barnave's und seiner Freunde: wir gestehen indeß, daß wir in ihr mehrere Stellen gefunden haben, welche mit der Denkweise im Jahre 1791 wenig übereinstimmen. Ebenso urtheilen wir von den beiden Antwortschreiben des Kaisers, die einer weit spätern Zeit (ja man könnte meinen, sie wären im Jahre 1830 geschrieben) anzugehören scheinen. Wir unterlassen daher hier einen Auszug aus ihnen zu geben. Das aber geht aus allen diesen Verhandlungen und Briefen hervor, daß die Königin Marie Antoinette vor der Annahme der Constitution am 14. September 1791 weniger eine bewaffnete Dazwischenkunft der andern Mächte verlangt, als vielmehr die Vorschläge ihres Bruders, ohne Gewalt der Waffen eine Versöhnung herbeizuführen, getheilt habe. Es geht daraus ferner hervor, daß die Königin falsch beurtheilt wird, wenn man ihr eine Theilnahme an den ausschweifenden Planen der ausgewanderten Prinzen und Franzosen zuschreibt, wie freilich von einer gewissen Partei in Frank-

*) Rev. rétrosp. IV. p. 5—7. 7—25.

reich als ganz sicher angenommen wurde *). Für diese hatten (dieß wird aus dem Schreiben des Kaisers deutlich,) die Höfe zu Stockholm und Madrid eine bewaffnete Einmischung durch spanische und schwedische Truppen vorgeschlagen, während die Höfe zu Berlin und Wien die französischen Prinzen auf alle Art unterstützen, selbst aber neutral bleiben sollten. Mit Recht äußert sich der Kaiser, daß ein solcher Plan das Mißlingen der ganzen Unternehmung bereits in sich getragen habe, findet es aber doch nothwendig, seine Schwester zu versichern, daß man seine Absichten, ihr und ihrem Gemahle wesentliche Dienste zu leisten, mit Unrecht ihr als langsam und unwirksam dargestellt habe, wobei er ihr die politischen Gründe auseinandersetzt, welche ein einmüthiges Wirken der europäischen Höfe bis jetzt verhindert hätten. Dabei gedenkt er auch des unangenehmen Zögerns von Seiten Englands, das seine Neutralität möglichst lange zu bewahren hoffe. Das System des Cabinets von St. James, heißt es in einem Briefe des Grafen Mercy aus dieser Zeit **), ist in einer unthätigen und von fremden Entschließungen abhängigen Haltung (attitude passive et

*) Der Père Lenfant schreibt unter dem 18. August (T. II. p. 304) an einen Freund: Peut-être vous aurez entendu dire en province ce qui n'a cessé de se repéter à Paris, au sujet de la reine, qu'on prétend contrarier les projets des princes et chercher à faire des arrangements avec l'assemblée par entremise de Barnave. Cette infortunée princesse a été accablée de cette dernière calomnie, qu'elle a dit lui être plus sensible que toutes les autres et nous avons aujourd'hui la preuve (durch die als ganz nahe bevorstehend angekündigte Ankunft der Russen, Schweden, Oesterreicher, Spanier und Preußen) qu'elle a non seulement desavoué hautement cette intention qu'on lui prête, mais que les moyens qu'on lui supposait pour la réaliser sont evidemment faux. Lenfant geht in seiner Unwissenheit und Selbsttäuschung noch weiter und meldet unter dem 2. September (II. 328), daß 25,000 Russen bei Ruremonde ständen, daß in Lüttich 172,000 Preußen eintreffen, daß bei Ostende Russen und Schweden landen, und daß Paris ohne Zweifel bis zum 13. December erobert seyn würde!

**) Rev. rétrosp. IV. 26.

libre), die Begebenheiten in Frankreich zu beobachten und seinen Nutzen aus den Maaßregeln zu ziehen, zu welchen sich die übrigen Mächte in dieser wichtigen Epoche der europäischen Politik entschließen würden. Die Thatsache ist richtig. Denn an den geheimen Unterhandlungen der damaligen europäischen Mächte nahm der König Georg III. von England und sein Cabinet nur einen mittelbaren Antheil, während im Parlamente jede feindliche Gesinnung gegen Frankreich standhaft abgeleugnet wurde. Aber eben so wenig waren Leopold von Oesterreich und König Friedrich Wilhelm II. von Preußen damals ernstlich zu einem Kriege mit Frankreich entschlossen und Katharina von Rußland suchte bei gleicher Gesinnnng den kampflustigen Gustav III. von Schweden vorzuschieben *). Doch fehlte es nicht an drohenden Besprechungen und Erklärungen. In Mantua hatte Leopold II. mit dem Grafen Artois und mit Calonne am 20. Mai 1791 eine Zusammenkunft gehabt und dort den Grafen Dürfort, als geheimen Abgesandten Ludwigs XVI., empfangen, von Pavia aus hatte derselbe Kaiser am 6. Julius ein Rundschreiben erlassen, welches die Sache Ludwigs für die aller Monarchen erklärte, am 25. Julius war zwischen Oesterreich und Preußen eine vorläufige Uebereinkunft zu Stande gekommen und endlich die Declaration von Pillnitz am 27. August 1791 entworfen **). Durch alle diese Beschlüsse ward den Franzosen die Aussicht auf einen Krieg sehr nahe gelegt, sie erkannten die Nothwendigkeit sich rüsten zu müssen und, indem dieß geschah, besserte sich keinesweges das

*) Das unwürdige diplomatische Getreibe bei jenen Angelegenheiten hat Schlosser IV. 121—123. und 359—369. wahr und offen dargelegt.

**) Wir sagen „entworfen" nicht „unterschrieben" wegen der beachtenswerthen Stellen aus den Memoiren des Grafen Haugwitz in Ranke's historisch-politischer Zeitschrift. Bd. II. S. 57 f.

Verhältniß des Königs und der Königin zu den Machthabern im Lande.

Folgen wir nun hiernach weiter den Briefen Maria Antoinette's aus jener Zeit, so finden wir sie wenige Tage vor der Annahme der Constitution zu besonderer Vorsicht in ihrem politischen Betragen gestimmt. Es erscheint ihr dieß um so nothwendiger, da der König, indem er nicht anders könnte, als die Constitution anzunehmen, bei entgegengesetzten Maaßregeln der auswärtigen Franzosen ohne Weiteres von den Tigerhorden (race des tigres), die das Königreich überschwemmen, für schuldig angesehen werden würde und im Verdacht einer geheimen Verbindung mit den Emigranten. Sie erkennt es für ihren größten Vortheil, so viel als möglich Vertrauen einzuflößen, da hierin und in der Furcht eines auswärtigen Krieges die einzigen Mittel lägen, welche das Volk von der Trunkenheit zu heilen vermöchten, in welche es gestürzt sey. Ebenso empfiehlt auch Mercy der Königin die möglichste Vorsicht; er zeigt, daß es einzig und allein wirklichen Nutzen bringe, wenn man sich vor politischen Fehlern zu hüten und den möglichsten Gewinn von solchen Ereignissen zu ziehen suche, welche die verruchten Zerstörer des Reichs offenbar in ihr eigenes Verderben führen müßten. „Der Entschluß, den man jetzt in den Tuilerien fassen will, ist von einer gebieterischen Nothwendigkeit vorgeschrieben, es bereitet sich eine Ordnung der Dinge vor, deren Folgen (chances) fast unberechenbar sind; sie werden ohne Zweifel sehr verschieden in ihren Wirkungen seyn, neue Stürme werden auf Augenblicke der Ruhe folgen, und nichts zeigt noch das Maaß oder das Ziel der Unglücksfälle, welche dem unglücklichen Fürstenpaare drohen." Dieselbe Sorge spricht Mercy, der überhaupt die Verhältnisse mit einem klaren Blicke überschaut, in einem spätern Berichte an den Kaiser Leopold aus. Auch er erkennt, in Beziehung auf die Denkschrift der Königin, das Mißliche des

Bürgerkrieges in Frankreich und die Nothwendigkeit, ihn zu vermeiden, aber er fürchtet auch, daß derselbe nicht zu vermeiden seyn dürfte, weil die Anarchie, die Geldnoth und die Hungersnoth nothwendig einen solchen herbeiführen müßten und die Unruhestifter im Innern nicht geneigt wären, ein Heilmittel für solche Unfälle ausfindig zu machen. Für die persönliche Sicherheit des Königs ist er ebenfalls sehr besorgt; nur das Vertrauen des Volkes kann ihm Schutz gewähren in seiner Gefangenschaft und bei der Aussicht auf die Umwälzungen (convulsions), denen er unaufhörlich ausgesetzt seyn wird." Es gehörte allerdings ein Mann von Ludwig XVI. Ruhe und leidendem Gleichmuth dazu, um durch die täglich wiederkehrenden Kränkungen und Schmälerungen seiner Rechte, die von der Nationalversammlung ausgingen, nicht auf das Aeußerste gebracht zu werden. Marie Antoinette dagegen verhehlte nicht, wie tief ihr Gemüth gekränkt, wie verletzt ihre königliche Ehre wäre. Die folgenden Worte sind aus einem Briefe an den Grafen Mercy, den sie am 12. September, also zwei Tage vor der Annahme der Constitution, geschrieben hat. „Endlich ist unser Loos geworfen. Es handelt sich jetzt darum, seine Schritte, sein Betragen nach den Zeitumständen einzurichten. Ich könnte wohl wünschen, daß Jedermann sein Betragen nach dem meinigen einrichtete, aber wir haben, und selbst in unsern innersten Gemächern (même dans notre intérieur), große Hindernisse zu bekämpfen und schwere Kämpfe zu bestehen. Beklagen Sie mich; glauben Sie mir, es erfordert mehr Muth, meinen Zustand zu ertragen, als sich mitten im Schlachtgewühle zu befinden, um so mehr, da ich immer richtig beobachtet habe und doch nichts als Unglück in dem Mangel an Energie auf der einen und in dem Mangel an gutem Willen auf der andern Seite sehe. Mein Gott! ist es möglich, daß ich, die ich so ganz das Blut fühle, welches in meinen Adern fließt, dazu bestimmt bin, meine Tage in einem solchen Jahr-

hundert und mit solchen Menschen hinzubringen! Aber glauben Sie deshalb nicht, daß mein Muth mich verläßt. Ich werde aushalten, nicht für mich, sondern für meinen Sohn, und werde meine lange und mühsame Laufbahn bis ans Ende zurücklegen. Leben Sie wohl, ich sehe fast nicht mehr, was ich schreibe *)."

Unter Kämpfen und gegenseitigen Anfeindungen erschien endlich der 14. September des Jahres 1791. Ludwig war entschlossen, die Verfassung anzunehmen, und hatte sich hierin der Ansicht der Königin, seines Schwagers Leopold II. und seiner Minister gefügt. Diese (nur Montmorin nicht) riethen ihm einfach (purement et simplement) die neue Constitution anzunehmen. Seine schriftliche Zusicherung, an dem genannten Tage die Verfassung beschwören zu wollen, hatte wieder einmal einen Enthusiasmus in der Nationalversammlung hervorgerufen, der nur zu oft durch gehässige Einflüsterungen erstickt worden war. Den Abgeordneten versicherte der König, daß seine Frau und seine Kinder dieselben Gesinnungen theilten, und Marie Antoinette bekräftigte noch besonders diese Worte. Aber sie sah nur zu deutlich das Unglück voraus, dem sie entgegengieng. „Jene Menschen," sagte sie, „wollen keinen König und keine Königin. Wir werden ihrer hinterlistigen (perfide), aber sehr wohl durchgeführten Taktik unterliegen, denn sie reißen das Gebäude der Monarchie Stein auf Stein ein **)."

Am bestimmten Tage erschien Ludwig XVI. mit einer kleinen Begleitung in der Nationalversammlung; die Königin befand sich mit ihren Frauen in einer Seitenloge. Stehend hielt er seine Rede, die von Barnave, Dúport, Lameth und Lafayette ausgearbeitet war, und in der man nach dem Ur-

*) Rev. rétrosp. IV. 31.

**) Campan ch. 19. p. 556. 561. Girtanner VI. 202 f.

theile der Königin *) hier und da einige Züge von Festigkeit, aber nirgends die Sprache eines so tiefbeleidigten Königs wahrnahm. Stehend leistete er seinen Eid, die neue Verfassung schützen und bewahren zu wollen. Sitzend antwortete der Präsident. Unter lautem Jubelrufe begleitete die Versammlung den König zurück in das Schloß, wo in den königlichen Gemächern sofort ein Auftritt Statt fand, der mit der äußern Freude im ärgsten Widerspruche stand. Denn Ludwig XVI. warf sich erschöpft und bleich auf einen Lehnstuhl und rief mit weinender Stimme der Königin zu: „Jetzt ist Alles verloren. Ach! warum sind Sie, meine Gattin, Zeugin dieser Demüthigung geworden? Warum mußten Sie nach Frankreich kommen...." Die Seufzer erstickten seine Stimme; die Königin warf sich vor ihm auf die Kniee und hielt ihn fest in ihren Armen. Ein so rührendes Bild ehelicher Treue und Zärtlichkeit erinnert nur zu sehr an den ergreifenden Augenblick des 10. Mai 1774, wo beide Gatten mit gebeugtem Knie es erkannten, daß sie noch zu jung zur Regierung kämen. Jetzt fühlten Beide, daß es um ihre königliche Macht und Würde geschehen sey.

Und so war es auch in der That. Allerdings waren durch die neue Constitution die bürgerlichen Verhältnisse, die Staatsabgaben, die Natur der Verbrechen, ihre gerichtliche

*) Rev. rétrosp. IV. 30. Fast dramatisch ist die Schilderung im Moniteur Nr. 258. p. 1075. Le roi va se placer à côté du président. Le roi: Messieurs, je viens consacrer ici solemnellement l'acception que j'ai donné à l'acte constitutionelle. En conséquence, je jure (l'assemblée s'assied) d'être fidèle à la nation et à la loi, d'employer tout le pouvoir qui m'est délégué à maintenir la constitution decrétée par l'assemblée nat. const. et à faire éxécuter les lois. (Le roi s'assied — la salle retentit d'applaudissements et des cris de Vive le roi.) M. le président debout: De longs abus qui avaient long tems triomphé des bonnes intentions des meilleurs rois, et qui avaient sans cesse bravé l'autorité du trône, opprimaient la France. (Le roi reste assis, M. le président s'assied.) Dépositaire etc. Die folgende Scene schildert Frau von Campan 562. 563.

Behandlung und die Strafen geordnet, ebenso war die Gliederung der öffentlichen Macht durchgeführt worden, Vieles trug indeß das Gepräge der Zeit, in welcher es entstanden war. Aber bei dem Mißtrauen, welches gegen die königliche Familie bestand, bei den falschen Begriffen von Freiheit und Volkssouverainetät, von welchen ein sehr großer Theil der Bevölkerung Frankreichs beherrscht wurde, bei den geheimen Absichten, womit die verschiedenen Parteien in die Zukunft blickten, konnte diese Verfassung kein Staatsgebäude aufstellen, in welchem alle Kräfte in ein gehöriges Gleichgewicht gebracht und die verschiedenen Gewalten, wenn auch zweckmäßiger als früher gesondert, zur Einheit und Uebereinstimmung des Staatslebens durch eine mit Würde und Macht ausgerüstete Regierung hergestellt worden wären. Der König war jetzt ganz ohne diese Eigenschaften, zwar dem Namen nach das Oberhaupt der Verwaltung wie der Armee, der That nach aber nur ein Beamter der Nationalversammlung, deren Gesetze zu unterschreiben, an die Behörden zu schicken oder sonst bekannt zu machen, sein Hauptgeschäft war. Zum größten Nachtheile für Frankreich blieb nun die Aufrechthaltung der neuen Constitution den Mitgliedern der zweiten oder gesetzgebenden Nationalversammlung überlassen, in der die Partei des Königthums ganz verschwunden war. Die Wildheit der Jacobiner, so wie die unreifen Theorien der jungen Leute und überspannten Republikaner, aus denen die neue Versammlung bestand, fürchteten die gemäßigten Deputirten, und daher erzeugte sich der Wunsch, daß der König an ihre Spitze treten möchte. Barnave war dieser Ansicht ganz besonders zugethan.

Die unbedingte Annahme der Constitution wurde außerhalb Frankreich nicht überall günstig angesehen. Katharina II. von Rußland zeigte ihren Unwillen unverhohlen, sowohl an ihrem Hofe als an andern Höfen. Gemäßigter benahm sich Leopold II., aber in den Entschließungen des österreichischen

Cabinets und in der Aufstellung der Truppen in Belgien fand keine Aenderung Statt *). Die übrigen europäischen und deutschen kleinen und größern Mächte beantworteten die ihnen vom Könige von Frankreich gemachte Anzeige in der herkömmlichen Sprache diplomatischer Höflichkeit. Aber die Brüder des Königs erklärten laut, daß der französische Monarch nicht frei sey und daß eine solche Constitution keine bindende Kraft haben könne. Graf Mercy wünschte, daß der König sich offener möchte über die Mängel (vices) geäußert haben, welche die Ausführung der Constitution erschwerten, und zugleich auf eine Rechnungsablegung der Nationalversammlung gedrungen haben, wodurch er die öffentliche Meinung für sich gewonnen und die Unruhestifter in Verwirrung gesetzt haben würde. Jedoch verkennt er nicht die Nothwendigkeit, in welche der König gebracht war, sich der Constitution anzuschließen, um hierdurch in den Besitz des öffentlichen Vertrauens zu gelangen. Nur auf diese Weise könne er wahren Vortheil von einer neuen Revolution ziehen, die unvermeidlich sey, indem die jetzige Constitution das königliche Ansehen zu sehr herabsetze, als daß eine wirkliche Ausführung möglich wäre. In dieser Gesinnung ist auch die Denkschrift abgefaßt, in welcher Ludwig seinen Brüdern die Annahme der Constitution meldet, vermuthlich die nämliche, von welcher Frau von Campan spricht und die erst jetzt gedruckt worden ist **). Er erklärt ihnen in derselben, daß er von Grund seines Herzens den Bürgerkrieg verabscheue, daß er nicht mit kaltem Blute sein Volk einem solchen Unglücke aussetzen könne, daß er selbst zwar viel geduldet habe, aber den Muth in sich fühle, noch mehr zu dulden, ehe er sein Volk in sein eigenes Unglück hineinzöge. Er beklage auf das Lebhafteste das Unglück seines Adels und seiner Geistlich-

*) Wachsmuth I. 425 f.

**) Campan ch. 19. p. 569. Rev. rétrosp. IV. 50—57.

keit, er sey ihnen sehr dankbar für alle ihm gebrachten Opfer und für den Muth, mit dem sie ihm zu dienen bereit wären; aber sie verkennten den gegenwärtigen Geist in Frankreich, sie wüßten nicht, wie sehr alle Franzosen an der neuen Constitution hingen, wie sehr den niedern Ständen die Unabhängigkeit, den obern die Gleichheit schmeichle. Daher sey der Ausgang einer bewaffneten Einmischung, selbst mit der Hülfe auswärtiger Mächte, mehr als zweifelhaft. Auch er habe früher anders gedacht, sey jedoch jetzt enttäuscht worden. Unangenehm wäre es ihm daher gewesen, daß sich Graf Artois ohne seine Zustimmung nach Pillnitz begeben habe; nicht minder beunruhige ihn der öffentliche, bereits in vielen Abdrücken vervielfältigte Brief an ihn. Bei seinen Feinden müsse er nothwendig als doppelsinnig erscheinen und in der Achtung aller wackern Leute sinken. Und da er dies zu vermeiden sehnlichst wünscht, so hofft er, daß auch seine Brüder werden bessern Gedanken Raum geben (revenir à des idées plus sages) und bedenken, daß man in einem großen Reiche wohl einen Sieg davontragen, aber nicht über die öffentliche Meinung so schnell Herr werden könne.

Wenn wir diese gemäßigten Aeußerungen, welche große Aehnlichkeit mit den Gesinnungen der Königin in der früher mitgetheilten Denkschrift haben, mit den Zeugnissen wohlunterrichteter Zeitgenossen zusammenstellen, so ergiebt sich wenigstens, daß Ludwig es aufrichtiger als gewöhnlich angenommen wird mit seinem Festhalten an der Constitution gemeint habe. Denn der Minister Bertrand von Moleville erzählt ausführlich aus seiner ersten Unterredung mit dem Könige, nach Antretung seines Ministerpostens, daß der König auf seine Frage, wie er es mit der neuen Verfassung gehalten wissen wollte und welches Benehmen er seinen Ministern in dieser Hinsicht vorschriebe, geantwortet habe: Er betrachte die Constitution nicht als ein Meisterwerk, er glaube vielmehr, daß sie sehr große Fehler

habe, und traue sich selbst zu, manche Verbesserungen in ihr zu machen. Dazu sey aber jetzt keine Zeit, er müsse die Verfassung halten, so wie er auf dieselbe geschworen habe, um so mehr, da er glaube, daß ihre genaueste Vollziehung das sicherste Mittel sey, die Nation über die Veränderungen zu belehren, welche mit derselben nothwendig vorgenommen werden müßten. „Ich werde mich daher nicht von dieser Ansicht entfernen und wünsche, daß auch meine Minister sich nach derselben richten mögen." Hierauf begab sich Bertrand zur Königin und erhielt von ihr die Versicherung, daß er sich darauf verlassen könne, daß sie nicht anderer Meinung sey als der König. „Also nur Muth gefaßt", setzte sie hinzu, „ich hoffe, daß, wenn wir Geduld, Festigkeit und Folgerichtigkeit (suite) im Handeln zeigen, noch nicht Alles verloren seyn wird *)." In dieser Ansicht fügte sich die Königin ganz dem Willen Barnave's und seiner Freunde und hatte auch die Genugthuung, zu sehen, daß ihre und ihres Gemahls Schritte die öffentliche Achtung ihr von Neuem erwarben und — wenn gleich nur für kurze Zeit — erhielten. „Die Menge," so schriebt Mercy an seinen Herrn, „hat das Bedürfniß, sich einem einzigen Oberhaupte anzuschließen und unter seinem Ansehen in unglückdrohenden Zeiten Schutz zu suchen. Das französische Volk ist jetzt gleichsam in eine Trunkenheit versenkt, die geschickt benutzt seyn will, wenn nicht Mißtrauen an die Stelle des gegenwärtigen Vertrauens treten und eine Erneuerung desselben ganz unmöglich machen soll. Daher müssen der König und die Königin sich die wirkliche Leitung der Menge (direction actuelle de la multitude) zu erhalten suchen, sich im Vertrauen derselben behaupten, da dies die einzige Schutzwehr ist, welche sie den Angriffen der

*) Bertrand de Moleville, Mémoir. I. 101 — 103. Histoir. impart. du procès de Louis XVI. T. II. p. 365. 366. Girtanner VI. 402 f.

gesetzgebenden Versammlung entgegensetzen können, die auf die Zerstörung einer jeden gesetzmäßigen Gewalt ausgeht."

Um aber dieß Vertrauen zu erhalten, bedurfte das königliche Paar vor allen Dingen gewandter, einiger und fester Minister. An solchen fehlte es jedoch. Denn weder Bertrand de Moleville *), noch Montmorin, noch Bougainville, noch Duport du Tertre und De Portail verstanden es, mit den Mitgliedern der neuen Nationalversammlung umzugehen oder sich an die royalistischen Anhänger des Königs aus der ersten Nationalversammlung anzuschließen. Unter ihnen war, nach dem Urtheile des Grafen La Mark, der die Verhältnisse in der Nähe zu beobachten hinreichende Gelegenheit hatte, Montmorin der Königin sehr treu und ergeben, zwar schwach, aber ehrlich und rein. Da er dabei auch das Vertrauen des Königs besaß, so war er geschickter als jeder Andere, den König in vielen Sachen zu beobachten, wo dieser sich der Wachsamkeit der Königin entziehen würde (ou il échapperait à la reine). Und dies ereignete sich nicht selten. „Daher", fährt der Graf fort, „scheut sich die Königin, den sehr ungewissen Versuch ihres Einflusses zu machen, daher ihr Zaudern, ihre gleichgültige Fahrlässigkeit. Ganz anders würde sie handeln, wenn sie das Ruder der Geschäfte ergreifen könnte; dahin muß es endlich kommen, und dazu gehört ein Minister von Einfluß (fort dans le conseil), der sich mit ihr versteht. Montmorin wird sich ihm anschließen und so können zugleich die großen und die kleinen Angelegenheiten geleitet werden. Solange die Königin nicht der Mittelpunkt der Geschäfte seyn wird, muß man sich auf die ärgsten Fehler, auf tausend Gefahren gefaßt machen, denn, um es grade herauszusagen, der König ist

*) Schlosser IV. 330. nennt ihn den Vorsteher der königlichen Camarilla, der mit der Betreibung aller Maaßregeln der erbärmlichen innern Politik beauftragt war.

unfähig zu regieren (le roi est incapable de règner), die Königin kann ihn allein ersetzen, wenn sie gehörig von einem geschickten Minister unterstützt wird. Dann muß sie aber auch die Nothwendigkeit fühlen, sich nach festen Grundsätzen mit den öffentlichen Angelegenheiten zu befassen. Sie muß es sich zum Gesetz machen, nicht, wie bisher, vielen Leuten ein halbes Vertrauen zu schenken, sondern in Einen ein unbeschränktes Zutrauen zu setzen *)." Der Graf meint hier unstreitig die Verbindungen der Königin mit Barnave einerseits und andererseits mit den noch in Paris befindlichen Anhängern des alten Hofes, worauf wir gleich zurückkommen wollen, nachdem wir noch Einiges über den König und die ihm so oft zum Vorwurf gemachte Doppelzüngigkeit und Verstellung vorausgeschickt haben.

Bekanntlich ist dieser Vorwurf Ludwig XVI. von Schriftstellern jeder Farbe gemacht worden. Unter Andern sagt Ferrières, ein sonst gemäßigter Mann und Royalist, in harten Ausdrücken, der König sey der Spielball seiner eignen Schwäche und einer Menge von Leidenschaften, die ihm eigentlich fremd waren, gewesen; Verstellung habe er über Alles geliebt, er habe sich in der Ansicht gefallen, als ein Unfreier zu erscheinen **). Die Zeit der Parteikämpfe ist jetzt vorüber, also kann auch wieder Rücksicht auf das rein Menschliche genommen werden, und da verdient Ludwig XVI. alle Entschuldigung, wenn er sich nicht gleich in die neue Welt, die sich um ihn, ohne daß er es so recht merkte, mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit gebildet hatte, zu finden wußte, wenn er endlich ihren Anforderungen unterlag. Ludwig war im Schooße der Ruhe und des Ueberflusses erzogen worden, unter Formen, die zehn bis zwölf Generationen hindurch gegolten hatten; seine Schule waren die Regeln

*) Rev. rétrosp. IV. 35. 36.
**) Mém. II. 124. 280. 284. 332. 337.

der Etikette und Repräsentation, nicht die Erscheinungen der wirklichen Welt gewesen; seine Beschäftigung war, im Rathe der Minister die verschiedenen Entwürfe oder Vorschläge zu hören, sehr selten ein entscheidendes Wort dazu zu sprechen; seine Umgebungen hatten ihn von früh an gewöhnt, daß Alles nicht bloß für ihn, sondern auch durch ihn geschehe. So fand ihn die Revolution. Er sollte nun mit seiner schwachen Persönlichkeit allen den verletzenden Einwirkungen, die auf ihn geschahen, nicht bloß widerstehen, sondern ihnen auch zuvorkommen. Seine angeborne Rechtlichkeit, seine Liebe zu Frankreich und der aufrichtige Wunsch für das Glück dieses Landes bestimmten ihn, die neue Constitution anzunehmen. Daß er es damit redlich meinte, geht aus unverdächtigen Zeugnissen und aus seinen Handlungen gleich nach dem 14. September hervor *). Er selbst verwahrt sich in der angeführten Denkschrift an seine Brüder feierlich gegen den Vorwurf eines doppelsinnigen Benehmens. „Wollt Ihr mich," sagt er, „der Nation zeigen, wie ich mit der einen Hand die Constitution annehme und mit der andern die Hülfe der fremden Mächte nachsuche? Wie kann ein tugendhafter Mann ein solches Betragen gutheißen? Und glaubt Ihr mir einen wirklichen Dienst zu erweisen, wenn Ihr mir die Achtung der Rechtschaffenen entzieht?" Ganz in Ludwig's Geist sind auch die Betrachtungen der Königin vor der Annahme der Constitution, daß ihr Gemahl sich gern der Ruhe seines Volkes opfern und daß er nicht anstehen werde, der Verfassung seine Genehmigung zu ertheilen, wenn das Volk in derselben sein Glück findet, daß er aber auch dann entschlossen ist, Alles zu vermeiden, was zum Mißtrauen Anlaß geben könnte. War er dieß aber wohl im Stande, als gleich vom ersten Tage der neuen Verfassung an die gesetzge-

*) Schlosser IV. 303. u. a. O. hat sich für das Gegentheil erklärt.

bende Versammlung ihn unaufhörlich mit ihren ungeregelten, leidenschaftlichen Angriffen kränkte, als seine Vorschläge so gut wie gar nicht beachtet wurden und als die Ansicht, der König sey nicht frei von auswärtigem Einflusse, fortwährend unzählige Anhänger fand? Kurz, wir halten es überhaupt für unmöglich, daß ein König in einer solchen Lage mit einem Suspensiv-Veto aushalten kann. Ein lebhafterer, muthvollerer Fürst würde an Ludwig's Stelle muthmaaßlich seine Lage verändert und lieber den Tod gewählt haben, als eine solche Krone zu tragen. Diesen Muth hatte jedoch Ludwig nicht und so mußte er unterliegen. Aber ungerecht ist der Vorwurf, es wären die Folgen davon gewesen, daß er die Constitution nicht aufrichtig und ehrlich gehandhabt habe *).

Den größern Muth besaß allerdings Ludwig's Gemahlin. Aber ohne alle Macht, ohne Geld und Soldaten, ohne Rathgeber, die eine genaue Kenntniß von der Lage der Dinge besaßen, vermochte auch sie nichts auszurichten. Daß sie ihre Blicke dann nach Außen wandte, als die innern Zustände ihr nur geringe Aussicht zur Herstellung der frühern Verhältnisse boten, war verzeihlich, zumal da sie keinen Bürgerkrieg, keine gewaltsame Zurückführung der Ausgewanderten, keine blutige Einmischung wollte; denn noch im October 1791 wähnte Marie Antoinette, daß ein Congreß der europäischen Monarchen die Ruhe in Frankreich herstellen könnte **). Diese Aussichten verhehlte sie auch ihren französischen Rathgebern Barnave, Lameth und Dúport nicht, die aber genöthigt waren, ihre Verbindung mit dem Hofe sehr geheim zu halten. Barnave besonders wurde ganz im Verborgenen und fast auf Schleichwegen zum

*) Montgaillard II. 312. Rev. rétr. III. 459. IV. 57. Bourgoing's Leben in den Zeitgenoss. XIII. 153 f. Buchholz Geschichte Napoleon's I. 263 f. Buchez und Roux XII. 157.

**) Rev. rétrosp. IV. 48.

König und zur Königin geführt; der König wollte nicht, daß ihre Zusammenkünfte bemerkt würden, weil der gutmüthige Fürst den Abgeordneten dadurch der größten Gefahr ausgesetzt zu sehen glaubte. Nur die vertrautesten Personen waren im Geheimnisse. In allen diesen Dingen herrschte der Einfluß der Königin vor; ihr natürlicher Muth, ihre größere Lebhaftigkeit, ihr sehnlicher Wunsch, sich aus ihrer drückenden Lage befreit zu sehen, ließ sie jetzt jedes Mittel ergreifen und es bald mit den Constitutionellen, bald mit den auswärtigen Mächten oder den alten Royalisten versuchen. Unter den Ersten stand ihr Barnave am nächsten; er las einen großen Theil ihres Briefwechsels, selbst das Schreiben von Franz II. über den Tod des Kaisers Leopold wurde ihm mitgetheilt; ja, es scheint, daß er in den ersten Wochen nach der Annahme der Constitution sämmtliche Briefe der Königin an auswärtige Fürsten gelesen hat. Barnave hatte allerdings Ursache, dieß zu wünschen, da er die verderblichsten Folgen für seinen Plan fürchten mußte, wenn sich die Königin dem Gedanken an eine bewaffnete Einmischung und an die Hülfe der Prinzen, die fortwährend von einer solchen allein Heil und Rettung erwarteten, hingeben sollte. Er selbst that Alles, was in seinen Kräften stand, um die Königin in treuer Anhänglichkeit an die Constitution zu erhalten; er schrieb oft an sie, da er nicht immer Gelegenheit hatte, sie mündlich zu sprechen, warnte sie, nicht Denen zu glauben, welche die constitutionelle Partei für schwach hielten, indem noch immer für alle gute Franzosen die Constitution der einzige Vereinigungspunkt wäre, und die Urheber derselben, über ihre frühern Mißgriffe belehrt, allein dem Throne seine wahre Würde wiedergeben könnten; die Königin möge ja nicht zuviel auf die ausgewanderten Prinzen und auf die auswärtigen Mächte trauen, da jene weit mehr der Ehrgeiz als die Bande des Blutes anreizten, sie möge vielmehr bedenken, daß nur im Innern von Frankreich seine wahre Stärke läge, und

daß auch einst Heinrich IV. nicht durch die Hülfe fremder Mächte sein Reich wiedererobert hätte. Auf der andern Seite wollte es die Königin doch nicht gänzlich mit den ihr verwandten Prinzen verderben. Da Barnave und seine Freunde nur mit der größten Vorsicht zu Werke gehen konnten und unmöglich jede Schmälerung des königlichen Ansehens zu verhindern im Stande waren, weil sie sonst in Gefahr waren einer Anhänglichkeit an den König von den Jacobinern, „denen alle Mäßigung ein Verbrechen zu seyn schien", ganz öffentlich bezüchtigt zu werden, so sank öfters das Vertrauen der Königin, und sie hörte um so lieber auf die Einflüsterungen der Männer des alten Hofes, daß allein von Außen her Hülfe und Rettung zu erwarten sey. Sie schrieb daher häufig an ihren Bruder und brachte ganze Nächte mit dieser Beschäftigung hin, für welche eine eigne Art des Schriftwechsels erfunden war. Auch die kleinen Mittel, durch Bestechungen einer Anzahl von Menschen auf den Galerien der Nationalversammlung einen augenblicklichen Sieg zu gewinnen, in den Theatern die Theilnahme für die königliche Familie zu erwecken, oder durch bezahlte Schriften auf die öffentliche Stimmung zu wirken, wurden nicht verschmäht, und der König zu sehr bedeutenden geheimen Ausgaben an Leute ohne Treue und Geschicklichkeit verleitet*). Jeder kleine Vortheil ward am Hofe mit der größten Freude aufgenommen, ohne daß man bemerkte, wie dadurch nur die Wuth der Jacobiner gesteigert und jede Aussicht zu einer gütlichen Ausgleichung immer mehr und mehr entfernt würde. Denn selbst in den Umgebungen der Königin ward nicht die nöthige Vorsicht beobachtet und nicht alle ihre Vertrauten und Boten besaßen die Klugheit und Ergebenheit der

*) Wachsmuth I. 391 f. Schlosser 317 f. und die vom Herausgeber der Campan'schen Memoiren (T. III. p. 1297 ff.) angeführten Stellen.

Campan. Um so mehr aber kann man auch grade ihrer Versicherung glauben, daß diese Verschiedenheit der Rathschläge und die Nothwendigkeit, sich einerseits nach den Ansichten eines Theils der Constitutionellen, andrerseits nach den Wünschen der Prinzen und auswärtigen Fürsten bequemen zu müssen, den Hof auf das Schnellste zum Verderben führten und der Königin besonders höchst nachtheilig werden mußten *).

Mag man nun immerhin das politische Verhalten der Königin tadeln, ihre Hinneigung zu halben Maaßregeln und zu verschiedenen Parteien mißbilligen und ihre Sehnsucht, von auswärts her Hülfe zu erhalten, für unpatriotisch erklären, so läßt sie doch auf der andern Seite sich entschuldigen, daß sie in ihrer Lage an solchen Gedanken Gefallen haben konnte, und man muß sie beklagen, weil sie ihren Gemahl niemals zu rascher Thätigkeit und kraftvollem Einschreiten geneigt fand. Zu einem solchen Mittel hätte es freilich einer bewaffneten Macht bedurft, da man gegen eine Versammlung auftreten mußte, in der Bazire, Couthon, Chabot, Marat, Danton und Robespierre das Wort führten, die Graf Mercy, dem es nicht an Eifer

*) Campan 573. 574. 576. Ferrières III. 17. Auch Mercy versichert (Rev. IV. 42), daß es für die Königin kaum möglich sey d'établir des bases constantes à une conduite toujours subordonnée à des événemens occasionnés par le délire le plus atroce et dont on ne peut mesurer ni l'étendue ni le terme. Dagegen hat Marie Antoinette einen scharfen Tadler an dem Minister St. Priest gefunden. Dès qu'il y avait dans sa situation un instant de répit, une apparence de sécurité, so lesen wir in den von Barante im J. 1845 herausgegebenen Lettres et instructions de Louis XVIII. au Comte de St. Priest, elle reprenait avec vivacité toutes ses illusions; puis quand le danger arrivait et se manifestait à ses yeux imprévoyants, elle s'en effrayait d'autant plus qu'elle n'avait pas voulu y croire; elle se troublait, et ses craintes devaient aussi éxagerées qu'avait été sa présomtion. Ueber diese im Munde eines Altadligen überraschenden Vorwürfe bemerken wir nur, daß St. Priest ein entschiedener Anhänger des Grafen von Provence (Ludwig XVIII.) gewesen ist, der sich gegen seine Schwägerin, die Königin, niemals besonders freundlich erwiesen hat.

für die Sache der Königin fehlte, Cannibalen nennt, denen das Kehlabschneiden zur Gewohnheit geworden sey, und unter denen er verzweifelt, nur einigermaaßen nützlich für die Königin wirken zu können. Der Graf von La Mark, der längere Zeit im geheimen Auftrage des österreichischen Hofes in der Nähe der Königin gelebt hatte, verließ sie im Winter 1791, da auch er von der Erfolglosigkeit seiner Bemühungen überzeugt war. Immer dichter und dichter zog sich das Ungewitter über dem Haupte der unglücklichen Fürstin zusammen.

Bald nach der Annahme der neuen Constitution ward in der Nationalversammlung die Bildung eines neuen Hofstaates für den König und die Königin beantragt. Die militairischen Einrichtungen, die Herstellung einer neuen Leibwache unter dem Befehle des Herzogs von Brissac ließ sich der König willig gefallen. Aber die neue Constitution hatte auch die Ehrenämter am Hofe und die daran sich knüpfenden Vorrechte aufgehoben; es hatten also mehrere der bisherigen Hofdamen ihre Stellen niedergelegt. Nun befanden sich der König und die Königin in großer Verlegenheit, indem die Vergebung der neuen Stellen an andere Personen andeuten würde, daß man die frühern Inhaber derselben zu entfernen beabsichtigt habe, obgleich sie doch für diese Stellen weit geschickter gewesen wären als die neuen Inhaber. Barnave und die übrigen constitutionellen Rathgeber der Königin riethen dringend, sich den Vorschlägen der Nationalversammlung zu fügen; Barnave bemerkte sehr richtig, daß die Königin im entgegengesetzten Falle niemals dazu gelangen würde, ihren Feinden den kleinsten Zweifel über die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung zu benehmen. Dagegen weigerte sich die Königin beharrlich und meinte, daß, wenn dieser constitutionelle Hofstaat gebildet werden sollte, auch nicht ein einziger Adliger bei ihnen bleiben würde, und daß man, wenn dieser Zustand der Dinge einmal sich ändern sollte, alle die Leute wiederabdanken müßte, die man jetzt an ihren Stellen

gelassen hätte. „Vielleicht," fügte sie hinzu, „würde ich doch noch den Adel gerettet haben, wenn ich einige Zeit hindurch den Muth gehabt hätte, ihn zu kränken; aber ich habe diesen Muth nicht. Dringt man mir irgend einen Schritt ab, der den Adel beleidigt, so schmollt er mit mir (je suis boudée). Niemand kommt mehr zu meinem Spiel und der König muß allein zu Bett gehen (le coucher du roi est solitaire). Kein Mensch will den Drang der Umstände richtig beurtheilen: man bestraft uns sogar noch für unser eigenes Unglück" *). Die Minister des Königs entwarfen zwar, wie Bertrand de Moleville berichtet, Plane und Verzeichnisse zur Bildung des neuen Hofstaates, der genannte Minister aber war eigentlich dagegen und versprach auch dem Könige, Alles zu thun, um seine Amtsgenossen für die Ansicht des Königs zu stimmen, über welche er sich eine bestimmte Willensäußerung erbat. Aber der König sprach eine solche nicht aus. Die Nationalversammlung faßte hierauf ihre Beschlüsse, und da König sowohl als Königin dieselben nicht zur Ausführung brachten, so ward dieß wieder als Mittel gebraucht, den Haß gegen sie zu steigern und sie als Adelsfreunde und Volksfeinde darzustellen. Derselbe Verdacht vermehrte sich, als die Nationalversammlung vom Könige verlangte, die bisherigen Mitglieder des Generalstabes seiner Leibwache und den Befehlshaber derselben, den Herzog von Brissac, zu entlassen. Barnave ersuchte die Königin, ihren Gemahl dazu zu bestimmen, indem er ihr ein Verzeichniß von Männern zur Ersetzung mittheilte, die zwar für Jacobiner gälten, aber eigentlich seine eignen Gesinnungen theilten und der monarchischen Verfassung sehr ergeben wären; jedoch ohne Erfolg. Und so beschloß Barnave, da die Hoffnungen der Königin sich immer bestimmter auf die auswärtige Hülfe rich-

*) Campan ch. 19. p. 571. 572. und das. Barriere. Vergl. Wachsmuth 433.

teten, Paris zu verlaſſen, wo er für die einſt von ihm ſo gehaßte, jetzt ſo innig verehrte Fürſtin nichts mehr zu wirken im Stande war. Seine Abſchiedsworte bewegten die Königin auf das Tiefſte. Er beklagte, daß ſeine Rathſchläge unbeachtet geblieben, aber auch die, denen ſie ihr Vertrauen ſchenke, würden ſie nicht glücklich machen, denn ſie würde verloren ſeyn, ehe die auswärtige Hülfe zu ihr gelangen könnte. Die traurigen Ahnungen, unter denen er von der Königin ſchied, gingen wenige Jahre darauf in Erfüllung, er ſelbſt bezahlte ſeinen Eifer, ihr gedient zu haben, mit dem Tode auf dem Blutgerüſte *).

In Barnave hatte die Königin ihren letzten redlichen Freund und aufrichtigen Rathgeber in Frankreich verloren. Jetzt blieb ihr nur die Hoffnung auf die Befreiung durch auswärtige Hülfe übrig und es war wahrlich eine herbe Fügung ihres Schickſals, daß eine Königin, deren Herz ſtets ſo warm für das Wohl ihres Frankreich geſchlagen hatte, ihre Rettung jetzt von den Heeren Oeſterreichs und Preußens erwarten mußte, denen Ludwig XVI., von der Nationalverſammlung gezwungen, am 20. April 1791 den Krieg erklärt hatte. Ihre innere Politik konnte ſich freilich nur auf unbedeutende Schritte beſchränken. Denn da ſie ihren Gemahl trotz aller Opfer, die er der neuen Verfaſſung gebracht hatte, fortwährend den wiederholten Angriffen ausgeſetzt ſah, welche die geſetzgebende Verſammlung unaufhörlich mit ihren ungeregelten und leidenſchaftlichen Forderungen auf ihn machte, ſo konnte ſie nicht füglich daran denken, auf offenem Wege ihm Hülfe und Schutz zu verſchaffen. Sie nahm alſo ihre Zuflucht zu kleinlichen Mit-

*) Campan ch. 20. p. 603. 605. Je désire ardemment, ſo ſchließt er ſeine Rede, me tromper dans une si douloureuse prédiction: mais je suis bien sûr de payer de ma tête l'intérêt que vos malheurs m'ont inspiré et ses services que j'ai voulu vous rendre. Je demande pour toute récompense l'honneur de baiser votre main.

teln und Bestechungen, durch welche bald Petion, bald Santerre, bald Andere zu Freunden und Anhängern geworben werden sollten *), oder überließ sich dem Wahne, als könne ihre Partei in den Theatern, wo das vive le roi und vive la nation, das à bas les Jacobins und das ça ira mit einander abwechselten, doch noch einmal den Sieg davon tragen **). Aber alles dieß blieb fruchtlos und indem die Königin bald diesen, bald jenen Vorschlag hörte, auch wohl durch schlecht unterrichtete Rathgeber zu dem Glauben verführt ward noch immer eine gewisse Macht über die Parteien zu haben, während diese doch längst mächtiger waren, erleichterte sie hierdurch selbst der jacobinischen Partei ihre Pläne, das Volk gegen seine Königin immer heftiger zu erbittern. So fand jetzt das nie ganz beschwichtigte Gerücht von einem österreichischen Comité in den Tuilerien, an dessen Spitze die Königin stände, immer neue Nahrung und blieb nicht bloßes Volksgerede, nachdem Gensonné und Brissot das Bestehen eines solchen in der Nationalversammlung erörtert und darauf angetragen hatten, die Minister Montmorin, Bertrand de Moleville und Duport de Tertre in Anklagezustand zu versetzen ***). Schon früher waren bei den Verhandlungen über die Zulassung der Frauen zum Bürgerrechte die ehrenrührigsten Aeußerungen über Marie Antoinette laut geworden, nachdem Camille Desmoulins bereits am 1. Januar 1790 sie des Namens einer Königin

*) Bertrand de Moleville Hist. de la révol. Franç. VI. p. 131. IX. p. 60 fg., Hist. de la révolution de France par deux amis de la liberté T. VIII. p. 1—142. Ferrières Mem. T. III. p. 61.

**) Eine solche, die am 20. Febr. 1791 im théatre des Italiens und in Gegenwart der Königin Statt fand, schildert Frau von Campan ch. 19. p. 568., wogegen die Journalberichte, z. B. aus dem Patriote Français vom 22. Februar, bei Buchez und Roux T. XIII. p. 226. die Nachrichten der Revolutionärs enthalten.

***) Buchez und Roux XIV. 278. und dagegen Bouillé Mém. 33. überhaupt s. m. Wachsmuth 431. 432.

der Franzosen für unwürdig erklärt hatte; jetzt hieß sie in den Journalen häufig Madame Veto und Alles, was gemeinschädlich war, ja sogar die Fertigung falscher Assignaten, sollte von ihr ausgehen *). Jetzt hatte Lacroix bei den Jacobinern am 3. Junius 1792 die Isolirung der „Oesterreicherin" vorgeschlagen, Danton am 14. Junius von terreur gesprochen, die gegen den Hof aufgeboten werden müßte und von einem gegen den König anzuwendenden Zwange, daß er die Königin nach Wien schicke **). Noch empfindlicher waren die Kränkungen, die sie als Frau und als Gattin trafen. Bald war es ein Kanonier, der ihr zurief, er wünsche ihr Haupt auf der Spitze seines Bajonnets zu haben, bald las man unter ihren Fenstern die furchtbarsten Lästerungen auf sie ab, sang die unzüchtigsten Lieder, und zeigte die frechsten Bilder; in den Journalen war nicht selten die Rede von der Halsbandgeschichte, die mit dem Namen: le fameux colier Rohan-Antoinette bezeichnet wurde, die Parteischriften erschöpften sich in den nichtswürdigsten Beschuldigungen und entblödeten sich nicht die tugendhafte Fürstin eine Messaline und eine österreichische Furie zu nennen — kurz, wo sie hinsah, sah sie sich zurückgestoßen, geschmäht

*) Buchez und Roux IX. 105. vgl. mit IV. 224. und 444.; für das letzte Hist. de la révol. par deux amis VII. 49.

**) Buchez und Roux T. XV. p. 218. und 228. Das Folgende s. ebendas. XIII. 172. Campan ch. 20. p. 607. ch. 21. p. 638. Ferrières Mém. T. III. p. 57 — 60. Dumouriez Mém. T. II. p. 166. Wir setzen die letztere Stelle her: Vous me voyez desolée, klagte die Königin gegen Dumouriez, je n'ose pas me mettre à la fenêtre du côté du jardin. Hièr au soir je me suis montrée à la fenêtre de la cour. Un canonnier de garde m'a apostrophée d'une injure grossière, en ajoutant, que j'aurais de plaisir à voir ta tête au bout de ma bayonnette! Dans cet affreux jardin, d'un côté on voit un homme monté sur une chaise, lisant à haute voix des horreurs contre nous, d'un autre c'est un militaire ou un abbé qu'on traine dans un bassin en l'accablant d'injures et de coups; pendant ce tems-là d'autres jouent au ballon ou se promènent lentement. Quel séjour! quel peuple!

und beleidigt. Kamen aber die Anzeigen solcher Mißhandlungen zur Kenntniß der Nationalversammlung, so schritt dieselbe kaltblütig zur Tagesordnung. Selbst Ferrières, der sonst nicht zu den wärmsten Freunden der Königin gehört, meint *), daß ihre Lage schrecklich gewesen sey und ihren Haß gegen die Constitution habe rechtfertigen können. Richtiger hätte er als Gegenstand ihres Hasses die gesetzgebende Nationalversammlung bezeichnet, von der alle Mittel angewendet wurden, um die Königin auf das Tiefste herabzusetzen.

Wie traurig auch immer diese Verhältnisse in den Jahren 1791 und 1792 sich gestalteten, so bewahrte sich die Königin doch einen hohen Grad von Seelenstärke und körperlicher Gesundheit. Sie allein war es, die auf ihren im Frühjahre 1792 höchst entmuthigten Gemahl noch einzuwirken vermochte. Frau von Campan erzählt, daß derselbe um diese Zeit zehn Tage lang gar kein Wort gesprochen, bis die Königin ihm zu Füßen gefallen sey und ihn durch die zärtlichsten Worte, dann wieder durch die Bilder einer höchst trüben Zukunft, der er bei einer solchen Muthlosigkeit entgegengienge, aus seiner Starrsucht aufgerüttelt habe. Sie rief ihm in das Gedächtniß zurück, was er seiner Familie schuldig sey, ja sie gieng so weit, ihm zu sagen, daß, wenn sie Beide fallen sollten, sie doch lieber mit Ehre fallen wollten, als die Mörder abwarten, die sie auf dem Boden ihres Zimmers zu ermorden gedächten. Auf die Minister des Königs hatte Marie Antoinette um diese Zeit so gut wie gar keinen Einfluß. Bertrand de Moleville war aus dem Ministerium geschieden, und so wenig wie sein nur für kleinliche Dinge fähiger Geist der Königin hatte früher von wahrhaftem Nutzen seyn können, eben so wenig half der geheime Briefwechsel, den sie mit ihm fortwährend unterhielt **).

*) a. a. O. 58.

**) Bertrand de Moleville II. 12. Campan 608.

Das seit dem Januar 1792 dem Könige von der Nationalversammlung aufgedrungene girondistische Ministerium besaß weder die Macht Ehrerbietung gegen den Thron zurückzuführen, noch konnte es zum Könige Vertrauen fassen. Marie Antoinette haßte alle diese Männer, am meisten verdroß sie Roland's Hochmuth und die geringe Achtung, mit welcher er dem Könige begegnete; daß jener bekannte Brief *), den Frau Roland geschrieben hatte und den ihr Mann mit seiner Unterschrift abschickte, voll der bittersten Wahrheiten und großer Unschicklichkeiten, das Verhältniß nicht verbessern konnte, bedarf keiner weitern Bemerkung. Etwas zugänglicher zeigte sich Dumouriez für die Königin, der nach der Erzählung der Campan schon früher sich bemüht hatte, an Barnave's Stelle in den Rath der Königin zu treten. Er habe, so berichtet sie aus dem Munde der Königin gehört zu haben, zwar die rothe Jacobinermütze bis über die Ohren gezogen, er sey aber kein Jacobiner und könne auch keiner seyn. Darauf habe er ihr mit außerordentlicher Wärme seine Vermittelung angeboten, und als sie sich fortwährend geweigert, dieselbe anzunehmen, weil sie — freilich mit Unrecht — ihn für einen Verräther hielt, dem man nicht trauen dürfe, ihre Hand ergriffen, diese mit Heftigkeit geküßt und ihr zugerufen: „So lassen Sie sich doch retten!" **). Als ferner die Nationalversammlung ohne Wissen des Königs die Errichtung eines Lagers von 20,000 Mann freiwilliger Nationalgarden in der Nähe von Paris beschlossen hatte und der König diesem Beschlusse, so wie dem über die Abführung der unbeeidigten Priester, seine Zustim-

*) Thiers Hist. de la révol. T. II. p. 102—112. Vgl. Schlosser 408.

**) Campan ch. 20. p. 602. 603., wobei der französische Herausgeber bemerkt hat: celui qui sauva la France dans les defilés d'Argonne, eût peut-être, s'il eût obtenu la confiance entière de Louis XVI. et de la reine, sauvé la France avant le 20. Juin. Aber freilich auf wie lange?

mung versagte, gab sich Dumouriez viele Mühe, die Königin zu bewegen, die Gesinnung des Königs zu ändern. Marie Antoinette weigerte sich anfangs auf das Bestimmteste; sie erklärte ihm, daß der König und sie selbst sich nie mit diesen Neuerungen, mit dieser Constitution vertragen würden, sie erinnerte ihn an die Wandelbarkeit der Volksgunst. Darauf schlug Dumouriez vor, alle sechs Minister zu entlassen. Doch der König wünschte ihn allein zu behalten. Dazu war Dumouriez auch sehr willig, bemerkte jedoch, daß er fest an der Constitution hielte, und ersuchte den König, die beiden Decrete zu vollziehen. Als die Königin laut über so harte Bedingungen aufschrie, beschwur sie Dumouriez bei dem Wohle des Königs, bei ihrem eignen, bei dem ihrer Kinder, sich zu fügen, und als sie entgegnete, daß es doch furchtbar sey, ein Decret zu vollziehen, welches eine so große Menge von Schurken (coquins) nach Paris führe, die zu jeder Zeit bereit wären, den König zu ermorden, so stellte ihr Dumouriez ihre Furcht als zu übertrieben vor. Man könne ja das Lager auch nach Soissons verlegen, wo es nicht in der unmittelbaren Nähe von Paris bliebe. Aber die Königin beharrte darauf, daß der König beiden Decreten die Vollziehung verweigere, was denn wirklich geschah. Denn Ludwig XVI. konnte solchen Maaßregeln seine Zustimmung nicht ertheilen, die gegen sein Gewissen waren, wie die Abführung der unbeeidigten Priester, und von deren Verderblichkeit für seine Person und königliche Würde er nur allzu lebhaft überzeugt war *).

Unmittelbar hierauf ereignete sich der furchtbare Angriff auf die Tuilerien am 20. Junius. Die Leiden der Königin an diesem Tage sind hinlänglich bekannt **); auch liegt es außer unserm Be-

*) Campan p. 608. 609. mit Barriere's Anmerkung. Mémoir. de Dumouriez II. 176. 214. Girtanner VIII. 105—110. Buchholz a. a. O. I. 307. Schlosser, histor. Archiv I. 38—42.

**) Wachsmuth 447—452.

reiche, die Greuel eines Tages zu schildern, an dem sich die Idee der Volkssouverainetät in ihren heillosesten Folgen gezeigt hat.

Unter solchen Umständen schien für die königliche Familie jede Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang verschwunden zu seyn. Das innere Leben derselben zeigte die herzzerreißendsten Auftritte, die man nicht ohne das tiefste Mitleid in den Denkschriften der Frau von Campan lesen kann. Die Königin sah den Tod auf dem Blutgerüste als das gewisse Ende ihrer Leiden voraus, sie erlag fast unter der Last ihres Grames, aber dennoch wollte sie keine ihrer Pflichten als Gattin und Mutter unterlassen. Sie wich nicht von der Seite ihres Gemahls, sie wachte mit der ängstlichsten Sorgfalt über sein Leben und klagte in den rührendsten Tönen, als sie in den letzten Tagen des Julius, wo ein Angriff auf das Schloß befürchtet wurde, nicht sogleich geweckt war, um neben ihrem Gemahl stehen zu können *). Ihr eigenes Leben schien mehr als einmal durch Meuchelmord bedroht **). Da riethen ihre Anhänger von Neuem zur Flucht aus Paris. Der König sollte sich mit seiner Familie nach Rouen oder in die westlichen Provinzen zurückziehen. Dafür stimmte auch Lafayette. Aber der König verwarf diese Plane, weil sie seiner Würde nicht genugsam entsprächen. Eine solche unter den damaligen Umständen aller-

*) Campan ch. 20. p. 620. 621—624. 630. und die treffliche Anmerkung Barriere's auf S. 622.

**) Campan 628. Ueber die Fluchtpläne s. Buchez und Roux XV. 207. und besonders Lacretelle: dix années de mes épreuves pendant la révolution ch. 6. p. 93—100., über dessen „gutmüthiges und befangenes Geplauder" sich Schlosser (S. 370) freilich ungünstig geäußert hat, obschon er auf S. 415. nicht umhin kann eine Stelle aus Lacretelle's Erinnerungen zur anschaulichen Darstellung der Wirkungen, die La Fayette's Erscheinung nach dem 20. Junius bei der wohlhabenden und wohlmeinenden Bürgerschaft von Paris hervorbrachte, zu benutzen. Diese Stelle steht S. 89. Den bei den Fluchtplänen besonders thätigen, edeln Herzog von Rochefoucauld-Liancourt hat Niebuhr (Geschichte des Zeitalters der Revolution I. 193.) zu ungünstig beurtheilt.

dings sehr befremdende Antwort schreibt Bertrand de Moleville dem Einflusse der Königin mit Unrecht zu. Denn die Königin wollte nach der Erzählung der Campan nie auf einen Plan eingehen, bei welchem Lafayette mithandeln sollte, weil es nach ihrer Ansicht besser war, umzukommen, als mit einem Manne zu unterhandeln, der ihr und ihrer Familie so viel Böses zugefügt hatte. Was aber den König anbetraf, so mußte schon Marie Antoinette einem jeden Plane abgeneigt seyn, wo Ludwig persönlich mitwirken sollte, da sie seine Unentschlossenheit kannte. Ihre Worte hierüber sind zu bezeichnend, als daß wir sie ganz übergehen dürften. „Der König ist keineswegs ein verzagter Mann (poltron), er hat einen sehr großen Muth im Leiden; aber er wird durch ein falsches Schamgefühl, durch ein Mißtrauen zu sich selbst unterdrückt, das eben sowohl von seiner Erziehung als von seinem Character herrührt. Er scheut sich vor allem Befehlen (commandement) und fürchtet sich vor nichts so sehr als vor dem Reden zu einer versammelten Menge. Die lange Kindheit, in welcher er unter seinem Großvater gelebt, hat einen großen Einfluß auf diese Furchtsamkeit gehabt. Unter den Umständen, in denen wir uns befinden, würden einige passende Worte, wenn sie an die ihm ergebenen Pariser gerichtet wären, die Kräfte unserer Partei hundertfach vermehren; aber er wird dergleichen nie sagen. Was können wir von diesen Bekanntmachungen an das Volk, die man dem Könige gerathen hat, öffentlich anschlagen zu lassen, erwarten? Nichts als neue Schmähungen. Was mich betrifft, ich würde recht gut zu handeln wissen und mich selbst zu Pferde setzen, wenn es seyn müßte. Aber wenn ich handeln wollte, so hieße dieß den Feinden des Königs die Waffen in die Hand geben. Das Geschrei gegen die Oesterreicherin, gegen die Herrschaft einer Frau würde in Frankreich allgemein werden, und überdieß würde der König zu sehr zurücktreten (j'anéantirais le roi), wenn ich mich zeigte. Eine Königin, die nicht Regen-

tin ist, muß unter diesen Umständen unthätig bleiben und sich auf den Tod gefaßt machen *)." Ohne Rath und Schutz also im Innern des Reichs und täglichen Mißhandlungen Preis gegeben, die sie mehr als einmal zu dem Ausrufe brachten, daß eine lange Gefangenschaft in einem Thurme an der Meeresküste ihr erträglicher seyn würde als diese unaufhörlichen Kämpfe und Zänkereien, wie konnte die Königin jetzt eine andere Aussicht haben, als durch die baldige Ankunft der Oesterreicher und Preußen, die eben den französischen Boden betreten hatten, aus den Händen ihrer Peiniger erlöset zu werden. Zwischen dem 20. Junius und 10. August war die Königin in einer mondhellen Nacht frühzeitig wach. Sie sagte zu Frau von Campan, deren Treue sie fast nie von der Seite ihrer Königin weichen ließ, daß, wenn sie nach Ablauf eines Monats diesen Mond wiedersähe, sie ihrer Fesseln ledig und der König frei seyn würde. Alles sey auf einmal im Marsche begriffen, um sie zu befreien; aber zu ihrer großen Besorgniß wären die Meinungen ihrer vertrautesten Rathgeber sehr getheilt; es bürge nämlich ein Theil für den vollständigsten Erfolg, während die Andern auf unübersteigliche Hindernisse aufmerksam machten. Das Furchtbare ihrer jetzigen Lage schien indeß bei der Königin alle die Bedenklichkeiten, welche sie früher mit richtigem Urtheile selbst eingesehen hatte, für den Augenblick zu unterdrücken. Und so kann man sich leicht denken, mit welchen Gefühlen sie neben ihrem Gemahle am 14. Julius 1792 auf dem Marsfelde zur Feier des großen Bundesfestes erschien, mit welchem Auge sie die Volksmenge betrachtete, die nur ihr Verderben wollte und dieß auch in lauten Aeußerungen kund gab **). Ihr Anblick war nach dem

*) Campan ch. 21. 628. 635. 636. Journal annecdotique 37.

**) Von der Frechheit der nach Paris berufenen Föderirten berichtet Dumas Souvenirs T. II. p. 273. Ils auraient respecté et salué le roi (so sagten sie), mais la constitution ne parle pas de la reine; des

Berichte einer Augenzeugin *) höchst ergreifend, ihre Augen waren ausgeweint, aber ihre Haltung war würdevoll und stach eben so wie der Glanz ihres Anzuges auf das Grellste gegen die ungeordneten, sich drängenden Massen des Volkes ab.

Wenige Wochen darauf entschied der 10. August das Schicksal der unglücklichen Königin. Wir unternehmen es jetzt nicht, die Treulosigkeit und Arglist der Volksführer, die Unzuverlässigkeit der Nationalgarde, die Unmenschlichkeit der Marseiller Föderirten und des Pariser Gesindels, die Niederträchtigkeit der Nationalversammlung und den Heldenmuth der treuen Schweizergarde zu schildern. Schrecklicheres als an diesem Tage haben niemals gekrönte Häupter erduldet. Aber Marie Antoinette zeigte auch an diesem Tage durch Muth, Entschlossenheit und Seelenstärke, wie würdig sie war, eine Krone zu tragen. Das Einzelne übergehen wir, da es in vielen Schriften ausführlich erzählt worden ist **): nur die durch Mignet's vielgelesenes, aber auch sehr überschätztes Buch verbreiteten Worte der Königin, daß sie ihrem Gemahle eine Pistole gereicht und ihn aufgefordert habe, sich jetzt hervorzuthun ***), müssen wir für unecht erklären. Allerdings mochte die natürliche Lebendigkeit der Fürstin durch das Furchtbare des Augenblicks im hohen Grade gesteigert seyn und wir halten daher die vorhergehenden, von gleichzeitigen Schriftstellern †)

---

hommes libres ne doivent rien à la femme du roi (dieß war schon Cam. Desmoulins Wort gewesen: Buchez und Roux III. 62). La femme d'un roi n'est qu'une femme comme une autre.

*) Fr. von Stael, Betrachtung. über die franz. Revolut. III. 61.

**) Wachsmuth 487—494. Schlosser 428—434. Carlyle II. 280 fg.

***) Mignet p. 267. des Stuttg. Abdr.: allons, Monsieur, voilà le moment de vous montrer. So auch in der Hist. de la rév. par deux amis de la liberté T. VIII. p. 154., denen Wachsmuth gefolgt ist.

†) Bigot de St. Croix Hist. de la conspiration du 10. Août 1792, p. 35. Peltier tableau de Paris T. I. p. 129.

überlieferten Ausrufungen Marie Antoinette's für wahr und echt. Aber die Erzählung Mignet's von der Pistole ist einem theatralischen Effecte zu ähnlich, als daß man ihr Glauben schenken könnte, sie gehört vielmehr in die Reihe jener Glanz- und Prunkreden, mit denen die französische Geschichte seit Franz I. „Madame, tout est perdu excepté l'honneur" bis auf General Cambrone's „la vieille garde meurt, mais elle ne se rend pas" überhäuft und entstellt worden ist. Ferner ist es auffallend, daß der sorgfältige Peltier diese Unterredung nicht erwähnt hat. Endlich aber widerspricht eine so unziemliche Aufforderung an den von ihr geehrten und geliebten Gemahl ganz dem innigen Verhältnisse beider Gatten und der zarten Rücksicht, mit welcher Marie Antoinette stets die Schwächen ihres Gemahls behandelt hatte.

Mit dem Austritte aus den Tuilerien und dem Eintritte in die Nationalversammlung endigt die Geschichte des politischen Einflusses der Königin. Der König war wie Einer, der nicht weiß, was mit ihm ist und was mit ihm werden soll, betäubt und kraftlos. Die Königin, voll Hoheit und Würde, schien nur Bedauern für ihre Kinder zu haben, nur Verachtung für die Versammlung und keine Sorge für sich selbst *). So blieb sie auch, als sie mit ihrem Gemahl und Kindern in drei kleine Zimmer im ehemaligen Kloster der Feuillans geführt war; sie zeigte nicht allein ein ruhiges Antlitz, ja sie konnte sogar, wenn man einer Nachricht trauen darf, mit der sie begleitenden Prinzessin von Lamballe scherzen und lachen **). Freilich ist dieß dann nur das Gelächter der Verzweiflung und die Lustigkeit eines Herzens gewesen, das von den furchtbarsten Qualen zerrissen war. Nachdem Marie

*) Nach einem Briefe Bollmann's, eines Gleichzeitigen, in Varnhagen von Ense's Denkwürdigk. u. Verm. Schrift. IV. 204.
**) Montgaillard III. 166.

Antoinette in den Tempelthurm eingekerkert worden war, verschwand sie ganz aus dem öffentlichen Leben, aber ihr Heldenmuth und die Standhaftigkeit, mit welcher sie alle Kränkungen und Entbehrungen ertragen hat, die ihr in diesem Gefängnisse und später in der Conciergerie von einer schamlosen Pöbelrotte *) zugefügt worden sind, haben ihr den gerechtesten Anspruch auf die Bewunderung und Achtung der Nachwelt erworben. Denn Schicksale, wie die einer so unglücklichen Königin, können, wenn der Mensch noch irgend ein Gefühl oder Gedächtniß mitbringt, nicht ohne nachhaltige Wirkung erwähnt werden. In solcher Weise war der edle Edmund Burke auf das Tiefste über die Gewaltthätigkeiten empört, die man gegen die liebenswürdige, muthige Marie Antoinette begangen hatte und sprach sich darüber ohne Rückhalt in seinen Betrachtungen über die französische Revolution aus. Der trocken verletzende Philipp Francis schrieb ihm darauf zurück, daß er die glänzende Stelle Burke's über die schmählichen Angriffe gegen die Königin für eine reine Narrheit halte und hatte außerdem die Frechheit Marie Antoinette mit einer Messaline zu vergleichen. Gegen solche Ansichten und Anmuthungen erhob sich nun Burke **) wie der aufgeweckte Löwe der Gesinnung: ich bitte Euch, sagt mir, warum ist es absurd von mir zu denken, daß der ritterliche Geist, der die Verehrung der vornehmen und schönen Frauen gebot, die große Quelle der Sitten gewesen, welche der Stolz und die Zierde

*) Il y a plus de parricide, hat Napoleon nach Bignon's Ueberlieferung (Hist. de la France sous Napoléon T. IX. p. 79.) gesagt, de trainer une femme, une princesse étrangère, le plus sacré des ôtages, du trône à l'échafaud, à travers de tous les outrages. Ein sehr richtiges Urtheil steht in Fr. von Raumer's Briefen aus England II. 252.

**) In einem im Jahre 1790 geschriebenen Briefe, der sich in der reichhaltigen Correspondenz Burke's, die im Jahre 1844 von William, Fitzwilliam und Richard Burke herausgegeben worden ist, befindet.

von Europa für so viele Zeitalter waren? Ich sage Euch abermals, daß die Erinnerung der Lage, in welcher ich die Königin von Frankreich im Jahre 1774 sah und der Contrast zwischen jener blendenden Erscheinung, jenem Glanze und jener Schönheit, der eine Nation ihre Huldigung zu Füßen legte — und den abscheulichen Scenen von 1789, welche ich beschrieb, mir Thränen entlockte und mein Papier benetzte. Diese Thränen kamen wieder in meine Augen, so oft ich auf die Beschreibung zurückblickte; sie mögen wiederkommen. Ihr glaubt dieses Factum nicht, Ihr glaubt nicht, daß dieß meine wahren Gefühle sind, sondern daß Alles affectirt ist oder, wie Ihr Euch ausdrückt, offenherzige Narrheit. Mein Freund, ich sage Euch, es ist wahr: und wird wahr seyn, wenn Ihr und ich nicht mehr sind, und wird bleiben, so lange als es Menschen giebt mit natürlichen Gefühlen."

Beilage

zu Seite 45.

Die erste Aufführung von Beaumarchais' Hochzeit des Figaro *).

Wenn man nicht mit Unrecht dem genannten Lustspiele eine gewisse Bedeutung in der Entwickelung der französischen Zustände vor dem Anfange der Revolution beizulegen pflegt, so hat es sich auch recht glücklich getroffen, daß wir die Beschreibung dieser Aufführung und der damit zusammenhängenden Begebenheiten und öffentlichen Stimmungen von der Hand eines wohlunterrichteten und theilnehmenden Augenzeugen empfangen haben. Es ist dieß der Schauspieler Fleury, kein Schauspieler vom gewöhnlichen Schlage, sondern der Genosse eines Molé, Preville, Dazincourt, Lekain und anderer Berühmtheiten des Théâtre français, und mit ihnen eine der Zierden dieser Hauptbühne. **) Seine theatralische Laufbahn zählt zweiundsech-

*) Zuerst gedruckt in der Zeitung für die elegante Welt. 1836 Nr. 62—64.

**) Mémoires de Fleury de la comédie française. 1757—1820. Précédés d'une introduction. T. I — IV. Paris 1835 — 1839. Die hier benutzten Stellen stehen T. II. p. 306 — 338., ohne daß sie aber K. A. Mayer in seinem Aufsatze: Beaumarchais, in Prutz Literarhistor. Taschenbuche f. 1846 benutzt hat. Die dortige Erzählung (S. 57.) enthält nur das Gewöhnlichste.

zig Jahre, sie beginnt in den letzten Jahren der Regierung Ludwig's XV., schlingt sich unter Ludwig XVI. durch die Vorstellungen im vertrauten Kreise der Königin Marie Antoinette zu Trianon, fällt in jene Periode, wo Napoleon in seinem Glanze war, und endigt endlich unter der Restauration zu der Zeit, als Tartüffe vom erzbischöflichen Stuhle zu Paris geächtet wurde und der Herzog von Decazes vor dem Figaro zitterte. Daher enthalten seine Denkwürdigkeiten einen Reichthum schätzbarer und anziehender Schilderungen aus dem Theaterleben und aus der geselligen und literarischen Welt, wie solche im Anfange und unter den Einflüssen der Revolution sich verhielt. Der persönliche Standpunkt Fleury's ist diesem Interesse durchaus nicht nachtheilig, eben so wenig wie es in Deutschland ähnliche Erinnerungen eines Iffland oder Schröder gewesen seyn würden. Denn diese Männer hätten allenfalls mit Fleury in seinem Ueberblick, eigenthümlicher Auffassung und guter Beurtheilung ihrer eignen und der sie umgebenden Kreise glücklich wetteifern können. Die nachfolgende Stelle wird hinlänglich beweisen, wie bezeichnend er von Menschen und Zuständen zu sprechen weiß.

Pierre Augustin Caron Beaumarchais (geboren zu Paris gegen das Ende des Jahres 1729) gehört zu den merkwürdigsten Sonderbarkeiten seines an sonderbaren Dingen so reichen Jahrhunderts. Im Gewerbe seines Vaters, eines Uhrmachers, zeigte er zuerst sein Genie, dann wendete er sich andern Studien und vorzüglich der Musik zu, und empfahl sich durch seine schöne Gestalt, sein lebhaftes Auge, seine geistreiche, heitere Physiognomie und seinen Witz, von dem man bald zu erzählen anfing, dem Hofe und der vornehmen Welt. Aber diese glaubte die Blitze des Witzes und eine so offenbare Indiscretion dem Sohne des Uhrmachers nicht gestatten zu dürfen, er ward beneidet, gehaßt, verfolgt, als sein Vermögen durch reiche

Heirathen und kaufmännische Berechnungen gestiegen war, bis im Jahre 1770 in einem Erbschaftsprocesse mit dem Grafen von Blacas die ganze bisher geheim gehaltene Glut des Hasses seiner Feinde ausbrach. Beaumarchais unterlag, der Spruch des Parlaments erklärte ihn für ehrlos, er war nahe daran, daß er von dem Henker gebrandmarkt werden sollte. Aber an demselben Tage fuhr der Prinz von Conti mit ihm durch die Straßen von Paris, ein anderer Gerichtshof erklärte jenen Spruch für ungültig, ja Beaumarchais erlebte den Triumph, daß das ganze gebildete Europa an seinem Processe Antheil nahm, und daß man in Paris wetteiferte, den so eben nur noch verläumdeten und gehaßten Mann zu ehren und zu preisen. Denn man sah in seiner Verurtheilung eine Beugung des Rechts zu Gunsten einer mächtigen Hofpartei, und gegen diese trat die Abneigung eben so lebhaft hervor, als später bei der Verurtheilung des Cardinals von Rohan in der berüchtigten Halsbandgeschichte.

In diesem Rechtsstreite und trotz der ihn bedrohenden Gefahr hatte Beaumarchais so glänzende schriftstellerische Talente entwickelt, daß selbst Voltaire nicht ohne eine Anwandlung von Eifersucht blieb. Aber Beaumarchais' Ruhm stieg noch weit höher, als er in zwei Denkschriften den Gang seiner Rechtssache öffentlich bekannt machte. Dieß sind Schriften voll Geist, Witz und Satire, in denen der feinste dialektische Scharfsinn mit den naivsten komischen Zügen abwechselt, sie sind voll des regsten Lebens und Feuers, und daher ganz dramatisch, indem die Erwartung auf den Ausgang stets um so höher gespannt wird, je mehr die Ehre und das Glück eines so anziehend gewordenen Schriftstellers auf dem Spiele standen. Dabei hatte er nicht bloß für den Schriftsteller seine Leser einzunehmen gewußt, auch der Mensch sollte den zartfühlenden Herzen theuer werden, besonders durch die Episode von der

Erzählung seiner Reise nach Spanien, zu der ihn brüderliche Liebe bewogen, und wobei er ritterlich die beleidigte Ehre seiner Familie gerächt hatte. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß Goethe den Stoff zu seinem Clavigo aus dieser Denkschrift genommen, die Hauptscene aber und die eigentlich theatralische Darstellung wörtlich übersetzt hat: nur der Schluß weicht ab und ist aus einer englischen Ballade entlehnt *).

Der große Beifall, den sich Beaumarchais in dieser Art der Literatur erworben hatte, wies ihm die Bahn an, in welcher sein Talent vorzüglich glänzte, die Dichtung komischer Intriguenstücke, worin er, während er durch die lebenvollste Handlung hinriß, zugleich seiner bittern Laune über die Zustände des damaligen Frankreichs die vollste Freiheit lassen konnte. Für solche Ausbrüche der Unzufriedenheit über die Maaßregeln der Regierung, über die Finanznoth, über den gedrückten Zustand des Bürgers und Landmanns war aber in den Siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Bühne der geeignetste Ort, die Pariser beklatschten alle dahin bezüglichen Stellen, Minister und Hofleute lachten selbst dazu, ohne den Sturm zu ahnen, der allmälig über ihren Häuptern emporstieg, eben so wie man um dieselbe Zeit mit Begeisterung die Sache der Amerikaner verfocht, ohne daran zu denken, daß unzählige Uebelstände erst im eigenen Lande abzustellen wären, ehe man sich um fremde Völker bekümmern dürfte. In dieser Beziehung fand vor 1775 eine Aristophanische Burleske von Dorvigny: Les battus payent l'amende, ganz vorzüglichen Beifall, in welcher ein gewisser Volange die Hauptrolle des Jeannot zu so allgemeiner Zufriedenheit spielte, daß ganz Pa-

*) Dichtung und Wahrheit. Bch. 15. (Sämmtl. Werke Bd. 26.) S. 350 f.

ris zu dem Theater, wo er spielte, hinströmte, und die Meisterwerke Moliere's und Racine's im Théâtre français unbeachtet blieben, während jene Posse hundert und zwölf Mal nach einander gegeben wurde. Jeannot war der Held des Tages, der John Bull der Pariser; denn man fand in ihm eine durchgängige Anspielung auf die gedrückte Lage des Landmanns in Frankreich, der geben und zahlen mußte, ohne sich nur einigen Gewinns selbst zu erfreuen, und so weit ging die Verblendung, daß Ludwig's XVI. erster Minister, der Graf von Maurepas, nicht ungern die Schmeichelei aufnahm, als sey er selbst der Verfasser des Stückes und wolle nur nicht öffentlich genannt seyn. Die angesehensten Damen ließen sich täglich nach dem Befinden ihres cher Jeannot erkundigen, vornehme Männer fanden es nicht unter ihrer Würde, ihn zu besuchen, Jeannot's Büsten von Porcellain verdrängten alle chinesische Pagoden von den Kaminen, man machte sie sich gegenseitig zum Geschenke, ja sogar die Königin Marie Antoinette vertheilte solche an ihre Günstlinge *). Unmittelbar darauf (1775) ließ Beaumarchais seinen Barbier de Séville ou le précaution inutile mit dem seltensten Beifalle aufführen, nachdem er vorher einen harten Kampf mit den Schauspielern der Comédie française über die Rechte dramatischer Schriftsteller bestanden hatte. Das gebildete Paris nahm auch hieran wieder den lebhaftesten Antheil, aber Beaumarchais zwang die Schauspieler, sich seinem Willen zu fügen, und hatte sogar die Genugthuung, daß diese geschwornen Vertheidiger der französischen Classicität den Boulevardstheatern ihren Dorvigny entführten und eins seiner Stücke, les noces houzardes, auf dem Théâtre français darstellten.

Die Kunst fügte sich allmälig immer mehr dem Geschmacke

*) Fleury T. II. p. 30—34.

der großen Menge. Man wollte die feinen Lustspiele eines Moliere, Regnard, Lesage, Destouches nicht mehr sehen, man verlangte bloß Vaudevilles und Localpossen, Schwänke und Bouffonnerien. In dieser Zeit nun (gegen das Ende des Jahres 1782) hörte man in den Pariser Kreisen viel von einem neuen Lustspiele, welches Beaumarchais, der mittlerweile durch sehr glückliche Berechnungen im amerikanischen Kriege und durch Zufuhr von Waffen und Kriegsgeräth aller Art Millionen gewonnen hatte, unter dem Titel: La folle journée ou le mariage de Figaro, verfaßt habe. Er selbst pflegte in geselligen Vereinen sein Stück vorzulesen, und das Glück, ihm zuzuhören, wurde so eifrig gesucht, die Zimmer waren stets so gedrängt voll Menschen, daß es nur der kleinsten Anzahl gelang, Alles zu verstehen. Indeß wußte man doch so viel, daß der Sieg des Talents über Rang und Geburt, die Herabwürdigung der Großen unter das glänzendere Genie der Geringern, die bittere Schilderung der Gesellschaft, wie sie damals war, die wirklichen oder eingebildeten Mängel in der Verwaltung den Hauptinhalt ausmachten, und daß dieß mit eben so großer Geschicklichkeit als mit beißendem Witze und unerhörter Kühnheit in Beziehung auf die Bastille, die Polizei, die Preßgesetze und die Censur durchgeführt sey. Die Aufführung ward allgemein gewünscht, der ganze Gesellschaftskreis der Herzogin von Polignac, die damals das Herz und die Gunst der Königin besaß, wendete seinen Einfluß an, um die Erlaubniß zur Vorstellung des Stücks auf dem Théâtre français zu erhalten. Ludwig XVI. verlangte also das Manuscript von Le Noir, dem Pariser Polizeihaupte, und ließ sich dasselbe in Gegenwart seiner Gemahlin von der vertrauten Dienerin derselben, der Frau von Campan, vorlesen. Während der Vorlesung lobte und tadelte der König, im Ganzen fand er das Stück keineswegs vorzüglich und erklärte sich, als er

den berüchtigten Monolog (Act 5. Sc. 3.), in welchem verschiedene Theile der Verwaltung hart angegriffen werden, hörte sehr bestimmt gegen den Verfasser, der ja mit Allem seinen Spott treibe, was in einem geordneten Staate heilig seyn müßte. Das Stück dürfe auf keinen Fall aufgeführt werden, so äußerte er sich am Ende der Vorlesung gegen seine Gemahlin *).

Dieser königliche Ausspruch ward zwar in Paris bekannt, aber die Lust, die Hochzeit des Figaro zu sehen, dadurch nicht vermindert. Beaumarchais selbst soll gesagt haben, daß er sich noch immer mehr Schwierigkeiten und Feinde wünsche, er wolle sie dann schon besiegen. Und wirklich erhielten die Schauspieler des Théâtre français im April 1783 Befehl, des Beaumarchais' Stück für das Theater in Versailles einzustudieren, woraus man schloß, daß entweder jener königliche Ausspruch nicht so ernsthaft gemeint gewesen sey, oder daß sich Beaumarchais selbst zu bedeutenden Veränderungen verstanden habe. Es wurden darauf Leseproben gehalten, Beaumarchais vertheilte die Rollen in Gemeinschaft mit der berühmten und liebenswürdigen Demoiselle Contat, sie selbst erhielt die der Susanne, Molé den Grafen Almaviva, Demoiselle Sainval die Gräfin, Demoiselle Olivier den Pagen Cherubin, Dazincour den Figaro, der ausgezeichnete Schauspieler Preville begnügte sich mit der Rolle des Brindoison. Von einer solchen Besetzung ließ sich eine durchaus vollkommene Darstellung erwarten. Aber noch immer blieb es ein Geheimniß, wo dieselbe Statt finden sollte, und zu welcher Zeit. Bald sollte es in den innern Gemächern des Schlosses, bald auf den Lustschlössern zu Choisy oder Bagatelle, bald auf dem Schlosse des Grafen von Provence in

*) Campan Mémoires chap. II. p. 345. 346. des Stuttgarter Abdrucks.

Brunoy geschehen. Dreißig Proben wurden in Paris auf dem Theater der Menus-Plaisirs zuerst sehr geheim, dann fast öffentlich gehalten, die Erlaubniß dazu hatte der Graf von Artois gegeben, der sich hierin dem Gesellschaftskreise der Königin und besonders dem Grafen von Vaudreuil, einem der eifrigsten Beschützer Beaumarchais', und der Herzogin von Polignac gefällig bewies. Darüber verging der Monat Mai, und plötzlich ward die wirkliche Vorstellung auf den 13. Junius angesetzt. Hof und Stadt sprachen davon, Beaumarchais hatte dazu höchst zierliche Billets (taillés en losange, rayés à la Marlborough) vertheilen lassen, aber der König und der Ober-Polizeimeister von Paris hatten noch keine Erlaubniß gegeben. Da erhielten die Schauspieler um ein Uhr des Mittags einen königlichen Befehl, der ihnen verbot, die Hochzeit des Figaro an diesem Tage aufzuführen, und am Abend, als der Saal schon mit Zuschauern angefüllt war, als in den Straßen um das Theater sich Wagen an Wagen drängten, da mußte Allen gesagt werden, daß das so sehnlich und lang erwartete Lustspiel heute nicht aufgeführt werden dürfte.

Man kann sich leicht den Verdruß denken, den diese fehlgeschlagene Hoffnung bei den schaulustigen Parisern hervorbrachte. Der Unwille machte sich in den stärksten Aeußerungen Luft, und die Zeitgenossen bezeugen, daß die Klage über Unterdrückung und Tyrannei in den Tagen vor dem Umsturze des Königthums in Frankreich nicht lauter und heftiger gewesen wäre als an jenem Abende. Beaumarchais blieb unerschüttert, er bezahlte allein und ruhig die durch die Proben aufgelaufenen Kosten, die bis auf 10,000 Franken gestiegen waren, und vertraute übrigens auf sein Publicum. Er kannte dieß und seine Zeit, und wußte, mit welcher Begierde Alles aufgegriffen wurde, was den Character der Opposition gegen die

bestehende Macht trug, und so sah er in der Niederlage dieses Abends nur den Vorboten eines um so glänzendern Triumphes. Zunächst begann er von neuem die Eigenliebe des Grafen Artois für sein Stück in Anspruch zu nehmen, da er wohl wußte, daß der Prinz sich gekränkt fühlte, weil er die Aufführung der Hochzeit des Figaro nicht hatte durchsetzen können. Auf der andern Seite stachelte er durch die Hülfe des Grafen Vaudreuil die Neugier der unmittelbaren Umgebungen der Königin, und brachte es dahin, daß die Monarchin der ewigen Nachfragen überdrüssig werden und selbst die Aufführung des Stücks wünschen mußte. Schon in den ersten Tagen des Septembers eröffnete Vaudreuil dem Dichter, daß er wünsche, die Hochzeit des Figaro in seinem Landhause zu Granvilliers vor einem kleinen Kreise von Zuschauern aufgeführt zu sehen. Beaumarchais erwiederte, daß er dieß sehr gern würde geschehen lassen, da aber sein unschuldiges Stück in den Verdacht der Unsittlichkeit gekommen sey, so müsse dieser Verdacht erst durch das Urtheil eines Mannes von Ansehen und Geschmack beseitigt werden. Ein solcher fand sich in Herrn Gallard, einem Mitgliede der Akademie, der nach einigen unbedeutenden Aenderungen das Stück für untadelhaft erklärte. Vaudreuil erhielt hierauf die Erlaubniß, das Stück von den Schauspielern des Théâtre français bei sich aufführen zu lassen. Ungefähr dreihundert Personen, die angesehensten des Hofes und der Stadt, befanden sich gegenwärtig, die Königin, Graf Artois und mehrere Damen ihres Gefolges waren in einer vergitterten Loge.

Mochten nun auch einige Stimmen das Stück als anstößig und gänzlich ungeeignet für eine öffentliche Aufführung bezeichnen, so hatte doch Beaumarchais seinen Willen durchgesetzt und das Stück war gespielt worden. Bei seinem an Hülfsmitteln aller Art so reichen Character, bei seiner

Kenntniß der Personen und Verhältnisse, bei seiner Festigkeit und Kühnheit in Durchführung eines Planes konnte er mit ziemlicher Sicherheit voraussetzen, daß es ihm noch gelingen werde, den Sieg über die Regierung davon zu tragen und die Hochzeit des Figaro auf dem ersten Theater von Paris aufführen zu lassen. Und seine Hoffnung täuschte ihn nicht.

Außer dem Ober-Polizeimeister Le Noir und dem Großsiegelbewahrer Hue de Mirosmenil war besonders Baron Breteuil, der Minister des königlichen Hauses, gegen Beaumarchais und sein Stück außerordentlich eingenommen. Diesen mußte er also für sich gewinnen. Da er wußte, daß der Minister ein Paar schönen Augen nichts abzuschlagen im Stande sey, so ließ er ihn durch verschiedene der gewandtesten und anmuthigsten Pariser Schönheiten um die Aufführung des Stücks ersuchen, während sich Graf Artois bemühte, die Königin für denselben Gegenstand zu gewinnen, und beide zusammen endlich dem Minister erklärten, daß außer den Gallard'schen Verbesserungen und Milderungen des Anstößigen Beaumarchais selbst bereit wäre, noch weit bedeutendere eintreten zu lassen. Noch aber gab sich Breteuil nicht gefangen. Er verlangte eine nochmalige Vorlesung des Stücks in seiner Gegenwart und in der solcher Gelehrter, die er selbst gewählt habe. Zum bestimmten Tage erschien Beaumarchais. Als Kritiker waren Gallard, Champfort, Rulhiere versammelt, außer ihnen war Frau von Matignon, die Tochter des Ministers, gegenwärtig mit mehrern Frauen ihrer Bekanntschaft. Beaumarchais erklärte, daß er sich allen Verbesserungen und Abänderungen unterwerfen wolle, welche die Kunstrichter und Kunstrichterinnen für nothwendig erachten werden. Er las, man machte ihm Einwürfe, man sprach darüber hin und her, er fügte sich für den Augenblick allen Einwürfen, kam aber stets auf seine frühern Sätze zurück, und wußte diese so geschickt, witzig, überlegt und mit

einer solchen Liebenswürdigkeit zu vertheidigen, daß die Kunstrichter endlich verstummten und zusammen aussprachen, dieß sey ein ganz einziges Stück, wo man eher etwas hinzusetzen als wegnehmen müsse. So giebt Breteuil einen andern Ausdruck an, Beaumarchais nimmt ihn sofort auf und dankt für das Geschenk, indem dieß Wort den ganzen vierten Act rettet. Frau von Matignon bestimmt die Farbe des Bandes, welches der Page tragen soll. Gleich ruft Beaumarchais: „Keine andere Farbe darf getragen werden. Diese wird allgemein gefallen. Wer wollte auch nicht gern die Farben der Frau von Matignon tragen?"

So ließ sich denn der Minister bestimmen, die Aufführung des Stücks beim Könige nachzusuchen. Vorher hatte schon im Auftrage Vaudreuil's Campan (der Schwiegervater der oben genannten Kammerfrau) die Königin vermögen sollen, in die Aufführung zu willigen, weil alle anstößigen Stellen aus dem Stücke getilgt wären. Aber der ehrliche Mann, der die Vorstellung zu Granvilliers mit angesehen hatte und wußte, daß nur sehr unbedeutende Aenderungen vorgenommen waren, weigerte sich, einen solchen Auftrag zu erfüllen *). Dagegen glaubten König und Königin den Versicherungen Breteuil's und waren hierdurch überzeugt, daß das Stück unmöglich auf dem Theater gefallen könnte, da alle Satire, die dasselbe vorher anziehend gemacht habe, aus demselben entfernt sey. Die Erlaubniß zur Aufführung ward ertheilt, und am 27. April 1784 verkündigte der Anschlagzettel, daß auf dem Théâtre français am heutigen Abende aufgeführt werden solle: Le mariage du Figaro ou la folle journée.

Zehn Stunden vor Eröffnung der Casse war die ganze Hauptstadt an den Thüren des Theaters, Beaumarchais hatte

*) Campan 348. 349. vgl. Montgaillard Hist. de France II. 104.

in einer Stunde an funfzig Briefe mit Billetgesuchen erhalten, am Tage der Aufführung schickte schon um zehn Uhr des Morgens die Herzogin von Bourbon ihre Bedienten an die Casse, um die Austheilung der Billets zu erwarten, die erst um vier Uhr beginnen sollte, bereits um zwei Uhr suchte sich die Gräfin von Ossün mit einer ihr sonst ungewöhnlichen Höflichkeit durch die Menge zu drängen, während Frau von Talleyrand, trotz ihres angeborenen Geizes, den dreifachen Preis für eine Loge bezahlte. In der ungeheuren Volksmenge sah man die Ludwigsritter mit den Savoyarden sich drängen und stoßen, die Wache ward von ihrem Posten vertrieben, die Thüren wurden eingestoßen, die eisernen Gitter zerbrochen, man erstickte fast in dem Haufen, und doch war man glücklich, wenn man nur einen Schritt vorwärts thun konnte. Viele hatten keine Billets und warfen ihr Geld auf den Cassentisch. Dreihundert der angesehensten Männer und Frauen hatten sich schon am Morgen in das Theater begeben, um gleich bei der Eröffnung der Casse zugegen zu seyn, und dort zu Mittag gegessen. Unser Heiligthum, sagt Fleury, war zum Schenkhause geworden. Man hätte taub werden können bei dem Geklirr der Teller, dem Klappern der Gabeln, dem Knalle der entkorkten Flaschen.

Im Hause selbst war das Glänzendste versammelt, was nur immer Paris in seinen Mauern hatte, alle Prinzen des königlichen Hauses, unter ihnen der Graf von Provence in der großen Loge, ferner die ersten Herren des Hofes, die ausgezeichnetsten Künstler, die berühmtesten Schriftsteller, die reichsten Capitalisten und ein funkelnder Kranz der prächtigsten und elegantesten Damen in der ersten Logenreihe. Unter ihnen sah man die schöne Fürstin von Lamballe, die Fürstin von Chimay, die liebenswürdige Herzogin von Polignac, die nachlässig bequeme Frau von Lascuse, die Frau von Avarey, die geistreiche

Marquise von Andlau, die hochmüthige Frau von Chalons, die Frau von Estourel, die lebhafte Herzogin von Lauzun, die Frauen von Laval, d'Esparre, d'Escars, die schöne Frau von Balby, und die noch schönere Frau von Simiane, die Frauen von Matignon, Lachatre, Dubreneue in einer Loge, also die schönsten Frauen, Stern an Stern, des damaligen französischen Hofes. Wo das Auge hinblickte, traf es auf Glanz und Leben, auf Schultern und Hals von blendender Weiße, auf zierlich geformte Arme, auf beringte Finger, auf den reichsten Perlen- oder Diamantenschmuck, auf Lyoner Stoffe von allen Farben, blaue, rothe, weiße; Alles zitterte vor Erwartung, das lauteste Gespräch erfüllte das Haus, und Alles das geschah für Beaumarchais und für sein Stück. Und alle diese Zuschauerinnen wollten nicht wissen, daß sie seine Opfer waren, daß er sich nicht scheute, den blendenden Glanz, der die höhere Gesellschaft umgab, kühn anzugreifen, mit bitterm Hohne über die letztere herzufallen, und endlich ihr langes Prachtgewand von oben bis unten in Stücke zu reißen.

Nach dem Urtheile der Kunstverständigen übertraf die erste Vorstellung des Figaro an Zusammenspiel Alles, was man seit längerer Zeit auf dem Théâtre français gesehen hatte. Rasch folgten nun zwanzig Vorstellungen auf einander, die dem Theater 100,000 Fr. einbrachten, aber auch bei allen folgenden Vorstellungen war noch derselbe Andrang von Einheimischen, von Leuten aus der Provinz und aus dem Auslande. Das Interesse ward überdieß durch verschiedene Umstände gesteigert, ganz besonders aber durch den Brief Beaumarchais' an den Herzog von Villequier, der ihn um eine kleine Loge gebeten hatte, in welcher mehrere der vornehmsten Damen die Vorstellung ansehen könnten, ohne selbst gesehen zu werden. Beaumarchais' Antwort war in so starken Ausdrücken abgefaßt, daß selbst seine eifrigsten Beschützer nicht

wagten, dieſelben zu vertreten, wenn gleich nicht zu läugnen iſt, daß er in derſelben den wunden Fleck der vornehmen Welt in ſeiner Zeit, Blödethun im Leben und geheime Freude am Laſter, getroffen hatte. Dieſer Brief ward in Paris und Verſailles überall geleſen, und als nach acht Tagen Beaumarchais erklärte, ihn in der erſten Hitze und Aufwallung geſchrieben zu haben, hatte er ſeinen Zweck damit vollkommen erreicht *). Im Ganzen erlebte die Hochzeit des Figaro fünfundſiebzig Vorſtellungen, ein ſo unerhörtes Ereigniß, daß Beaumarchais ſelbſt ſagte, der Erfolg ſey viel toller als ſein Stück (je sais quelque chose de plus fou que ma pièce, c'est le succès). Die Auflagen des Originals verdoppelten ſich, die ausländiſchen Theater beeilten ſich, ein ſo hervorſtechendes Stück überſetzen zu laſſen, und der Putz der Damen erhielt eine weſentliche Veränderung durch die Kopfzeuge à la Figaro und à la Suſanne.

Am wenigſten ward der Beifall über das neue Luſtſpiel am Hofe getheilt. Frau von Campan verſichert, daß die Königin allen denen, die auf irgend eine Weiſe die Aufführung befördert hatten, am meiſten aber dem Grafen Vaudreuil, darüber ihr Mißfallen zu erkennen gegeben habe. Um ſo auffallender iſt die Nachricht bei Fleury, daß die Hochzeit des Figaro bald nach der öffentlichen Aufführung auch auf dem Privattheater der Königin dargeſtellt worden ſey, und daß die Monarchin, die gern und mit Glück im Luſtſpiele auftrat, die Rolle der Suſanne übernommen hatte. Artois ſpielte den Figaro, und der König ſelbſt wohnte der Vorſtellung bei, die freilich wohl bedeutend gegen die öffentliche Vorſtellung verändert und von allen Stellen, an denen Ludwig XVI. hätte Anſtoß nehmen

*) Aus der Correſpondenz des Baron Grimm bei dem Herausgeber der Campan'ſchen Memoiren S. 350.

können, gereinigt war. Was aber die Theilnahme der Königin anbetrifft, so erinnern wir zuvörderst, daß Marie Antoinette der Aufführung des Stücks nie so abgeneigt war als ihr Gemahl und daß es ihrer natürlichen Gutmüthigkeit und Herzensgüte fast unmöglich fiel, einer geliebten Freundin, wie der Herzogin von Polignac, etwas abzuschlagen, ja daß die Fürstin sich beeilte, jeden nur ersinnlichen Wunsch der Freundin zu erfüllen, um sie nur nicht zu verlieren. Nun hatte aber Vaudreuil großen Einfluß auf die Herzogin, und wenn die Königin wirklich mit ihm unzufrieden war, so konnte er nicht leicht ein wirksameres Mittel finden, um sie zu versöhnen, als wenn sie bewogen wurde, gerade in dem Stücke selbst mit aufzutreten, welches ihren Tadel seines Benehmens veranlaßt hatte. Daß sie aber dazu ein Lustspiel wählte, welches so offenbar die Herabsetzung der bestehenden Gewalt zum Gegenstande hatte, (wie schon früher den Barbier von Sevilla,) gehört freilich zu den Widersprüchen im Character dieser liebenswürdigen und doch so beklagenswerthen Fürstin, aus denen sich jener Haß gegen sie entwickelt hatte, dessen unschuldiges Opfer sie neun Jahre später geworden ist. Was sie in den Jahren 1784 und 1785 that, würde Marie Antoinette im Jahre 1789 nicht mehr gethan haben, denn jene furchtbare Nacht vom 5. auf den 6. October 1789 hatte nicht bloß das Haar der kaum dreißigjährigen Fürstin gebleicht, sondern auch ihren Geist mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit über allen Leichtsinn der frühern Jahre erhoben und zu einer besonnenern Betrachtung der Verhältnisse gereift. —

Uebrigens war Beaumarchais jetzt auf dem Gipfel seines Ruhmes: seine nachfolgenden Unternehmungen haben seinen Ruf nicht erhöht und seinen Reichthum nur vermindert. Die Revolution brachte für ihn keine glücklichern Tage: die Lenker und Führer derselben stießen ihn von sich, er ward wechselsweise

angeklagt, frei gesprochen und verbannt. Er war recht eigentlich ein Sohn seiner Zeit, und so mußte er denn auch mit ihr untergehen, als die stürmischen Tage der Revolution vorüber waren und die französische Republik sich dem Willen eines Einzigen unterwarf.

LIBRARY

II.

Die Frauen in der französischen Revolution.

Skizzen und Zusammenstellungen.

Man kann behaupten, daß in keinem Lande der Welt der gesellschaftliche Zustand der Frauen so angenehm ist als in Frankreich. Man beschäftigt sich vorzugsweise mit ihnen, sie werden als Lieblingskinder der Gesellschaft mit Nachsicht behandelt und mitunter verzogen, sie leiten die Vergnügungen derselben und tragen viel zu ihrem Glanze bei, indem sie, ohne der Gesellschaft ihre Kraft zu nehmen, durch Grazie und volle Anwendung ihrer geistigen Fähigkeit sich in dem goldnen Kreise eines durchaus geehrten Daseyns bewegen. Aber eben diese Huldigung und Dienstleistung der Männer, welche die französischen Frauen von jeher als ein Recht angenommen haben, war es auch, welche sie häufig über die naturgemäßen Gränzen hinausgeführt und ihnen einen nur zu bedeutenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten ihres Vaterlandes gegeben hat. Daher sehen wir seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts unter Franz I. und seinen Nachfolgern eine förmliche Regierung der Frauen, dem Einflusse der schönen Gabriele d'Estrées auf Heinrich IV. hielt nur Sully's Klugheit und Gerechtigkeit die Wage, und nach seinem Tode hatten die Intriguen Maria's von Medicis und der Marschallin d'Ancre das freieste Spiel. Richelieu's starker Arm hielt freilich sowohl den König Ludwig XIII. als die vornehmen Frauen von allem Einflusse auf sein Herrscheramt fern, aber während

Ludwigs XIV. Minderjährigkeit trat die weibliche Macht um so dreister hervor. Die Zeit der Fronde gewährt das anschaulichste Bild einer auf Cabalen und persönliche Einmischung der Frauen gegründeten Herrschaft. Trotz aller Tapferkeit in den Schlachten dieser Zeit, trotz des antiken Characters eines Molé und des kriegerischen Glanzes eines Condé und Turenne hat das Ganze doch häufig nur das Ansehen eines großen Intriguenstückes an einem fürstlichen Hofe und selbst Bürgerkriege erscheinen als bloße Miniaturbilder, wenn der große Condé als Diener der gekränkten Eigenliebe einer Herzogin von Longueville auftritt und die Kanonen der Bastille auf Franzosen abgefeuert werden, weil die Prinzessin von Montpensier erfahren, daß Mazarin ihre ehrgeizigen Heirathspläne hintertrieben hatte. Sobald aber dieser über seine und Anna's von Oesterreich Feinde gesiegt hatte, änderte sich die Lage der Dinge und es ist von jetzt an, so wie unter Ludwigs XIV. Herrschaft, wenigstens in den ersten Jahren, kein vorherrschender Einfluß der Frauen sichtbar. Aber schon von der Zeit des spanischen Erbfolgekrieges an, ja noch früher, stand der Staat und dessen gefürchteter Selbstherrscher unter der Gewalt der Marquise von Maintenon, die bei aller anscheinenden Demuth, Bescheidenheit und Abneigung gegen weltliche Dinge gewöhnlich schon lange vorher mit den Ministern Rath gehalten hatte, wenn Ludwig sich im Staatsrathe ihrer züchtigen Zurückhaltung freuete, die sie kein Wort früher sprechen ließ, als sie gefragt war. Und jene Entscheidungen führte sogar nicht selten ihre Dienerin Nanon Babbien herbei, die über die Gebieterin eben so viel vermochte, wie über Voltaire seine alte Bonne und über Moliere seine Köchin. Die Regierung Ludwigs XV. — um von der Verwaltung des Herzogs Regenten gar nicht zu sprechen — hat ihre Perioden nach der Herrschaft seiner Maitressen. Nach des Cardinals Fleury Tode setzten Frauen die Minister ab, ernannten die Marschälle, unterhielten Intriguen mit den aus-

wärtigen Höfen und wechselten Briefe mit den Kaiserinnen Europas; je älter der König ward, um so unverschämter und lästerlicher ward das Weiberregiment. Mit Ludwigs XVI. Thronbesteigung ward es reiner und sittlicher in Frankreich, Marie Antoinette ist mit Unrecht eines bedeutenden politischen Einflusses angeklagt worden. Sie mischte sich in Politik und Staatsverwaltung, weil sie dazu gedrängt, ja vom eignen Gemahle veranlaßt wurde, und nur der Haß der Revolution gegen das gestürzte Königshaus konnte ihre gütige Gesinnung und ihren Eifer für das wahre Wohl Frankreichs in einem solchen Grade verdächtigen, daß eine so reine Seele mit der moralischen Verdorbenheit einer Pompadour oder Dubarry auf dieselbe Stufe gestellt wurde.

Die gewaltigen Erschütterungen der Revolution haben zwar die Galanterie, deren eigenthümlicher Boden Frankreich ist, nicht verbannt, aber sie haben die Frauen zu einem bessern Daseyn geläutert. Im Fortgange jener ungestümen Bewegung sahen sie sich allmählig auf ihre eigenthümlichen Kreise beschränkt, und als Stärke auf Schwachheit und riesenhafte Kraft auf kleinliche Staatskünste folgte, konnten die Zügel der Regierung nicht mehr von den Banden des Vergnügens umschlungen seyn. Ein anderer, edlerer Schauplatz ward den Frauen eröffnet. Die Schreckenstage der Revolution begränzten ihre Wirksamkeit in den hohen, mittlern und niedern Ständen auf Liebe zur Häuslichkeit, Sinn für Familienglück, Gatten-, Eltern- und Kindesliebe, und entwickelten in ihnen alle die Tugenden, deren man sie bis dahin nicht für fähig gehalten hatte. Freilich fehlte es, solange die Revolution in der Gewalt einer Rotte war, die Schrecken und Tod als einziges Regierungsmittel gebrauchte, auch unter den Frauen nicht an Beispielen der ungezügeltsten Sinnlichkeit und einer bis zum Unglaublichen gesteigerten Lust an Blut und Mord; aber dafür verbreiteten auch die glänzendsten Beispiele von Selbstaufopferung,

von muthvoller Anhänglichkeit und Ertragung aller Art von Beschwerden eine neue Glorie über ein Geschlecht, dessen uneigennützige Tugenden und hohe Fähigkeiten sich so ausgezeichnet darstellten. Die Königin Marie Antoinette und ihre Schwägerin Elisabeth von Frankreich auf der einen Seite, Frau Roland und Charlotte Corday auf der andern, dann Thereſe Tallien und Josephine Beauharnais, Frau von Stael und Juliette Recamier, späterhin die Gattin des Marschalls Ney und Frau von La Valette, nicht minder die Herzogin von Angouleme sind historische Namen geworden und treten unter einer Menge anderer Beispiele, die nur durch den Rang der Parteien weniger ausgezeichnet sind, auf das Glänzendste hervor.

Es ist nun der Zweck unseres Aufsatzes, diese Characteré und die allgemeinern Zustände, unter denen sie handelnd erschienen sind, genauer zu schildern.

I.

Während in den Siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das häusliche Leben der Frauen in Deutschland unendlich ärmer als jetzt an Willkür und Freiheit war, reicher aber vielleicht an wahrem, innerm Genuß des Lebens, und durch die Seltenheit der Vergnügungen eine weit höhere Würze erhielt, hatte sich das Leben der französischen Frauen in den höhern Ständen ganz anders gestaltet. Kaum geboren, wurden die Töchter von ihren Müttern getrennt, zuerst käuflichen Ammen übergeben, dann in ein Kloster verwiesen, wo sie ihre Kindheit und Jugend verlebten. Der elende Religionsunterricht, den sie hier empfingen, ward kein Band zwischen ihrem Herzen und der ihnen auferlegten kirchlichen Zucht. Rief sie nun nach einigen Jahren das Gebot der Eltern in die große Welt, so brachten sie in diese nur wenige ausgebildete Talente, einen leeren, aber thätigen Kopf, eine gänzliche Unkunde ihrer Pflichten, vor Allem aber eine unbegränzte Sehnsucht nach Unab-

hängigkeit. Ohne Freimüthigkeit in Stellung und Rede kamen sie aus dem Kloster, mehr verlegen als schüchtern, sie lernten ihre Mütter zwar kennen, ohne daß sie jedoch in diesen Familienverhältnissen, wo es in der Regel zwischen Vater und Mutter kaum etwas Gemeinschaftliches gab außer dem Namen, an ihnen eine Stütze fanden. Von weiterer Bildung, von Belehrung über die Pflichten der Jungfrau war keine Rede, die jungen Mädchen blieben im Leben eben so eingeengt wie in ihrer wespenartig zusammengeschnürten Taille, die sich noch aus der Zeit Ludwigs XIV. herschrieb und nicht ohne hartnäckigen Widerstand erst kurz vor dem Ausbruche der Revolution mit einer leichtern, naturgemäßern Kleidung vertauscht worden ist. Eine der größten Lobrednerinnen der guten alten Zeit, die Gräfin von Genlis, schildert mit großer Anschaulichkeit die Zurüstungen ihrer Tante und deren drei Kammerfrauen, als sie in ihrem funfzehnten Jahre zum ersten Male vor dem Könige Ludwig XV. erscheinen sollte *). Dreimal ward ihr Haar aufgeputzt, man hieß sie sich stark pudern und viel Roth auflegen, man zwängte sie in einen großen Schnürleib, der ihr gewaltig in die Schultern schnitt, und schnürte sie ganz unmäßig, um ihre feine Taille zu zeigen. Die Collerette mußte sie drei bis vier Mal an- und ablegen, ehe sich die Tanten vereinigen konnten und endlich den Oheim, einen Marschall von Frankreich, beriefen, um die Entscheidung zu geben. Der größte Theil des Tags wurde mit solchen Vorbereitungen hingebracht, während des Mittagsessens mußte das junge Mädchen kerzengerade sitzen, dann mußte sie ihre Verbeugungen wiederholen und sich sagen lassen, wie sie die Schleppe zu tragen habe, um nicht zu theatralisch zu erscheinen.

War die junge Dame in die Welt eingeführt, so ließen es sich die Eltern vor allen Dingen angelegen seyn, ihr einen

*) Denkwürdigkeiten der Gräfin v. Genlis I. 157.

reichen und angesehenen Gatten zu verschaffen. Auch das junge Mädchen erwartete ungeduldig den Mann, dem sie die Freiheit, nach Willkür zu handeln, danken soll. Endlich erschien er, man zeigte ihn ihr — und das ist Alles. Bald verband sie eine Ceremonie, der die fromme Weihe durchaus fehlte und deren lärmender Hergang ihr allen Ernst raubte — die junge Frau mußte nur zu bald fühlen, daß ihr Herz bei dieser Verbindung nicht zu Rath gezogen ist. Hat sie aber eine jugendliche Neigung an den ihr vom Schicksale zugeführten Gatten geknüpft, was soll sie mit ihrer Liebe thun, die der Gatte anfangs als eine ihm neue Erscheinung sich gefallen läßt, die er aber bald aus abschreulicher Gewohnheit, wie er sie in den frechen Meinungen und wüsten Sitten der Zeit angenommen hat, gänzlich zurückweist? Auf diese Weise getrennt von dem, was der Gattin das Heiligste auf Erden seyn soll, erregte der Sturm die Leidenschaften und die Unsicherheit der Grundsätze in den Herzen junger Frauen, die nie Töchter waren, nie Gattinnen und nie Mütter seyn werden, einen ihren Kräften unangemessenen Kampf, eine Sehnsucht nach Befriedigung, die sie im eignen Hause nicht finden konnten. Und so wurden sie aus ihrem Heiligthume hinausgestoßen und mußten in den Gesellschaften und Unterhaltungen der großen Welt Zerstreuung suchen *).

Die französische große Welt war eine von den Schöpfungen Ludwigs XIV. Der Autokrat hatte die Großen unwiderruflich an seinen Hof gefesselt, dieser ward nun der Mittelpunkt aller Wichtigkeit, durch selbst gegebene Gesetze regiert und mit dem Namen der guten Gesellschaft (bonne compagnie) bezeichnet. Die Frauen entschieden über dem

*) Essai sur l'éducation des femmes, par la comtesse de Rémusat (Paris 1825) S. 76—79 und in auffallender Uebereinstimmung Louvet im Faublas IV. 19—21. Vergl. Jacobs Vermischt. Schrift. IV. 260 f.

Gesetze, von ihnen und für sie ward das Vergnügen des Gesprächs (la conversation) erschaffen, sie waren es, die Männer von Genie und Talent bei sich aufnahmen und die sich, um der Annehmlichkeit dieses Umganges zu genießen, früher als die Männer entschlossen einige Vorurtheile des Ranges zum Opfer zu bringen. Das Louvre ward also wie Rambouillet und der Palast Longueville den bürgerlichen Schöngeistern eröffnet. Boileau durfte die Pairs verspotten, Moliere auf der Bühne den Burgadel lächerlich machen — der König schützte sie, weil sein Gefühl von Fürstengröße sich darin gefiel, dem Adel zu zeigen, daß er ein Gnadenstand mit Vorrechten, nicht aber eine mit Rechten ausgestattete Aristokratie sey. Hier entwickelten sich nun die Fähigkeiten der Frauen. Ihr Ehrgeiz trieb sie an nach allgemeinerem Wissen zu streben, und da sie leicht so viel auffaßten, als für die Conversation nothwendig ist, waren sie schnell im Stande, von Allem zu sprechen, schnell zu urtheilen, oft zu befriedigen und stets anziehend zu erscheinen. Aber ein Character bildete sich dabei nicht, eben so wenig wie die äußere kirchliche Zucht jener Zeit Frömmigkeit war. Der Grundton im Gesellschaftsleben war kalte Unnatur, die sogar die innigsten und natürlichsten Verhältnisse entstellte. Der Ton der guten Gesellschaft erlaubte den Ausdruck des Gefühls nur als Zierrath des Umgangs und tadelte es an Frau von Sevigné, als sie die Mängel in der gewöhnlichen Erziehung und Bildung der Frauen an das Licht zog *), er verlangte vielmehr eine gewisse Selbstbeherrschung, die in dem flachen Leben dieser Kreise durch Leichtsinn und kleinliches Streben erleichtert wurde. Dieß Alles nahm in den Zeiten der Regentschaft und unter Ludwigs XV. langer und liederlicher Regierung noch zu. Das Leben der guten Gesellschaft bewegte sich bloß in den Salons, in einer frivolen, leeren,

*) Rémusat 61.

schillernden, hin und her schlüpfenden Conversation, es war die erste Pflicht des Weltmanns, Anmuth und Ungezwungenheit in die Gesellschaft zu bringen, und diese Verbindlichkeit wurde bald so wichtig, daß eine plumpe Bewegung, eine gewöhnliche Redensart mehr auffiel als eine nichtswürdige Handlung. Ein schlechter Ton und jeder Vorfall, der Aergerniß zur Folge hatte, veranlaßte die Ausschließung, aber weder ein tadelloser Lebenswandel, noch ein ausgezeichnetes Verdienst wurden als Bedingungen des Zutritts erfordert. Die üble Nachrede, die Bosheit, die Kränkung der Ehre wurden geduldet, wenn es nur mit Grazie und Originalität geschah; wenn erträgliche Niedrigkeiten (etwa gegen die Bürger und Landleute) mit einiger Vorsicht und gewissen äußern Formen begangen wurden, so überredete man sich leicht in ihnen eine erlaubte Schicklichkeit zu sehen. Zu dem Hochmuthe des Adels kam nun noch die gefährliche Beredtsamkeit der Gelehrten (gens de lettres), die sich Philosophen nennen ließen. Es waren nicht mehr die Gelehrten aus Ludwigs XIV. Zeit. Von Beschützer und Schützling war jetzt nicht mehr die Rede, die Anhänger Voltaire's, Diderot's, d'Alembert's und Rousseau's hoben ihr Haupt keck und kühn empor, sie betraten mit großer Zuversicht die Salons der Großen und verbreiteten oberflächliches Wissen, gräßlichen Egoismus und kalten Unglauben *).

Die Memoiren jener Zeit geben ein trauriges Zeugniß, wie die Frauen die Grundsätze der neuen Philosophie benutzten, um gegebenes Aergerniß zu rechtfertigen und ihre Fehltritte zu erleichtern. So ward ihr Glaube erschüttert, man sagte ihnen, der Anschein der Treue sey lächerlich, die Ehe habe ihrem Wesen nach aufgehört und gälte nur äußerlich für die bürgerlichen Folgen **),

*) Rémusat 54. 55. 61. 62. Genlis II. 148—159.

**) M. vgl. Varnhagen von Ense's Bemerkungen in seinem Buche: Zur Geschichtschreibung und Literatur S. 426 f. und Barthold: die geschichtlichen Persönlichkeiten in Casanova's Memoiren I. 125 ff.

die Liebe selbst, wenn sie durch Beständigkeit zur Tugend würde, wäre verächtlich, dagegen sey Freiheit und Vergnügen der höchste, einzige Zweck vernünftiger Wesen. Diese verderblichen Grundsätze, bald in das Gewand der Dichtung oder in lüsterne Romane eingekleidet, bald in so klarer Darstellung ausgesprochen, daß es kaum eines Beweises bedurfte, überflüssig reich mit Witz und Satire ausgestattet, erhitzten die Einbildungskraft der Frauen, beschäftigten ihren Verstand und berauschten ihr Herz. In der Gesellschaft fanden sie Sittenverderbniß, in ihrem Hause Langeweile, und so suchten sie die Annehmlichkeiten der Unterhaltung, wo sie das Daseyn der Pflicht, ja selbst das der Gottheit bestreiten hörten, und zwar nicht selten von den Würdenträgern der Kirche, von einschmeichelnden Jesuiten und glatten Abbés, bei denen sie eigentlich eine Stütze für Sittlichkeit und Religiosität hätten finden sollen.

In mancher Beziehung war schon eine geraume Zeit vor der Revolution eine heilsame Veränderung eingetreten. Blieb gleich das Palais Royal noch immer der Sammelplatz der sogenannten guten Gesellschaft und galt weibliche Tugend vielen Wüstlingen für ein Unding, so hatte doch der Rückstrahl von Ludwigs XVI. Tugenden eine gute Wirkung auf die Sitten gehabt und Rousseau's Schriften sich einen wesentlichen Einfluß bei den französischen Müttern verschafft. Mit Recht sind in einer spätern Zeit nicht wenige seiner Vorschriften über die physische und geistige Erziehung der Töchter als unanwendbar oder unnütz bezeichnet worden, aber bei dem ersten Erscheinen seiner Bücher war die starke Sprache im Emil gegen das Unnatürliche in den Familienverhältnissen sehr zweckmäßig und das Zernichten des ganzen damaligen Systems ein nothwendiges Erforderniß für einen Reformator. Er legte, sagt die geschätzte Schriftstellerin, der wir in diesem Abschnitte gefolgt sind *),

*) Rémusat 73. In diese Zeit gehört auch folgende Schilderung

das Kind wieder in die Arme der Mutter, er warf mit Recht der Gesellschaft ihre geringe Sorgfalt für Erziehung und Bildung der Jugend vor, er schmeichelte weder den Großen, noch den Philosophen, aber er gab dem Christenthume die Toleranz, der Philosophie den Glauben, der Literatur die Moral und der Gesellschaft ihre unveräußerlichen Rechte wieder. Wenn er sich täuschte (und er hat sich oft getäuscht), so täuschte er sich nicht wie andere Leute, denn selbst seine Irrthümer können Fortschritte des menschlichen Geistes genannt werden.

Rousseau's Schriften auf der einen, Voltaire's und Montesquieu's Bücher auf der andern Seite hatten schon lange vor dem Ausbruche der Revolution der Pariser Gesellschaft eine besondere Färbung gegeben. Es bildete sich eine Opposition gegen das Bestehende in Staat, Kirche und Literatur von Schöngeistern und Philosophen aus der zahlreichen Jüngerschaft jener Altmeister, und es waren Frauen von Geist und Talent, in deren Salons sie ihren Sammelplatz fanden. Zu einem solchen bureau d'esprit gehörte eine elegante Einrichtung des Hauses, dessen Besitzer aber stets abwesend seyn mußte oder nur ausnahmsweise geduldet wurde, ferner anständige Bewirthung, vornehme Verbindungen und eine Frau von entschiedenem Geschmacke für das Ausgezeichnete und von ansprechender Persönlichkeit, wie sie die Frauen Lambert, Tencin, Geoffrin, de la Popliniere, die Marquise von Deffand und Mademoiselle de l'Espinasse besaßen. Es hieß Barbarei, ihnen nicht zu huldigen. Aber jene Vereine liegen über die Gränzen unsers Aufsatzes hinaus, auch sind sie zu gut beschrieben worden,

---

Mercier's (Nouveau tableau de Paris, ch. 96.): de quelque côté que je porte les pas, je rencontre partout des enfans dans les bras des femmes. Point de carré de verdure, point des places publiques, point de promenades qui n'offrent de ces groupes enchanteurs. La maternité devient pour nos Françaises un objet d'agrément: toutes nourrissent, toutes s'honorent d'être mères.

um noch länger bei ihnen zu verweilen *). Unter Ludwig XVI. war kein geistreiches Kränzchen berühmter, als die Gesellschaften im Hause Necker's, wo schon in den Sechziger Jahren Staatsmänner, Künstler und Gelehrte zusammenströmten, und dessen Mittelpunkt im Anfange die Frau des Hauses, eine würdige Erscheinung, voll Verstand und Ueberlegung, dann aber ihre berühmtere Tochter, die Frau von Stael, bildete. Zuerst war auch hier die Unterhaltung leise und hielt sich überall auf der Oberfläche, junge Damen lispelten mit vieler Salbung über Auflagen und Kornsperre, womit Geschichten aus den Affichen abwechselten, wie ein Sohn seinen Vater nicht habe wollen verhungern lassen, oder wie ein Dorfpriester funfzig Livres unter seine Gemeinde vertheilt habe **). Als aber die Zerrüttung des gesammten Staatswesens immer offener am Tage lag, als Turgot, dann Necker Reformen aller Art versuchten und der Letztere durch sein Compte rendu die öffentliche Meinung für sich aufrief, als sich die Frauen mit Hüten und Hauben à la Fayette und au compte rendu schmückten ***), da vernahm man auch im Necker'schen Cirkel nicht mehr die behutsame Sprache der frühern Jahre, man kannte nur eine laute, lebendige Unterhaltung, wo ein Jeder sich allein hören wollte, und wo von Männern, wie Barnave, Lameth, Talleyrand, Portalis, Thibaudeau, Chénier, Constant und Röderer, über neue Beschlüsse oder Verbesserungen im Staate berathschlagt wurde. Die Worte Tyrannei, harte Justiz, bürgerliche und kirchliche Freiheit waren in dem Munde der Marquisen von Coigny und Condorcet, der Gräfin von Tessé, der Herzogin von Grammont, der Frau von Simiane

*) Zuletzt von Schlosser (Geschichte des achtzehnten Jahrh. I. 532—545), von Wachsmuth (Europ. Sittengesch. V. 2. S. 208 f.) und von Badiche in dem literarischen Journal L'investigateur. Novembre 1844.

**) Sturz Briefe aus Paris in seinen Schriften I. 298.

***) Briefe der Maria Williams III. 45.

und andrer vornehmen Erbinnen, bei Frau von Genlis gingen Barrère, Briſſot, Camille Desmoulins aus und ein, Frau Candeille verſammelte um ſich Männer von anerkannt republikaniſcher Geſinnung, als Vergniaud und Champianetz, und andre Frauen des wohlhabenden Bürgerſtandes lebten in ähnlichen Umgebungen *). Alle aber überragte ſchon damals die Tochter Necker's, die Frau von Stael, eine der glänzendſten Erſcheinungen unter den Frauen der franzöſiſchen Revolution und der ganzen neuern Zeit. Dieſe ausgezeichnete Frau, die im elften Jahre zum Bewundern ſchön ſpielte und ſang, im zwölften Jahre als dramatiſche Schriftſtellerin auftrat, im funfzehnten Jahre Auszüge aus Montesquieu's Geiſt der Geſetze machte und mit ihrem Vater ſich über Staats- und Finanzverwaltung unterhielt, im zweiundzwanzigſten Jahre einen Band Briefe über Rouſſeau ſchrieb, läßt uns in ihrer Haſtigkeit und Energie die große Veränderung des weiblichen Charakters, wie ſie vor und in der Revolution eingetreten iſt, ſehr deutlich erblicken. In ihr fand ſich die Lehre Rouſſeau's und Montesquieu's vereinigt, aber ihr fehlte die franzöſiſche Grazie, welche die eifrigſten Verehrerinnen jener Philoſophen zur Zeit Ludwigs XV. ſo anmuthig, trotz aller Sucht zu widerſprechen, gemacht hatte. Von früheſter Kindheit an das Leben in den Geſellſchaftsſälen ihrer Mutter gewöhnt, gefeiert und geprieſen, begann ſie ſchon früh über alle möglichen Gegenſtände geiſtreich zu reden und durch witzige Einfälle die Schaar der

*) Les femmes, ſagt der Vicomte Ségûr (les femmes T. III. p. 4), sans avoir de héros à mettre en avant, voulaient, à quelque prix que ce fût, le renversement de ce qui existait, et devinrent ainsi les moyens les plus rapides de la propagande révolutionnaire. Il fallait les voir se jouer des événemens les plus graves. Pendant que les unes aidaient à exciter les orages politiques, les autres riaient des symptômes d'anarchie les plus imminens. Leur gaieté, leurs mots piquans prirent le plus grand empire sur l'opinion et mirent les nouvelles idées à la mode. De sorte que, pour leur plaire, c'était à qui en ferait parade.

Gäste in Erstaunen zu versetzen. Angebetet von einem eiteln Vater, machte sie dessen Ansichten ganz zu den ihrigen, wie er so hielt auch sie die englische Verfassung für den Höhepunkt der Glückseligkeit von Frankreich, und sprach, natürlich ohne gründliche Kenntniß des Landes und der wahren Bedürfnisse seiner Bewohner, dreist und entschieden über das Benehmen des Hofes, um Andre dadurch zu bestimmen oder sie durch den Strom ihrer glänzenden Beredtsamkeit für sich zu gewinnen. Weibliche Scheu und Zurückhaltung war ihr fremd, sie wollte Alles wissen, Alles ergründen, sie verkehrte am liebsten mit Männern und theilte jedem geselligen Kreise die unverwüstliche Lebendigkeit mit, die ihren Geist bis in die spätern Jahre frei und frisch erhalten hat. Ihr erster Anblick, erzählt Bouilly *), der sie im Anfange des Jahres 1790 sowohl in den größern Gesellschaften ihres Vaters als in ihren Donnerstagskränzchen oft sah, hatte weder etwas Liebliches, noch etwas Erhabenes, ihre Gestalt zeigte mehr männliche und stark hervortretende Formen, die einen auffallenden Widerspruch mit ihrem Geschlechte bildeten. Ihr unreiner Teint und die spröden, rauhen Lippen verriethen angestrengte Arbeitsamkeit und die Gewohnheit, aus der Nacht den Tag zu machen, ihre Bewegungen waren zwar nicht ohne Grazie, aber sie schienen mir befehlshaberisch, ihre Stimme war volltönend, ihre Worte heftig und energisch. Die stete Thätigkeit ihres Geistes entfremdete sie nicht selten ihrer Umgebung, sie sprach dann wohl zerstreut und unzusammenhängend, aber ein glänzender Gedanke, eine witzige Antwort verbesserten solche Verirrungen auf der Stelle. Hörte man sie aber sprechen, ging man mit ihr

*) Mes récapitulations (Paris 1837) I. 147. vergl. Lindau's Leben der Frau v. Stael nach Fr. v. Necker de Saussure in den Zeitgenossen V. 1. S. 129 ff. Die Ansichten der Gegner fassen wir in Bailleul's Worte (Examen critique I. 354) zusammen: n'ayons pas tant d'esprit, ayons plutôt une conversation gâtée, ainsi que nous le reproche Madame de Staël, et montrons un peu plus de sens commun.

auf ein Geſpräch über geſellige Verhältniſſe ein oder veranlaßte man ſie ſtaatliche und wiſſenſchaftliche Gegenſtände zu erörtern, ſo war man auch gleich von ihr entzückt und ganz in ihren Banden; denn jedes Wort aus dieſem beredten Munde, jeder Blick aus dieſen ſchwarzen blitzenden Augen beſchäftigte die Einbildungskraft und entzückte den Verſtand, ihr Witz war ſchlagend und ſo vereinigte ſich Alles, um uns zur Bewunderung dieſes außerordentlichen Talentes zu zwingen. Frau von Stael, ſetzt Bouilly hinzu, machte auf mich immer die Wirkung eines ſchöpferiſchen Genius, der ſich in der Geſtalt einer Frau ohne äußere Schönheit verkörpert hatte, um den Sterblichen, die ſich mit ihm meſſen wollten, ſeine Größe weniger fühlbar und drückend zu machen.

Ganz geſchieden von dieſem Verkehre geiſtreicher Männer und Frauen war der Hofcirkel der Königin Marie Antoinette, die an ſich keine perſönliche Abgeneigtheit gegen Frau von Stael hegte, ſo wie auch dieſe der Monarchin ſtets mit Achtung und Liebe gedacht und in ihrer Vertheidigungsſchrift derſelben das tiefſte Gefühl und zarteſte Mitleid an den Tag gelegt hat *). Die eigentliche Vorſteherin jenes Kreiſes war die Herzogin von Polignac, die Herzensfreundin der Königin, und die erſte Aufgabe ſeiner Mitglieder, der jungen Fürſtin durch theatraliſche Vorſtellungen, muſikaliſche Unterhaltungen und eine heitere, von den Regeln der Etikette nicht eingezwängte Unterhaltung eine Erholung nach den Mühen der fürſtlichen Repräſentation zu gewähren. Bald jedoch übte derſelbe Kreis, wie an einem andern Orte nachgewieſen iſt, auch auf die Staatsangelegenheiten einen bedeutenden Einfluß. Für eine junge Frau und Fürſtin von der menſchenfreundlichſten Geſinnung mußten die Anſchauungen eines Turgot und Necker,

*) Es ſind hier die réflexions sur le suicide gemeint, in deren zweiter Auflage ſich die im J. 1793 verfaßte défense de Marie Antoinette findet.

die fortwährend das Glück des Volks als den einzigen und höchsten Zweck ihrer Verwaltung darstellten, sehr großen Reiz haben, und da die Königin seit dem Tode des Ministers Maurepas durch ihren Gemahl selbst in den Kreis seiner Regierung gezogen war, so konnte sie sich vom leichtsinnigen Erfassen mancher Maaßregeln, die ihr schön und edel erschienen, so wie von augenblicklichen Eingriffen in die Verwaltung nicht mehr frei erhalten. Ihr Ruf hat dadurch sehr gelitten, ja man kann behaupten, daß eine folgerichtig durchgeführte Einmischung in die Reichsangelegenheiten demselben weniger nachtheilig gewesen seyn würde. Die Frauen ihrer Umgebung, die Schwägerin der Herzogin von Polignac, Gräfin Diane von Polignac, die Prinzessinnen von Chimay, Tarente und Lamballe, die Herzogin von Fitz James, die Frauen von Tourzel, Chalons und Andlau folgten meist persönlichen Antrieben und ließen sich durch die Vorliebe für einzelne Begünstigte nicht selten bestechen, die Jugend und Unerfahrenheit der Königin zu mißbrauchen.

In schroffer Abgeschiedenheit von diesen jüngern Frauen und in vornehmer Verachtung der Vereine für Politik und Literatur hielt sich eine nicht unbedeutende Anzahl von Damen des alten oder Hofadels, die Trägerinnen der berühmten Namen Montmorency, Elboeuf, Tremouille, Rohan und andere, deren Ansprüche und Ansichten noch aus der Zeit Ludwigs XIV. herstammten. Die altfranzösische Hofsprache nannte sie dames titrées, es waren die Gemahlinnen der Marschälle von Frankreich, der spanischen Herzoge und Granden und derjenigen Adlichen, die im erblichen Besitze der Ehre des Louvre waren und den Namen der Vettern des Königs führen durften. In diesen Kreisen waren das Alter der Familien, die Vorzüge einer edlen Geburt, die Reinhaltung des Geschlechts von Eindringlingen und Neugeadelten, endlich die Wappen und Devisen die wichtigsten Gegenstände der Unterhaltung, die Formen der steifsten Etikette wurden mit der ängstlichsten Ge-

wissenhaftigkeit beobachtet und das Spiel damit oft bis zur Ungereimtheit getrieben. Dadurch schadeten sie selbst dem Feierlichen und Würdevollen dieser Einrichtungen, welche zum Glanze einer fürstlichen Hofhaltung wesentlich beitragen, und zogen sie nicht selten in das Lächerliche herab. In den Memoiren der Marquise von Créquy, die fast nur von dieser Seite Interesse haben, wird es sehr an ihr gerühmt und sie als eine sehr herzhafte Frau (resolue comme un dragon) bezeichnet, weil sie gewagt habe, allein, ohne Lakaien, welche die Flügelthüren öffnen mußten, in ihr Empfangszimmer einzutreten; ja, sie selbst erzählt mit einer fast unglaublichen Naivetät, wie sie in der Nacht nach dem 30. Mai 1770 sich in Paris nicht zu finden weiß und am Ende genöthigt war, selbst die Hand an den Thürklopfer ihres Hotels zu legen *). Von diesen Kreisen ging die Erbitterung aus, welche ein Theil des Hofadels an den Tag legte, als sich im Mai 1770 die Nachricht verbreitete, daß am Vermählungstage Marie Antoinette's die Gräfin von Brionne, eine Dame aus dem Hause Lothringen und Schwester des Prinzen von Lambese, ihre Menuet unmittelbar nach den Prinzessinnen des königlichen Hauses tanzen würde. Um die Ansprüche der Bevorrechteten zu vertreten, übergab der Bischof von Noyon in deren Namen dem Könige eine Vorstellung, und nur mit Mühe konnte ein Ausweg gefunden werden, der die Ansprüche beider Theile ausgleichen sollte, die

*) Souvenirs de la Marquise de Créquy II. 180. IV. 103. 247. Wir halten diese Memoiren durchaus nicht für echt, sondern für ein lockeres Zusammengefüge buchhändlerischer Speculation, benutzen aber gern manche Besonderheiten und schätzbare Nachrichten gut unterrichteter Personen, die sich in dieses Buch auf unbekannte Weise verloren haben. Für das Folgende s. m. Grimm's Corresponb. I. 148—160. Ségur, Mém. I. 89. Die hier genannte Gräfin Brionne war übrigens trotz ihrer außerordentlichen Schönheit die tugendhafteste Frau an dem verdorbenen Hofe Ludwigs XV., wie aus den übereinstimmenden Nachrichten Casanova's (Mémoir. III. 247.) und Marmontel's (Mém. II. 134.) hervorgeht. M. vgl. auch die Souvenirs de Créquy III. p. 72 sq.

ſtolzen Hofdamen aber doch nur wenig befriedigte. Eben dieſe waren es auch, welche die junge Königin mit bitterm Haſſe verfolgten und einen nicht geringen Antheil an den giftigen Verleumdungen haben, welche Marie Antoinette's Namen in Frankreich weit früher befleckten, als die Parteiwuth der Revolutionsmänner ihr die unſinnigſten Verbrechen andichtete. Die Vernachläſſigung der Etikette, die Entfernung ſchwerfälliger, unbequemer Kleidungsſtücke, die Einführung neuer Moden und thurmartiger Kopfzeuge mußten dazu häufig den äußern Grund hergeben; aber die Wahrheit war, daß ſo viele dieſer alten, verlebten Damen es der Königin nicht vergeben konnten, daß ſie jung, ſchön und tugendhaft war und daß ſie lieber in heiterer, ungezwungener Geſellſchaft lebte als in den Satzungen und Gewohnheiten ihres vornehmen Standes. Nicht beſſer erging es von dieſer Seite her den geiſtreichen Geſellſchaften und der Pflege der Literatur. Die Marquiſe von Créquy, welche die Anſicht dieſer ſtolzen Claſſe ausſpricht, erklärt, ſich überhaupt gar nicht mit Literatur abgegeben zu haben, weil ihr dieß die tödtlichſte Langeweile verurſache. Necker's Frau wird wegen ihres gezierten Weſens in Wort und That in den unanſtändigſten Ausdrücken geſcholten, ihre Tochter heißt ein prüdes Frauenzimmer, die ſich nicht vor dem kleinen Hunde ihrer Mutter, aber wohl vor der Hündin ihres Vaters habe ankleiden laſſen wollen. Bitterer Spott wird über philoſophiſche und politiſche Beſchäftigungen ausgegoſſen, ja die alte Marquiſe ſcheut ſich nicht, das zuerſt in Paris vergoſſene Blut lediglich auf Rechnung der Frau von Stael zu ſchreiben, indem ſie den Staatsrath Foulon als Verfaſſer eines Memoire an den König, worin die Verhaftung der demokratiſchen Häupter vorgeſchlagen wurde, an Mirabeau verrathen habe *). Ein ſo durchaus grundloſer Verdacht würde allerdings die auch ſonſt wohl bekannte

*) Mém. IV. 134. 211 fg., 140. 145—156. 165.

Unversöhnlichkeit des französischen Hofadels beweisen können, wenn nicht eine solche, ohne alle historische Grundlage hingestellte Thatsache, die Unechtheit des Crequy'schen Buches auf das deutlichste bewiese.

Es bleibt noch übrig, Einiges über die Frauen der mittlern und niedern Stände in Frankreich hinzuzusetzen. Das stille und zurückgezogene Leben der Frauen und Jungfrauen in der mittlern Classe von Paris näherte sich mehr dem deutschen Leben in den größern Städten unsers Vaterlandes und hat den Sittenschilderungen jener Zeit nur geringen Stoff geben können. Hier wohnte noch althürgerliche Einfachheit und Offenherzigkeit, Feinheit und Höflichkeit der Sitte und eine gleiche Abneigung vor der Verdorbenheit der höhern Stände und der Niederträchtigkeit ihrer Dienerschaft wie vor der Sittenlosigkeit des großen Haufens. Die Frauen erzogen ihre Töchter zur Frömmigkeit und Häuslichkeit, das Haus war ihr fast beständiger Aufenthalt, in den Wochentagen verließ Mutter und Tochter selten dasselbe, zwei bis drei Familienbesuche, eine Hochzeit, eine Kindtaufe, der Neujahrstag bot die einzigen Veranlassungen zum Ausgehen. Nur die Sonntage machten eine Ausnahme. An ihnen war es der Ehrgeiz der petite bourgeoisie von Paris sich öffentlich mit möglichstem Glanz zu zeigen. Das geschah für die Frauen theils in der Kirche, theils in den Gärten der Tuilerien, wo sie in schönen Kleidern und reichem Schmuck die Wohlhabenheit ihrer Männer zur Schau trugen und die Töchter, die in der Woche in Leinwand einfach gekleidet waren und Küche und Keller besorgten, im neusten Geschmacke herausputzten *), grade wie noch jetzt der Pariser Gewürzkrämer sich darin gefällt, seinen Knaben nach Umständen als polnischen Lancier oder als Artilleristen der Nationalgarde zu kleiden. Auch darin ist der jetzige Pariser dem

*) Mémoires de Madame Roland I. 29. 30. 118. 121.

frühern gleichgeblieben, daß an Sonn- und Festtagen weitere Spaziergänge und Ausflüge in die Umgegend mit Weib und Kind gemacht werden mußten. Die Wasserkünste in Versailles, die dunkeln Wälder zu Meudon, die von Menschen wimmelnden Wege im Boulogner Holze, die langen Alleen zu St. Cloud waren die Ergötzlichkeiten der jungen Pariserinnen, auf die sie sich von Woche zu Woche freueten, und dann wieder nach Paris, in die Stille des Hauses und unter die strenge Obhut der Mütter zurückkehrten. Um anzudeuten, wie nothwendig dieselbe gegen die freche Willkühr vornehmer Wüstlinge war, brauchen wir nur den Namen des Herzogs von Richelieu zu nennen *). In den Provinzen herrschte, allein mit Ausnahme der Bretagne und Poitou's, eine strenge Absonderung der Frauen nach den drei Classen ihrer Männer. In der ersten war der hohe Adel mit seinen Frauen und Töchtern, der sich den größten Theil des Jahres am Hofe aufhielt, wie es Ludwig XIV. gewollt hatte, und dessen Frauen Paris als den seligen Mittelpunkt alles Vergnügens, alles feinen Geschmackes und alles wahren Glückes betrachteten. Die zweite Classe bestand aus den Familien der Angestellten, der Herren von der Regierung und vom Rathe, dem Befehlshaber der Marechaussée und aller Andern, die ein besonderes Ansehen in der Stadt genossen. Die Kaufleute, die sogenannten Künstler, die wohlhabenden Bürger, mit einem Worte alle diejenigen, welche ihrem Fleiße und ihrer Arbeitsamkeit ihren Unterhalt verdankten, machten die dritte Classe aus. Wie fest sich auch uralte Eigenthümlichkeiten in den verschiedenen Provinzen erhalten hatten, wie das Deutsche in Lothringen und im Elsaß und bei der Bürgerschaft Straßburgs ihr reichsstädtischer Character, so war

*) Monsieur de Richelieu, dans sa jeunesse, joignait à une figure charmante, des graces infinies dans l'esprit, et une seduction si grande, que presque aucune femme ne pouvait resister à ses attaques. So lautet das in der That sehr glimpfliche Urtheil Besenval's Mém. I. 92.

doch, Lyon und einige Seestädte ausgenommen, im Innern des Landes die Kleinstädterei und eine unzerstörbare Lästerungssucht das characteristische Merkmal der meisten weiblichen Kreise in allen Ständen. Selbst nach der Revolution, wo das ganze Gebäude der gesellschaftlichen Einrichtungen zusammengestürzt war, blieb jener Hang unverändert unter allen Stürmen und Picard's und Balzac's treffliche Schilderungen der heutigen Provinzialfrauen können mit geringen Abänderungen als Bilder aus der Zeit vor der Revolution gelten.

Von den Frauen aus den niedern Ständen in Paris läßt sich vor der Revolution nur wenig Bezeichnendes sagen, ihr Gutes und ihr Schlechtes tritt erst in den Stürmen und Volksbewegungen hervor. Im Allgemeinen befanden sie sich, wie überhaupt das niedere Volk, theils in starrer Befangenheit des alten Glaubens und Lebens, theils auf dem Wege des Unglaubens und ohne sittlichen Halt, leicht erregt bei neuen Erscheinungen, frivol im Scherze, fanatisch im Ernste und mit einem Liedchen oder einem Witze der Sorgen und der Noth auf längere Zeit mächtig, dabei voll Stolz und Einbildung auf die Vortrefflichkeit der Nation. Die Schlußverse in Beaumarchais' Figaro:

Qu'on l'opprime, il peste, il crie,
Il s'agite en mille façons,
Tout finit par des chansons

geben ein treues Bild des damaligen Zustandes.

II.

Eine ganz andere Zeit brach für Frankreich an, als zu Versailles am 5. Mai 1789 die Versammlung der Reichsstände eröffnet ward. Es war der Anfang der Revolution. Eine solche Versammlung hat Frankreich nicht wieder gesehen, die Namen eines Mirabeau, Sièyes, Lafayette, Lameth und vieler Anderer, ihre Reden, die Erklärung des dritten Standes im Ballhause — Alles dieß belebte die Unterhaltung, für die

auch die Frauen bald keinen andern Stoff wußten. Noch galt freilich bei Vielen die Zusammenberufung der Reichsstände nur für eine neue Gelegenheit zum Schwatzen, und wie man seit langer Zeit gewohnt war in den abendlichen Gesellschaften die politischen Revolutionen mit dem Maßstabe der Hof- und Salonsbegebenheiten zu messen, so meinten daher Viele, es werde auch diese Begebenheit gesprächsweise abgethan werden können (que tout allait se passer en conversation *). Als indessen die Volksbewegung in Paris zunahm, die Volksjustiz begann und die Bastille in Trümmern sank, als nach jenem fluchwürdigen Angriffe auf das königliche Schloß in Versailles die Nationalversammlung nach Paris versetzt wurde und ihre Beschlüsse die Grundlagen der tausendjährigen Monarchie untergruben, da gewann allerdings die Sache eine ernstere Seite, aber es stieg auch der Enthusiasmus der Frauen für die neuen Gesetzgeber und für eine Freiheit, die ihren Abendunterhaltungen eine neue goldene Zeit zu verheißen schien. Die früheste Erscheinung des weiblichen Enthusiasmus für die Sache der Revolution bemerken wir bereits im Anfange des Jahres 1789, wo sich die Mütter, Frauen, Schwestern und Geliebten der jungen Männer in Nantes und Angers gegenseitig versprachen, den Despotismus zu hassen **). In demselben Jahre erweckten die Opfer, welche in der Nacht des vierten August von einer Anzahl der vornehmsten Adlichen der Sache des Vaterlandes gebracht waren, auch in den Frauen das Bestreben ihnen nachzueifern. Neunzehn derselben erschienen, weiß gekleidet und mit der Nationalcocarde auf der Brust, am 29. September vor der Nationalversammlung und baten dieselbe ihren Schmuck als eine geringe Unterstützung bei der großen Angelegenheit der Verjüngung des alten Frankreichs anzuneh-

*) Rémusat 88.

**) Buchez und Roux Histoir. parlément. I. 290. Souvestre Mémoires d'un Sansculotte bas-breton p. 223 sq.

men. Ihr Geschenk ward angenommen und sie selbst als „neue Cornelien" wurden mit Lobsprüchen überhäuft *). Ein Jahr später riefen die Brüderschaften und Clubbs der Jacobiner auch aus den höhern Ständen eine weibliche Schwesterschaft (sie nannten sich amies de la verité) in das Leben. Sie unterhielten sich mit philosophischen Ideen, vor allen aber bezeigten sie schon damals ein großes Gelüsten nach der Emancipation der Frauen, die Condorcet sehr lebhaft zu vertheidigen pflegte **). Nimmt man nun hinzu, daß die neue und bis dahin ganz ungekannte Beredtsamkeit vieler Deputirten, ihr Feuer und ihre Leidenschaft ganz geeignet war, lebendige, weibliche Gemüther mit sich fortzureißen, so wird man geneigt seyn den Worten der Frau von Stael beizustimmen, daß die Pariser Gesellschaft nie glänzender und ernsthafter zu gleicher Zeit gewesen sey als während der drei oder vier ersten Jahre der Revolution, nämlich vom Jahre 1788 an bis zu Ende von 1791, wo sich in denselben Personen die ganze Kraft der Freiheit und jede Anmuth der alten Höflichkeit vereinigte ***). Denn so lange dauerte Necker's Macht und seiner Tochter Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten und eine weit bessere Stimmung für den König und seine Familie, als man nach den gewöhnlichen Nachrichten in Parteischriften anzunehmen geneigt ist. Indeß gewannen nach den Aeußerungen des Marquis von Ségur die Frauen (deren begeisterter Verehrer er übrigens ist) nicht bei diesen großen Veränderungen; „denn so wie Bescheidenheit ihr größter Reiz ist und Sanftmuth vor allen ihre Züge schmückt, so steht ihnen nichts schlechter als die politischen Leidenschaften, und sie werden nur häßlich, wenn sie zornig sind oder sich erhitzen."

*) Révolutions de Paris, Nr. 9. p. 20., Leonard Bourdon Récueil des actions héroiques Nr. 3. p. 33.

**) Buchez und Roux IX. 98. 262.

***) Betracht. über die vornehmsten Begebenheiten der franz. Revolution II. 391—393. Uebers. vgl. Bouilly I. 120. 159. 169. Die folgende Stelle aus Ségur in Mémoires III. 453.

Als aber der wildeste Republikanismus nach der Auflösung der ersten Nationalversammlung schrankenlos waltete und durch die Wuth der Factionen an die Stelle einer politischen Wiedergeburt thörichte Eitelkeit und unbesonnene Hitze getreten waren, als das Ernsteste und Größte in höhnenden Muthwillen und Zerstörungslust überschlug, als endlich dem Uebermaaße der Verfeinerung das Uebermaaß der Rohheit folgte, da ward auch die Herrschaft angenehmer und gescheuter Frauen zerstört. Selbst Frau von Stael zog sich zurück und verrieth den tiefsten Abscheu gegen eine Willkühr, durch die der Name der Freiheit auf immer gelästert und ihres Vaters Andenken beschimpft war. Nur ein einziger Name findet sich in den Jahren von 1791 bis 1793 häufig erwähnt und dieß ist der Name der Frau Roland. Dieser glänzende, tugendhafte Character *) aus einer Zeit, wo Frankreichs Boden in einen blutigen Kerker umgewandelt war, verdient eine nähere Betrachtung, zu der die von ihr hinterlassenen Memoiren und Briefe eine reiche Quelle geworden sind.

Manon Roland (ihr Geburtsname war Phlipon), im Anfange des Jahres 1754 zu Paris geboren, war die Tochter unbegüterter, doch nicht armer Eltern, aus der achtbaren Classe des Mittelstandes, dessen wir oben gedacht haben und dessen häusliches Leben sie uns in ihren Denkschriften sehr anschaulich geschildert hat. Die Kleine wuchs in der Stille und Zurückgezogenheit auf, die Kirche, Besuche bei bejahrten Verwandten, Spaziergänge mit den Eltern waren die einzigen Gelegenheiten, wo sie die äußere Welt zu sehen bekam. Um so lebhafter gestaltete sich die Welt in ihrem Innern. Sie ward sehr frühzeitig von ihrem Vater unterrichtet, sie las mit Eifer alle Bücher der kleinen Hausbibliothek — zum Glück waren es

*) The royal citess nennt sie Carlyle, Geschichte der franz. Revolution II. 61.

nur religiöse und gute Schriften, — durch keines aber fühlte sie sich so angezogen als durch die Lebensbeschreibungen des Plutarch. Diese waren, wie sie selbst sagt, die eigentliche Speise ihres Geistes, und als sie in der Fastenzeit des Jahres 1763 in einem Alter von neun Jahren den Plutarch statt des Gebetbuchs mit in die Kirche nahm, ward sie zuerst Republikanerin, ohne freilich es selbst zu wissen *). Die klösterliche Erziehung in einer Anstalt der Congregation, um die sie selbst die Eltern bat, verstärkte in dem elfjährigen Mädchen die Liebe zur Stille und Zurückgezogenheit und die von einer frommen Mutter genährten religiösen Gefühle wurden zur sanften Schwärmerei. Eine große Freude an der Natur, die zärtlichste Anhänglichkeit an ihre Mutter und innige Freundschaft mit zwei jungen Mädchen erfüllten ihre Seele, während sie mit Rousseau schwärmte, an Tasso ihre Phantasie nährte, in Fenelon's Telemach für ihr Herz Befriedigung fand und im Plutarch die Helden des Alterthums bewunderte. Aus eignem Bedürfnisse, nicht aus Sucht zu glänzen oder aus Eitelkeit las sie im zunehmenden Alter Pascal's und Malebranche's philosophische Schriften, schrieb Clairaut's Anfangsgründe der Mathematik ab, machte sich mit der Lehre des Augustinus bekannt und lächelte über die Schriften der berühmten Philosophen, welche den Unglauben priesen, die Ehrbarkeit lächerlich machten und die Unsterblichkeit eine Fabel nannten. Frau Roland hat niemals dieser trügerischen Sophistik gehuldigt. Unter so ernsten Beschäftigungen sah sie im siebzehnten Jahre zuerst eine Oper und las zur Zerstreuung Rousseau's Heloise, damals einundzwanzig Jahr alt, aber nicht ohne den gewaltigen Einfluß dieser Beredtsamkeit auf junge Gemüther zu fühlen. Ihr Aeußeres war stets sauber und nett, und wenn wir lesen, daß sie noch im achtunddreißigsten Jahre, als sie

*) Mém. I. 24.

in Paris berühmt wurde, wenn nicht reizend, doch schön und einnehmend war, so läßt sich wohl ein Schluß auf ihre Jugendblüte machen. An den Besorgungen im Hauswesen ließ die Mutter sie häufig Antheil nehmen; nach deren Tode aber führte sie allein die Wirthschaft mit Eifer und Geschick und es mangelte dem Vater keine der gewohnten Bequemlichkeiten *).

Da wir keinen vollständigen Auszug aus den Roland'schen Memoiren geben wollen, so übergehen wir, was sich seit dem Tode der Mutter bis zu ihrer Verheirathung mit Roland zutrug. Ein Kaufmann, ein Goldarbeiter, ein wohlhabender Fleischer hatten abwechselnd die Hand der Demoiselle Phlipon begehrt, sie aber reichte sie im Jahre 1778 einem fast zwanzig Jahre ältern Manne, den sie achtete und liebte. Dieß war Roland de la Platrière, ein im Fache des Fabriken- und Manufacturwesens ausgezeichneter Kenner, durch Reisen und Bücher vielfach gebildet, rechtlich und bieder, jedoch ohne den Ton der vornehmen Welt zu kennen. Die Ehe war durchaus glücklich. Hätte Frau Roland früher als im Jahre 1790 den nur wenige Jahre älteren Parlamentsadvocaten Bancal-des-Issarts in Paris kennen gelernt, so würde sie ihm, dessen Begeisterung für die Freiheit der ihrigen gleich war, ihre Hand wohl nicht versagt haben. Aber ihre Briefe an denselben zeigen deutlich, daß sie, wie innig auch immer die Zuneigung zu Bancal gewesen ist, ihr doch niemals den Vorzug vor ihrer Pflicht gestattet hat **).

---

*) Mém. I. 21—126. M. s. auch den Aufsatz Schlosser's über Frau Roland und Frau v. Stael im ersten Bande des historischen Archivs S. 2—80, wo jedoch die letztere zu unbillig beurtheilt ist, so wie die erstere noch weit ungerechter in den Souvenirs de la marquise de Créquy VI. 203—225.

**) Mém. I. 347. und gleich darauf Briefe an Bancal 252. Für diese erste Zeit ihres Lebens sind die von A. Breuil im J. 1841 zu Paris herausgegebenen Lettres inédites de Mlle. Phlipon von vielem Interesse. Sie sind an ihre Freundin, Fräulein Cannet, gerichtet und füllen die

Frau Roland war dreizehn Jahre verheirathet, sie hatte mit ihrem Gatten die Schweiz, England und mehrere Theile Frankreichs besucht, ihre Ansichten berichtigt und ihre Liebe für das öffentliche Wohl gestärkt, als sie am 20. Februar 1791 von ihrem Landsitze Neuville bei Lyon in Paris anlangte. Roland war von der Stadt Lyon, deren Handel sehr gesunken war, als außerordentlicher Deputirter an die Nationalversammlung abgeschickt. Beide Gatten waren dem Laufe der Revolution mit dem größten Interesse gefolgt, die Roland namentlich war sehr erfreut die gefeierten Helden des Tages sehen und sprechen zu hören, und in dem Kreise der Girondisten leben zu können, wo ihr männlicher Geist, ihre Liebe zur Freiheit und ihre Abneigung gegen den Despotismus reichliche Nahrung fanden. „Die Berathungen (dieß sind ihre Worte) fanden in meinem Zimmer statt, aber ich wußte, welche Rolle meinem Geschlechte gebühre und bin ihr niemals untreu geworden. Ich saß außerhalb des Kreises an meinem Tische und war entweder mit weiblicher Arbeit beschäftigt oder schrieb Briefe, während man berathschlagte. Hatte ich auch zehn Sendschreiben fertig zu machen, was sich bisweilen ereignete, so verlor ich doch kein Wort von dem, was vorkam, und ich mußte mich oft in die Lippen beißen, um nicht auch das meinige dazu zu geben. Was mich aber am meisten befremdete und mir eine außerordentliche Unruhe verursachte, war das

Lücken der Memoiren in dem Zeitraume vom J. 1772, als die Verfasserin achtzehn Jahre alt war, bis zum 27. Januar 1780 aus, so daß man in ihnen manche anziehende Nachrichten empfängt, die zur Kenntniß des Lebens und der Gesinnung der Verfasserin von Wichtigkeit sind. Die politischen Ereignisse nehmen darin keine bedeutende Stelle ein, jedoch läßt die Art, womit das junge Mädchen sie würdigt, ihre Freude über die Wiederherstellung der Parlamente, ihr Schmerz über Turgot's Rücktritt, und ihre glühende Theilnahme für die Sache der Amerikaner den Enthusiasmus ahnen, womit sie die Revolution im J. 1789 begrüßte. Die Schreibart ist eben so elegant als in den auch in dieser Hinsicht mit Recht gepriesenen Denkwürdigkeiten.

Hin- und Herreden (parlage) und die Leichtigkeit, mit welcher Männer von gutem Verstande drei bis vier Stunden hinbrachten, ohne einen festen Entschluß zu fassen. Ich hätte den Ehrenmännern, die ich wegen des Adels ihrer Gesinnung und der Reinheit ihrer Absichten täglich mehr achten lernte, vor Ungeduld Ohrfeigen geben können. Sie waren alle Philosophen, gründliche Kenner der Staatswissenschaft, wenn eine Sache besprochen wurde, aber sie verstanden sich nicht darauf, Menschen zu lenken und also auch nicht auf die Nationalversammlung zu wirken. So gereichte ihnen ihr Wissen und ihr Geist zum offenbaren Nachtheile." Sehr deutlich zeigte sich dieß bald in den bedenklichen Kämpfen der Jacobiner mit dem bessern Theile der Nationalversammlung und in Robespierre's steigender Macht, den Frau Roland zuerst als einen Freund der Freiheit betrachtet hatte. „Ich bin," schrieb sie an Bancal im Sommer 1791, „der Jacobiner überdrüßig, man muß diese Menschen nur verachten lernen, wenn man sie genauer beobachtet. Ich erwarte nichts mehr von dieser verderbten Hauptstadt, wo die Gluth gemeiner Leidenschaften den herrlichsten Saamen verzehrt und vernichtet." Im September 1791 verließen beide Gatten Paris und kehrten im December zurück, wo die alte Verbindung mit den Girondisten blieb. Brissot aber schlug, als der Hof einen volksbeliebten Minister wünschte, Roland als solchen vor und dieser nahm, voll des Gedankens, seinem Vaterlande nützlich seyn zu können, im März 1792 die Stelle eines Ministers des Innern an.

Ein Feld neuer Thätigkeit zeigte sich jetzt für Frau Roland. Gewohnheit und Geschmack an der Arbeit machten sie zur Theilnehmerin aller wichtigen Geschäfte ihres Mannes, sie schrieb mit ihm (nach ihrem eignen Ausdrucke), wie sie mit ihm aß, auch nachdem er Minister geworden war. Ohne sich in die Geschäfte der Verwaltung zu mischen, war sie es doch, welche die Rundschreiben oder die amtlichen Schriften aufsetzte und,

in allen Dingen mit ihrem Gatten in vollster Uebereinstimmung, die Feder ergriff, zu deren Führung sie mehr Zeit hatte als er *). Hieraus erklärt sich auch der berüchtigte Brief, den sie am 12. Julius 1792 im Namen ihres Mannes an Ludwig XVI. richtete. Er enthält eine offene Erklärung, wie sie, die Frau Roland, nach ihren Begriffen und Ansichten in der Lage des Königs handeln würde, aber im herbsten Tone und voll der kränkendsten Vorwürfe, ja mit Voraussagung eines Volksaufstandes, wenn der König sich weigerte, auf die vorgeschlagenen Maaßregeln einzugehen. Man kann bei aller Bewunderung des gediegenen reinen Characters der Frau Roland doch nicht anders sagen, als daß sie hier ganz aus ihrer Stellung herausgetreten war, und daß die Entlassung ihres Mannes eine nothwendige Folge weiblicher Hartnäckigkeit und politischer Schwärmerei, welche die Verhältnisse zum Monarchen gänzlich verkannte, seyn mußte. Ludwig XVI. konnte den Verfasser eines so beleidigenden Schreibens nicht länger als seinen Minister dulden.

Gegenüber dieser uneigennützigen und eifrigen Thätigkeit der Frau Roland für das Beste ihres Vaterlandes, die sich nur mitunter in den Mitteln vergriffen hat, erscheint nun die unruhige Theilnahme und blutdürstige Gesinnung der Pariser Frauen aus den untern Classen in einer sehr dunkeln Färbung. Zuerst finden wir auch in ihnen jene Neigung der Männer zu Clubbs und politischen Vereinigungen. Als die Stifterin eines solchen, der société de femmes révolutionnaires, die

*) Mém. I. 374 fg. Die „politische Cardinenpredigt," wie Schlosser a. a. O. S. 39. den gleich darauf angeführten Brief nennt, steht in den Eclaircissemens historiques der neuen Pariser Ausgabe der Memoiren vom Jahre 1822. S. 434—439 und in Thiers Histoir. de la révolut. Franç. T. II. ch. 9. p. 102—112. Man sehe auch den Aufsatz über den polit. Einfluß der K. Marie Antoinette S. 138. Niebuhr (Geschichte des Zeitalt. der Revolut. I. 287.) hat in seiner herben Kritik der Frau Roland sie um dieses Briefes willen sogar „hassenswerth" genannt.

ihren Sitz in der Kirche St. Eustache hatte, erschien nach den Begebenheiten des 5. und 6. Octobers 1789 Rosa Lacombe und beantragte bei der Pariser Gemeinde eine glänzende Belohnung für die Frauen, welche in Versailles ihren Muth und ihre Vaterlandsliebe bewährt hatten *). Kühn gemacht durch den glücklichen Ausgang ihres Unternehmens (denn man erlaubte ihnen Antheil an den Berathungen der Gemeinde zu nehmen und eine Fahne mit allerhand Zeichen und Inschriften vor sich hertragen zu lassen), bildeten sich mehrere neue Vereine, die in Gesinnung und Verfassung ihren jacobinischen Ursprung weder verläugnen konnten noch wollten, und sich bis in die Provinzen verzweigten, unter den Namen einer société fraternelle, einer société fraternelle des halles und unter andern republikanischen Titeln. Am tollsten aber trieb es unter Rosa Lacombe's Vorsitz die société de femmes républicaines et révolutionnaires, die seit dem Anfange des Jahres 1793 ihre Zusammenkünfte in der Todtencapelle der Kirche des innocens hielt und sich in Worten und Thaten so ausschweifend gebehrdete, daß der National-Convent auf den Antrag Chaumette's, Bazire's und Amar's im November desselben Jahres die Schließung dieses Vereins anordnete und überhaupt den Weibern ähnliche Vereinigungen und die Erscheinung in Massen vor seinen Schranken untersagte **).

Ein heutiger Beobachter dieser Vorgänge wird sich hierbei nicht selten des köstlichen Spottes erinnern, mit welchem Aristophanes das politische Treiben der athenienſischen Frauen gegeisselt hat, und man weiß allerdings mitunter nicht, ob man die Verkehrtheiten der französischen Frauen bemitleiden

*) Journal des Jacobins T. V. Nr. 498.

**) Buchez und Roux XXIX. 123. 230. XXX. 267. und Lairtullier les femmes célèbres de 1789 à 1795 T. II. p. 170—191 mit reichlichen Journalauszügen. M. s. noch Wachsmuth's französ. Geschichte II. 270.

oder belächeln soll. Aber die Sache hat eine sehr trübe Seite. Denn aus ihrem Dunkel und Schmutz kamen jetzt die Weiber der niedrigsten Classen hervor, um ihr Geschlecht in der entartetsten Gestalt zu zeigen, Entsetzlichkeiten zu ersinnen und auszuüben und die Männer zu neuen Schandthaten aufzumuntern. So zeigten sie sich bei dem Sturme auf die Bastille und bei der Ermordung Foulon's und Berthier's, so plünderten sie am Morgen des 5. Octobers 1789 die Säle des Stadthauses in Paris und bezeichneten an demselben und an dem folgenden Tage ihren Aufenthalt in Versailles durch Ausschweifungen jeder Art, so entweihten sie den Pallast ihres Königs am 20. Junius 1792 und häuften Gräuel auf Gräuel an jenem unheilvollen 10. August 1792, als das Schloß der Tuilerien ihnen Preis gegeben war, so tauchten sie mit rasender Wuth ihre Hände in das Blut der beklagenswerthen Männer und Frauen, die in den Septembertagen 1792 die Opfer einer mordgierigen Rotte werden mußten. Als Führerinnen werden bei allen diesen Ereignissen die Amazonen der Revolution genannt, Theroigne Mericourt und Rosa Lacombe, beide Mädchen von großer Schönheit, aber von schlechten Sitten, in zweiter Linie stehen die Frau Audú, die Reine des halles, ein stattliches Weib und von großem Einflusse auf ihre Mitschwestern, und das Urbild der Pariser Hallenweiber und Fischhändlerinnen, die Mutter Düchesne, die wir auf den jetzt selten gewordenen Abbildungen mit der Tabackspfeife im Munde, in der einen Hand den Säbel, in der andern den Spinnrocken haltend, erblicken, während sie den Frauen zuruft: vivre libre ou mourir *). An sie nun schlossen sich die zahllosen Haufen jener Unholdinnen aus den untersten Schichten der Pariser

*) Lairtullier a. a. O. T. I. 371—393 hat in einer Anzahl Stellen aus dem père Duchesne eine vollständige Characteristik dieser Weiber gegeben.

Bevölkerung an, wie wir sie aus Hebert's frechem père Duchesne und den sansculottischen Journalen seiner Nebenbuhler, Lemaire und Guffroy, die zuerst, wie Eugen Sue in unsern Tagen, die Schenkenausdrücke in die Pariser Lesewelt eingeführt und die Weiber ordentlich stolz auf ihre Gemeinheit gemacht hatten. Mit gräßlichem Hohne und unter den schaamlosesten Reden *) umstanden sie in dicht gedrängten Schaaren die Guillotine, Mitleid und Anstand war ihnen, deren Aeußeres die empörendste Unsittlichkeit zur Schau trug, durchaus fremd, sie lauerten auf den tödtlichen Streich, sie beobachteten mit teuflischem Spotte die letzten Zuckungen, ja sie scherzten mit dem Scharfrichter und tanzten dann ihre wildeste Carmagnole am Fuße des Blutgerüstes. Nur sehr selten ward bei diesen Furien der Revolution (so ließen sie sich selbst gern nennen) eine Regung weiblichen Gefühls sichtbar, wie bei der Hinrichtung jener vierzehn jungen Mädchen aus Verdun, die auf einem von den Preußen nach der Einnahme der Stadt veranstalteten Balle getanzt hatten, oder bei der unnatürlichen Anklage, welche Hebert auf das Haupt der Königin Marie Antoinette, als Merkmal eigner schandbarer Gesinnung, schleuderte **). Um so besser also konnten die Jacobiner diese Weiber benutzen. Mehr als einmal ließen sie diese Unholdinnen durch die Stadt ziehen, um die Volksbewegung zu steigern, am wirksamsten aber waren sie auf den Tribunen des Nationalconvents, wo sie nach Gefallen schreien und toben konnten und die wildeste Anarchie im Sinne der Jacobiner, ganz besonders aber im Sinne Robespierre's, den sie wie einen Gott verehrten, aus

*) Faire le saut de carpe oder éternuer dans le sac waren ihre Lieblingsworte für die letzten Augenblicke der Hingerichteten.

**) Montgaillard Hist. de France T. IV. 240. Lairtullier II. 400. 401. und über Hebert Procès des Bourbons II. 83. Bilat Causes secrètes I. 13.

allen Kräften unterſtützten *). Hier erlaubten ſie ſich ſehr laut zu reden und die Berathungen durch die unverſchämteſten Bemerkungen zu ſtören. Schon vom frühen Morgen an waren dieſe tricoteuses de Robespierre auf ihrem Poſten, der Mann, die Kinder, die Wirthſchaft wurden verlaſſen, damit Niemand vor ihnen die Galerien einnehme. Die tägliche Uebung hatte ſie mit der Taktik des Ziſchens und Beifallrufens vollkommen bekannt gemacht und ein bloßes Zeichen von Seiten eines jacobiniſchen Deputirten reichte hin ſie mit ihrer Rolle bekannt zu machen. Vernahmen ſie einen weiſen, gerechten Vorſchlag zum Wohle des Landes, ſo wurden augenblicklich die Strickzeuge oder die Mützen, Hoſen und Weſten, an denen ſie arbeiteten, weggeworfen und ſie vereinigten ihre ganze Kraft zu ziſchen und zu lärmen. Erſcholl aber ein Wort des Blutes oder Mordes aus irgend einem Winkel, ſo waren es wiederum die Weiber, welche es mit lautem Jauchzen und Jubel begleiteten **).

*) Anſchauliche Schilderungen ſolcher Scenen in Fréron's Orateur du peuple Nr. 29. vom 21. Brumaire 1794. S. 226., in Mercier's Nouv. Tableau de Paris T. II. ch. 41., in Beaulieu's Essai historique sur la révolution de France T. VI. S. 117 fg. S. 183 fg. und in Thiers Geſch. der franz. Revolut. aus Morellet's Denkwürdigkeiten III. 239 fg. Ueberſ.

**) In einer mit cyniſcher Beredtſamkeit verfaßten Gedichtſammlung, la République ou le livre de sang (im père Duchesne Nr. 280. p. 6.) finden wir eine Schilderung der Pariſerinnen mit Anſpielung auf das Waſſer, welches ſich aus den Brüſten einer weiblichen Bildſäule auf dem Baſtilleplatze ergoß:

De ces effrayantes femelles
Les intarissables mamelles,
Comme de publiques gamelles,
Offrent à boire à tout passant;
Et la liqueur qui toujours coule,
Et dont l'abominable foule
Avec avidité se saoule,
Ce n'est pas du lait, mais du sang.

Aus ſolchen Liedern ſcheint Barbier die Farben zu den mehr als derben Bildern und Ausdrücken in ſeinem Freiheitsgedichte: la curée, welches

In den unruhigen Sitzungen, in welchen nach Robespierre's Entsetzung die Macht der Jacobiner durch Tallien, Fréron und ihren Anhang gebrochen werden sollte, wurden die Weiber von der mächtigern Partei geschimpft, geohrfeigt, mit Steinen geworfen, am 19. Brumaire im Saale des jacobinischen Clubs in der Straße St. Honoré gestäupt und mit dem Rathe hinausgeworfen, künftig bei ihrer Haushaltung zu bleiben. So oft aber die Jacobiner einen Sturm auf den Convent versuchten, waren es (wie am 7. Germinal 1795) die scheußlichen Weiber, welche den Zug eröffneten, die Thüren des Saals zu erbrechen suchten und mit gräßlichen Tönen nach Brot schrieen, so wie man ihnen dieß eingelernt hatte. Und an dem gefährlichsten dieser Tage, am 1. Prairial 1795, drangen die Weiber, dicht geschaart, unter lautem Geschrei nach Brot in die Galerie und traten Alles vor sich nieder. Dann gaben die jacobinischen Deputirten das verabredete Zeichen und es erhob sich alsbald ein solches Schreien und Toben der Weiber, daß jede Berathung verstummen mußte. Wie die Furien einen Augenblick Athem schöpften, trieb sie auf Befehl des Convents ein grade anwesender General mit einigen Grenadieren und jungen Männern durch die Kraft der Reitpeitsche zum Saale hinaus. Aber in demselben Augenblicke stürmte ein neuer Schwarm durch die Thüre zur Linken hinein, es begann ein förmlicher Kampf im Saale, der Pöbel unterlag und drang wieder vor, die Anarchisten siegten, Ferraud ward vor dem Stuhle des Präsidenten von einem Pistolenschusse getroffen und gleich darauf von einem Weibe mit ihrem eisenbeschlagenen Holzschuh ins Gesicht geschlagen, von dem nachströmenden Pöbel aber auf das Furchtbarste gemißhandelt. Erst um Mitternacht endete der Kampf zum Vortheil des Convents *). Zwei Täge

in der stürmischen Aufregung des Winters 1831 in Paris erschien, entlehnt zu haben.

*) Der Bericht aus dem Moniteur wörtlich bei Buchez und Roux

nachher war die Ruhe so ziemlich wieder hergestellt und der Beschluß vom 3. Prairial schloß die Weiber forthin von dem Besuche der Galerien aus.

III.

Während in der beschriebenen Weise fast drei Jahre lang von den Pariser Weibern die empörendste Gemeinheit zur Schau getragen wurde und die Auflösung aller sittlichen und religiösen Elemente des Lebens die Genußlust vieler Frauen gesteigert und sie zu Theilnehmerinnen der schwelgerischen Orgien, mit denen die Jacobiner Frankreichs Wiedergeburt feierten, gemacht hatte, entwickelte eben diese Regierung des Schreckens und der blutdürstigsten Willkühr viele langverborgene Tugenden der Frauen. Im Angesichte der Gefahr wurden sie wieder Mütter, Töchter und Gattinnen, sie vergaßen es, wenn sie früher verlassen waren, sie verziehen dem Treubruch und begaben sich freiwillig in die Bande zurück, die sie, wo es galt vereint zu sterben, als heilig anerkannten. Solche Beispiele sind die Lichtpunkte in dem grausigen Nachtstücke menschlicher Verirrung, welches die Geschichte Frankreichs unter Robespierre's Herrschaft darbietet, und das Schaffot, welches so viele Frauen betreten mußten, ist für sie der Thron des Ruhmes geworden. Weiß man doch nur von einer Frau, die weinend und schluchzend zum Tode gieng. Und das war die Gräfin du Barry, Ludwigs XV. letzte Maitresse, die ein in Schande hingebrachtes Leben durch einen feigen Tod endigte *). Aber mit echt fürstlicher Würde betrat Marie Antoinette die Guillotine und nichts konnte die Ruhe stören, mit der sie ihr Haupt auf den Todesblock legte, als die Sorge für ihre geliebten Kinder, die

---

XXXVI. 314 ff., womit aber Wachsmuth a. a. O. 421—427. zu vergleichen ist.

*) Mémoir. de Madem. Bertin p. 228. sv.

sie schutzlos hinterlassen mußte; vergebens bemühten sich die Henker durch ausgesuchte Qualen ihre Standhaftigkeit zu erschüttern *). Ein andres Beispiel weiblichen Heldenmuths zeigte dieselbe königliche Familie, als die Schwester Ludwigs XVI., die engelreine Elisabeth, am 20. Junius 1792, wo die Wüthenden das Leben ihrer Schwägerin bedroheten, sich für dieselbe ausgab und bereit war, sich statt ihrer erwürgen zu lassen. Sie starb später gleichfalls den Märtyrertod. Robespierre schauderte, als er sie verurtheilen sollte, er hätte sie gern gerettet, aber seine Feigherzigkeit gestattete ihm keinen entscheidenden Schritt. Die Prinzessin stieg festen Schrittes und lächelnd die blutigen Stufen hinan und mußte erst die vierundzwanzig Köpfe ihrer Unglücksgefährten vor sich fallen sehen, aber ihr Muth wankte nicht. So starb die junge Gattin Camille Desmoulin's, der kein anderer Vorwurf gemacht werden konnte, als daß sie mit ihren Kindern sich in der Nähe des Kerkers verweilt hatte, um ihren Gatten noch einmal zu sehen, die sechzigjährige Frau von Avaux, weil sie ihren bejahrten Gemahl von Lyon nicht hatte allein nach Paris reisen lassen, Frau von La Vergne, die Gattin des Commandanten von Verdun, nachdem sie durch den wiederholten Ruf: „Es lebe der König!" sich selbst dem Tode geweiht hatte, der ihr wünschenswerth erschien, weil sie ihren Gatten nicht überleben wollte, und Frau von Rosambeau, die Tochter des ehrwürdigen Malesherbes, war stolz darauf mit ihrem Vater sterben zu können, so wie die greise Marschallin von Mouchy, ohne daß über sie ein Todesurtheil gesprochen war, freiwillig mit ihrem Gatten das Schaffot betrat **). Selten nur retteten Jugend und Schönheit der Bittenden die Verurtheilten. Es zeigt ganz den Wahnsinn der damaligen Revolutionsmänner,

*) Eine schöne Stelle hierüber in Leo's Lehrbuch der Universalgeschichte. V. 96—98.

**) Girtanner's Nachr. über die franz. Revolution XV. 18. 251. Crequy VI. 181. Andre Beispiele bei Lairtullier II. p. 401—410.

daß Fräulein von Sombreuil, um ihren Vater zu erhalten, am 2. September 1792 auf Maillard's Geheiß ein Glas Blut trinken mußte, und nur nach einer solchen Probe wurde ihr und ihrer Gefährtin, dem Fräulein Cazotte, das Leben ihrer Väter geschenkt *). Denn sonst waren grade die Beweise kindlicher Liebe und ehelicher Anhänglichkeit am meisten verhaßt und schienen erst recht die Grausamkeit herauszufordern. In den Provinzen, wo das Blutregiment noch weit empörender gehandhabt wurde als in Paris und sich mit Habgier und Wollust eng verschwisterte, zwangen die Conventsdeputirten die Gattinnen hingerichteter Männer, sich in die Arme der Ungeheuer zu werfen, die noch vom Blute ihrer Männer und Verwandten trieften, oder (wie in Nevers) am Fuße der Freiheitsbäume Ehebündnisse mit Kutschern und Lastträgern zu schließen, weil die Republik der Vertheidiger bedürfe; liederliche Weibsbilder wurden beauftragt, ehebare Frauen und Jungfrauen zu epuriren **). Nicht selten wurden, wie in Lyon, Stunden lang die Gattinnen an den Balken der Guillotine festgebunden, um von dem Blute ihrer Gatten besprützt zu werden, weil sie es gewagt hatten, an den Thüren der Conventsdeputirten für das Leben derselben zu bitten. Unglückliche Töchter, deren Eltern eben erst auf dem Schaffot geendet hatten, waren gezwungen die Göttin der Vernunft bei den republikanischen Festen in einer Tracht darzustellen, die selbst die Pariser Operntänzerinnen in Verlegenheit setzte, und dienten mit ihrer schüchternen Schönheit nur zur Augenweide für die Lüste der Commissarien. Der Exprieſter Lebon, einer der gräßlichsten Wüthriche, der in Arras mordete, schlug einer schönen Frau, die ihn um das Leben ihres verhafteten Mannes bat, als das einzige Mittel vor,

*) Thiers III. 55. Créquy VI. 310. Lacretelle des femmes 128.

**) Monitcur III. 327. II. 54. III. 97. 162. 325. Wachsmuth II. 235 f.

sich seinen Umarmungen zu überlassen. Der Vorschlag ward mit Abscheu zurückgewiesen. Aber als die Gattin erfuhr, daß ihr Gatte so eben vor das Revolutionstribunal geführt sey, stürzte sie sich mehrmals in dumpfer Verzweiflung zu Lebon's Füßen — und der Volksrepräsentant benutzt diesen Augenblick für seine Wünsche. Der um solchen Preis befreite Gatte wird losgesprochen, aber in der nächsten Nacht von Neuem verhaftet. Wiederum eilte die Gattin zu Lebon, sie muß mehrere Stunden im Vorzimmer harren, und als sie endlich mit stürmischer Hast den Repräsentanten an sein Wort erinnerte, da reichte er ihr ein Assignat von fünf Franken als Bezahlung für ihre Gunst. Rasend fiel die Entehrte über ihn her, sie suchte ihn zu ermorden, aber es kam Hülfe und sie selbst wurde nun mit ihrem Gatten nach einer Stunde guillotinirt *). In ähnlicher Weise erzwang Collot d'Herbois die Gunstbezeugungen eines sechzehnjährigen Mädchens und überließ sie nachher dem Kerkermeister in St. Pelagie **).

Aber selbst die Aussicht auf ähnliche Qualen und Leiden vermochte nicht die muthvolle Anhänglichkeit und unermüdliche Ausdauer der Frauen und Jungfrauen zu erschüttern. Mehr als zweitausend Frauen aus den höhern Ständen sind während der Schreckenszeit vor den Revolutionstribunalen, um für Geächtete zu bitten, erschienen, Arbeiterinnen und Obsthändlerinnen entsagten der Sicherheit, welche ihnen die Armuth — ein großer Schutz in den Tagen des Terrorismus — gewährte, die Familienmütter theilten mit ihren Gatten und Söhnen

*) Buchez und Roux XXXV. 222. Wachsmuth (II. 234.) hält die Geschichte für Uebertreibung der Feinde Lebon's, sie ist aber bei des letztern bekannter Rohheit gegen gefangene Frauen nicht so unwahrscheinlich, wenn man die in den Schriften: les crimes de Jos. Lebon ou idée des horreurs des prisons d'Arras o. J. p. 22. und les atrocités commises envers les citoyennes d'Arras von Montgez und Poirier, Paris an 3, p. 26. vergleicht.

**) Desoboards Hist. de la rév. franç. II. 261. 262. Girtanner 89.

daſſelbe Schickſal, Schweſtern und Geliebte opferten ſich mit Freuden, wenn es ihnen nicht gelang die Brüder und Geliebten vom Tode zu erretten. Junge Mädchen, die ſich ſehnten, die Gefangenen zu ſehen, und keine Erlaubniß erhielten, kamen auf den Einfall, die Kleider der aufwartenden Frauen anzulegen, ihre Körbe zu tragen und ſich unter dieſem Anzuge in die Gefängniſſe einzuſchleichen. Ja, ſelbſt Dienſtboten erbaten es ſich als Gunſt, ihre Herrſchaft in das Gefängniß zu begleiten und ſie bis zum letzten Gange auf das Blutgerüſt zu bedienen, oder ſie gewährten den Verfolgten mit größter Aufopferung jeden Schutz, der ihnen nur möglich war *).

Ein römiſcher Geſchichtſchreiber **) hat die Bemerkung gemacht, daß in der Zeit der römiſchen Proſcriptionen, als Antonius und Octavian's Edicte alle Leidenſchaften entfeſſelt hatten und ſelbſt bei den Beſſern das Gefühl nicht ſelten abgeſtumpft war, den Frauen der Preis höchſter Treue gegen die Geächteten gebührt habe. Die Lage Frankreichs war in vieler Beziehung dem damaligen Schickſale des römiſchen Staats ähnlich und wenn man auch ſchon die Frauen nicht ſo unbedingt vor den Beiſpielen edler Aufopferung, wie ſie auch Männer an den Tag legten, allein hervorheben will, wie es der Römer gethan hat, ſo treten uns doch Beiſpiele genug entgegen, wo Frauen die Schlachtopfer der revolutionairen Wuth auf die ſinnreichſte Weiſe verborgen und jede Gefahr mit ihnen getheilt haben. Es iſt ein edles Wort der Frau von Stael ***), daß

---

*) Aus Beugnot's ungedruckten Memoiren im Magaz. für Literatur des Auslands 1839. Nr. 7. Créquy 191. 232. Lacretelle 131.

**) Vellejus Paterculus 2. 67.

***) Betracht. über die franz. Revolution II. 220. und die Briefe Vollmann's, der auf Bitten der Stael die Flucht Narbonne's nach England bewerkſtelligte, in Varnhagen von Enſe's Denkwürdigk. und Verm. Schriften IV. 205—210. ſo wie die Auszüge aus Chamiſſo's Briefen in des letztern Leben von Hitzig I. 275 ff. 312. 322. Für das Folgende ſ. die angeführten Betrachtungen 74—88. 153—157. und Lacretelle 130.

Frauen zu allen Zeiten denjenigen, welche wegen politischer Meinungen, von welcher Art sie auch seyn mögen, angeklagt sind, zu Hülfe kommen müssen. Sie selbst hat dieß durch die That bewährt. Denn vom 10. August 1792 bis zu den Septembertagen desselben Jahres wachte sie mit großer Treue und Geistesgegenwart über dem Leben eines Narbonne, Montmorency, Lally-Tollendal, Jaucourt und Anderer, verbarg die Geächteten in ihrer Wohnung, trat mit großer Entschlossenheit den haussuchenden Nationalgarden entgegen, erschien in der frühen Morgenstunde in Manuel's Gemache, und drängte sich muthig durch einen Wald von Piken und die Schaar der Weiber und Mörder auf das Stadthaus, um hier ihre Pässe zur Abreise aus Paris zu erhalten. Keine Schmähung der gröbsten Art, keine körperliche Entbehrung, nicht das sechsstündige Harren und der Anblick der blutigen Mörder vermochten ihren Muth zu erschüttern oder sie in ihrem Vorhaben wankend zu machen, bis sie ihre Freunde in Sicherheit wußte. So brachte sie dieselben glücklich über die Gränze. Von jetzt an war ihr Schloß zu Coppet der Zufluchtsort aller derer, die sich durch Anhänglichkeit an die erste Constitution ausgezeichnet hatten und dafür ihr Vaterland fliehen mußten. Theils unter schwedischen Namen (ihr Gemahl war schwedischer Gesandter in Paris gewesen), theils durch andere Vorwände und unterstützt von der erfinderischen Thätigkeit der Waadtländer *) wußte sie ihre Freunde nicht bloß in Coppet zu schützen, ja ihre helfende Hand reichte auch nach Frankreich hinein und rettete den jungen du Chayla von dem drohenden Tode durch den Sieg ihrer Beredtsamkeit über die Bedenklichkeiten der schweizerischen Behörde, die sich lange weigerte den

*) Als ein solcher steht noch jetzt der schlichte Landmann Trabour aus St. Cergues an den Abhängen des Jura in hoher Ehre, die er nach Mallet d'Haudeville's Schilderung dieser kühnen Unternehmungen (Paris, 1845) auch vollkommen verdient hat.

jungen Franzosen als einen gebornen Waadtländer zurückzufordern. Auch sonst wird in den Denkwürdigkeiten aus jener blutigen Zeit noch mancher andern Frau gedacht, deren Edelmuth sie jener berühmten Schriftstellerin gleich stellt. Charles Lacretelle war während der Herrschaft Robespierre's auf die Proscriptionslisten gesetzt worden, Flucht aus Paris war nicht möglich, auf Bekannte und frühere Gönner war wenig zu rechnen, da fand er zuerst Schutz bei seiner vortrefflichen Hauswirthin und dann in dem gastlichen Hause der Frau La Senechal zu Montrouge nahe bei der Stadt. Wochenlang lebte er hier in scheinbarer Ruhe, ja er vermochte bei gemüthlicher Unterhaltung und unter anmuthigen Spielen die Schrecken der Gegenwart zu vergessen. Da ward ein Verhaftsbefehl gegen ihn erlassen, schleunig verließ er das Senechal'sche Haus, irrte lange auf den Feldern umher und kam endlich zu seiner Hauswirthin nach allerhand Abenteuern zurück. Statt über seine Lage zu erschrecken, hieß diese ihn ruhig im Hause zu bleiben und empfahl ihm nur des Abends auszugehen. Dieß geschah denn auch, bis die ebenso gewandte als furchtlose Frau ihm durch ihren ehemaligen Friseur, der jetzt Mitglied des Revolutions-Ausschusses war, eine Sicherheitskarte verschaffte. „Ich glaube, sagte dieser, es sey nicht ganz richtig im Kopfe des Bürgers Lacretelle, denn ich sah ihn bei dir heftig gesticuliren und mit sich selbst sprechen." „Das ist freilich wahr," erwiederte die Wirthin, „er ist dumm wie ein Gelehrter, aber ein guter Mensch und ein guter Patriot." So ward Lacretelle gerettet *).

Nicht immer so glücklich waren andre Frauen, welche in der blutigsten Zeit des Terrorismus Geächtete bei sich aufgenommen hatten. Die im Sommer 1793 aus Paris geflüchteten Girondisten Guadet, Salles, Pethion, Buzot und Andre fanden zwar Monate lang Schutz bei mitleidigen Frauen,

*) Lacretelle dix années d'épreuves pendant la révolution. (Paris 1842) ch. 8. p. 147—153.

waren aber nicht so glücklich als Louvet, den seine Gattin mehrere Monate lang in einem, mit eigner Hand angelegten Verstecke verborgen hielt und dann in die Juragebirge entfliehen ließ. Condorcet, ein namhafter Philosoph, derselbe, der im Prozeß des Königs Ludwig XVI. auf Galeerenstrafe gestimmt hatte, fand nach langem Umherirren einen Zufluchtsort bei einer edeln Frau und verließ trotz aller Bitten der großmüthigen Beschützerin ihr Haus, weil er nur zu gewiß war, entdeckt zu werden, und ihr Leben nicht in Gefahr bringen wollte. Das seinige endete er wenige Tage darauf durch schnell wirkendes Gift, um nicht unter der Guillotine zu sterben. Louise Contat, eine der größten Zierden der französischen Bühne, verbarg auf ihrem Landhause zu Ivry denselben dramatischen Schriftsteller, der früher im Wohlfahrtsausschusse sie selbst auf den Tod angeklagt hatte, als er geächtet und verfolgt bei ihr eine Zuflucht suchte. Aber nach wenigen Tagen vernahm sie, daß in Ivry Haussuchung gehalten werden sollte, der Flüchtling mußte also fortgebracht werden. Mademoiselle Contat kam auf den Einfall, ihn ihrer Gärtnerin, die täglich in Choisy le Roi Milch verkaufte, als Burschen mitzugeben. Aber diese fürchtete sich vor dem Wagstücke und so entschloß sich denn ihre Gebieterin selbst dazu. Am frühen Morgen bestieg sie in den Kleidern ihrer Dienerin einen Karren, nahm auf einem Strohsacke Platz, der Geächtete, als Bauer verkleidet, führte das Pferd und so gelangte sie unter heiterer Begrüßung und Unterhaltung mit den ihr Begegnenden auf den Markt. Hier packte sie aus und verkaufte ihre Milch, während ihr Schützling sich heimlich entfernte, sie selbst aber glücklich nach Ivry zurückkehrte. Der Geächtete ward indeß nach einigen Tagen ergriffen und erzählte auf dem Wege zur Guillotine seine Rettung durch die Contat, welche die That weder läugnen konnte, noch wollte *).

*) Bouilly II. 273 — 275.

Kurz, es wird glaubwürdig bezeugt, daß ohne die heldenmüthigen Aufopferungen der Frauen von jedem Stande und Alter, ohne ihre unerschütterliche Standhaftigkeit im Retten und Beschützen der Unglücklichen, die Männer kaum jene Barbarei und Rohheit hätten ertragen können, mit welcher die Revolutionstribunale gegen sie wütheten *).

Nicht allein aber im Handeln und Eingreifen, auch im Ausharren und Dulden zeigten sich die Frauen Frankreichs groß und bewundernswürdig. Unser Gemälde würde unvollständig seyn, wenn wir dabei nicht der Gefängnisse zu Paris, als der Schauplätze der edelsten weiblichen Tugenden und der Wohnstätten der Unschuld, gedenken wollten. Die Tyrannen des Tages sahen in jeder Frau, in jedem Mädchen, die aus ihrer Erziehung oder aus ihrem Stande Grundsätze der Ehre und der Menschlichkeit schöpfte, eine Feindin der Republik. Sie wurden also verdächtig, verdächtig des Mitleids und der Liebe zu ihren Eltern und Brüdern. Ohne weitere Untersuchung riß man sie aus ihren Wohnungen und führte sie in die großen Gefängnisse von Paris, dann in Klöster und geistliche Häuser, als die erstern nicht mehr zureichten. Weder Jugend und Schönheit, weder Alter und Stand machten hier einen Unterschied **). Die dreiundneunzigjährige Marquise von Créquy mußte, nachdem sie auf die gemeinste Weise durchsucht und mit den pöbelhaftesten Schimpfreden belegt war, mehr als vierundzwanzig Stunden in einem Gewölbe bleiben, wo weder ein Stuhl noch eine Bank noch eine Schütte Stroh sich vorfand,

*) Lacretelle des femmes p. 132.

**) Aucune loi, sagt Daunou bei Wachsmuth II. 210., n'avait établi l'affreux régime des prisons; les comités eux-mêmes ne s'étaient pas occupés d'en tracer les dispositions. Ils avaient en général commandés d'être barbare, ils avaient décreté la férocité en principe et abandonné aux municipaux les formes et les procédés de cette tyrannie minutieuse. Ces stupides subalternes venaient insulter au malheur et à la patience des victimes.

ohne Speise und Trank. Dann ward sie in das Gefängniß des Schlosses Luxemburg abgeführt *). Die schwarzen Mauern dieser Steinmassen, die vergitterten Fenster, die spärliche Beleuchtung, die Kälte und der Zugwind in den Zimmern und langen Gängen, die geringe Nahrung (sie bestand meistens in Milch und Brot), die harten Stühle und Bänke, die schmutzigen Betten — Alles dieß sollte die Qual der Gefangenschaft noch erhöhen. Aber Mangel, Erniedrigung und die gefühllose Härte der meisten Wärter und Schergen rief ganz andre Erscheinungen in diesen Räumen hervor. Das alte Frankreich herrschte hier mit neuen Tugenden, noch in den Gefängnissen entfaltete es in einer zahlreichen, aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzten Gesellschaft seine feine Lebensart, seine Grazie und Liebenswürdigkeit, ja selbst die Standesunterschiede und Rücksichten lebten hier in einer durch das Unglück veredelten oder gemilderten Gestalt wieder auf. Und dieß geschah wesentlich durch den Einfluß, durch die Heiterkeit und Geistesruhe der Frauen. Die Gattinnen schlichter Bürger und Landleute waren mit den Gemahlinnen der Pairs und Marschälle von Frankreich, mit den einst reichsten Erbinnen und stolzesten Frauen vermischt, das Unglück schloß alle näher an einander, sie leisteten sich kleine Dienste und Gefälligkeiten und so verschwanden manche Vorurtheile. Die Marquise von Créquy, das vollkommenste Abbild aller Ansprüche und Vorurtheile des hohen altfranzösischen Adels, konnte stundenlange Unterhaltungen mit Frau Roland im Gefängniß St. Pelagie haben, im Luxemburg befand sie sich ganz leidlich mit Frau Buffot, einer Bürgerin, wenn sie dieselbe schon als eine Anhängerin Voltaire'scher Grundsätze tadelt, und selbst mit den Schauspielerinnen des französischen Theaters, mit einer Contat, Raucourt und Mezeray, vermochte sie ganz

*) Souvenirs VI. 177—179.

freundlich umzugehen, wogegen diese nach ihrer Erzählung auch nicht unterließen, Achtung und Ehrerbietung gegen die vornehme Dame an den Tag zu legen *).

Ueberhaupt hatten die meisten Gefängnisse fast das Ansehen großer Badeörter, wo durch schlechtes Wetter eine größere Gesellschaft auf enge Räume beschränkt ist. Denn einige scherzten und lachten, andere spielten oder sangen, andre schrieben Briefe (so oft dieß von den Aufsehern gestattet ward), wieder andre unterhielten sich von den Neuigkeiten des Tages und der Hoffnung auf baldige Erlösung, sie weissagten den Sturz des Terrorismus oder suchten sich durch allerlei Beschäftigungen Trost und Zerstreuung zu verschaffen. Dahin gehörten namentlich die Kartenspiele und Kartenkunststücke, um durch sie das Zukünftige zu erfahren, wie dieß unter andern von der nachmals so berühmten Josephine von Beauharnais bezeugt wird, deren Haltung, anmuthige Sitte und Sprache trotz ihrer Unruhe und Angst schon damals ihre Mitgefangenen entzückte **). Daher hat auch die Beschwörungsscene, welche dieselbe Frau durch einen gewissen Duvivier im Arresthause des Oiseaux anstellen ließ, um das endliche Schicksal ihres Gatten zu erfahren, nichts so Auffallendes, als es nach dem Berichte der Marquise von Crequy erscheinen könnte. Graf Beugnot beschreibt in seinen bereits angeführten Memoiren eine ganz ähnliche Scene, die in dem strengen Kerker der Conciergerie vor seinen Augen stattgefunden hatte. Aufgeregte und leidenschaftliche Gemüther greifen in einer so bewegten Lage nach jedem Troste, von woher er ihnen geboten wird, und die Zeit der Mesmer und Cagliostro lag den damaligen Parisern und Pariserinnen noch nicht zu fern. Sonst war

*) Souvenirs VI. 182—197. 197—202. 227—232. und für das Folgende 235—243.

**) Custine la Russie en 1839. T. I. p. 75., aus Familienerinnerungen.

freilich ruhige Faſſung und würdige Frömmigkeit ein hervorſtechender Zug im Character vieler gefangenen Frauen. Die Religioſität hatte ſich eine Herrſchaft in dieſen Kerkern erobert, die ſelbſt die Gemüther verzweifelnder Freigeiſter und Anhängerinnen des entſchiedenſten Unglaubens beſiegte, es wurde viel gebetet, der Mißbrauch des göttlichen Namens durch freundliches Zureden abgeſtellt *), Meſſe und Abendmahl gefeiert, ſobald man ſich unbeobachtet wußte, und der Abbé Xerier verbarg ſeine Hoſtien zwiſchen den Blättern von Rouſſeau's Contrat social, weil er mit Sicherheit vorausſah, daß die Abgeordneten der Pariſer Municipalität ſie in dieſem Buche nicht ſuchen würden **). Solche Tugenden entfernten jegliche Furcht vor dem Tode und lehrten ihn, der täglich die zahlreichſten Opfer forderte, als etwas Nothwendiges, Unvermeidliches betrachten. Frau von Créquy ſchildert uns eine ſolche Scene, die faſt einen Monat nach dem neunten Thermidor, wo die Schreckensregierung ſchon ihr Ende erreicht hatte, vorfiel. Der gewöhnliche Aufſeher des Gefangenhauſes war grade abweſend, ſein Stellvertreter Dasny benutzte die Gelegenheit, um der Frau von Créquy zu befehlen auf den Karren zu ſteigen, wo ſich Frau von Narbonne mit drei Bäuerinnen aus der Ven-

*) Wir entlehnen aus dem für dieſe Details ſehr reichhaltigen ſechſten Bande der Créquy'ſchen Erinnerungen die Worte, mit denen Fräulein von Esparbès eine neue Gefängnißgenoſſin begrüßte: écoutez donc, monsieur ou madame, car nous ne savons ce que vous êtes: mais je suis bien aise de vous apprendre qui nous sommes; ayez l'honnêteté de ne pas faire un pareil vacarme dans notre chambre, et, sur toute chose, ayez la politesse de ne pas jurer devant nous. Vous vous trouvez ici avec Madame Buffot, s'il vous plait, avec la marquise de Créquy, avec la princesse de Rohan-Rochefort, et quant à celle qui vous parle, j'aurai l'honneur de vous dire, que je suis Mademoiselle d'Esparbès, toute prête à vous servir si j'en ai l'occasion. Ayez donc la bonté de ne pas jurer le saint nom de Dieu, ce qui nous mécontente et ce qui ne saurait vous servir à rien du tout (S. 187).

**) Ebend. 230. und die Befreiung der Marquiſe VII. 68—70.

dee befand. Sie gehorchte schnell, ihre Mitgefährtinnen warfen es dem Kerkermeister vor, so grausam gegen eine so würdige, alte Dame zu seyn. „Meine lieben Kinder," sagte die Matrone, „in jetziger Zeit fragt man nicht nach dem Alter, wir sind alle achtzig Jahre alt." Eine kurze Unterredung mit ihrem Beichtvater veranlaßte die härtesten Schimpfreden des ungeduldigen Karrenführers und des Kerkermeisters. Da erschien der Oberaufseher, verlangte die Vorladungsschrift zu sehen und rief sogleich der Marquise zu, daß sie ruhig wieder hinaufgehen könne, denn nicht sie sey die Verurtheilte, sondern Frau Marie Thereſe von Créquy-Muy. „Jetzt blickte ich," setzt die Erzählerin hinzu, „auf die arme Frau von Narbonne, ich schämte mich fast, daß ich sie allein mußte gehen lassen, ich empfand ein so tiefes und schmerzliches Gefühl, mein Herz war so zusammengeschnürt, daß ich mich nach sechs Monaten noch nicht hatte von dem furchtbaren Eindrucke dieses Augenblicks erholen können."

Von diesen Schilderungen allgemeiner Zustände in Paris wenden wir uns wieder zu den besondern Schicksalen der Frau Roland.

IV.

Nach dem Beschlusse der Nationalversammlung an demselben 10. August 1792, wo Ludwig XVI. seines Throns beraubt war, mußte Roland zum zweiten Male das Ministerium des Innern übernehmen. Von jetzt an begann er zugleich mit seiner muthigen Frau den Kampf für Recht und Gerechtigkeit, zugleich einen Kampf auf Leben und Tod mit dem furchtbaren Danton und seiner Partei. Frau Roland trieb unabläſſig ihre Freunde, die Girondisten, die Greuel der Septembertage an das Licht zu ziehen und ihre Urheber anzuklagen. „Sie kennen," schrieb sie mit brechendem Herzen

damals ihrem Freunde Bancal *), „meine Begeisterung für die Revolution; nun, ich schäme mich derselben! sie ist durch Verbrechen beschmutzt und hat eine abscheuliche Gestalt angenommen." Trotz dieser Ueberzeugung bewies sie die größte Thätigkeit, arbeitete unablässig mit ihrem Manne und einigen Schreibern in demselben Gemache, welches früher das Boudoir der Frau Necker gewesen war, fertigte politische Schriften, sprach mit bewunderungswürdigem Geiste über die Angelegenheiten des Tages und zeigte persönlichen Muth im Verkehr mit den Banden der Hauptstadt. „Vielleicht, schreibt Oelsner, der damals in Paris lebte **), „irre ich nicht zu glauben, daß sich in Frau Roland der Ehrgeiz eines großen Herzens nach der gefahrvollen Gelegenheit sehnt, über Wilde die Allmacht weiblicher Superiorität zu versuchen, sie ist die Ehre ihres Geschlechtes, deren große, schöne Seele um ihren reizevollen Körper wie ein duftiger Wohlgeruch aus einer alabasternen Vase athmet." Eine andre gesellige Unterhaltung kannte sie nicht und selbst die kleinen Kreise von funfzehn bis höchstens zwanzig Personen, die ihr Mann seiner amtlichen Stellung nach oft bei sich sehen mußte, beschäftigten sich nur mit politischen Gesprächen. Wie achtungswerth auch hier ihr Character erscheint, so müssen wir sie doch als die Seele einer Partei beklagen,

*) Briefe an Bancal 318.

**) In den „historischen Briefen über die neuesten Begebenheiten in Frankreich" im Januarstücke der Minerva vom J. 1793. Welch ein Unterschied zwischen Frau Roland und der Frau Pache, der Gattin des damaligen Kriegsministers. Les familles des deux ministres, sagt Thiers (Hist. de la révol. franç. T. I. ch. 17. p. 395.) contribuèrent elles mêmes à rendre cette différence (der beiden Minister) plus sensible. La femme, les filles de Pache allaient dans les clubs, dans les sections, paraissaient même dans les sections des fédérés qu'on voulait gagner à la cause et se distinguaient par un bas jacobinisme de cette épouse de Roland, polie et fière, et surtout entourée de ces orateurs si brillans et si odieux.

denn ihr Heroismus für Sittlichkeit und Tugend war in einer Zeit, wo Menschenleben und Moral nichts galten, unpassend und die Girondisten waren, wenn gleich glänzende Redner, doch sich selbst überschätzende Staatsmänner. Daher begehrte Roland schon am 23. Januar 1793 seine Entlassung als Minister in einem vortrefflichen Schreiben *) und sofort stand Danton als sein entschiedener Gegner auf, denn so gern er auch mit ihm und seiner Frau in Frieden gelebt hätte, so konnte er doch ihren beharrlichen Widerstand gegen seine Pläne nicht dulden. Beide wurden nun der Gegenstand des bittersten Hasses und der Verfolgung für die Jacobiner; man solle, so verlangten sie, die Scenen des 10. August gegen Roland wiederholen, der ein zweiter König seyn wolle, seine Gattin luden sie am 7. December 1792 vor den Nationalconvent, um sich zu verantworten, in der sichern Aussicht, über sie triumphiren zu können. Aber die edle Frau beschämte sie durch ihren Muth, ihre standhafte Haltung und ihre Beredtsamkeit, die selbst einem Marat Achtung abnöthigte **). Solche Vorfälle ließen Frau Roland schon seit dem Januar 1793 ihr Haus nicht mehr verlassen, früher war sie den Bitten ihrer Freunde gefolgt und hatte die Nächte mehrmals an verschiedenen Orten zugebracht. „Von jener Zeit an," sagt sie, „hatte ich das Bett meines Mannes in mein Zimmer bringen lassen, damit wir dasselbe Loos mit einander theilten, auch hatte ich unter meinem Kopfkissen eine Pistole, nicht um mich gegen die zu wehren, welche mich angreifen würden, sondern um mich unwürdiger Behandlung zu entziehen, wenn man Hand an mich legen wollte ***)."

Das Gefürchtete traf nur zu bald ein. Am 31. Mai 1793 sollte Roland verhaftet werden, aber er weigerte sich dem

*) Bei Buchez und Roux XXIII. 364.
**) Mém. de Mad. Roland II. 76. Eclairciss. hist. 444. 445.
***) Ebend. 84. 138.

ungesetzmäßigen Befehle eines Revolutionstribunals zu folgen. Die Bewaffneten begnügten sich mit dieser Erklärung, Frau Roland aber eilte in ihrer Morgenkleidung in den Nationalconvent, um hier die Anklage gegen ihren Mann zurücknehmen zu lassen. Sie wendete alle Mittel an, um vor dem Convente selbst sprechen zu können, sie suchte jeden ihr Bekannten oder Befreundeten durch die lebhafteste Beredtsamkeit zu gewinnen, aber — sey es nun, daß man ihre Erscheinung fürchtete, oder daß der vorgegebene Tumult im Convente wirklich so groß war — sie mußte nach den größten Anstrengungen, deren nur eine Frau fähig ist, und trotzend jeder körperlichen Ermattung unverrichteter Sache zurückkehren. Indessen hatte sich Roland glücklich verborgen und die gegen ihn Ausgeschickten fanden ihn nicht mehr in seiner Wohnung. Von jetzt an nahm seine Frau allen Haß gegen ihn auf sich, und als sie ihn erst außerhalb Paris in Sicherheit weiß, fürchtete sie selbst den Tod nicht, wenn sie nur dadurch dem Vaterlande einen ehrenwerthen, verdienstvollen Bürger erhalten konnte. Für ihre einzige Tochter Eudora, von der sie stets mit großer Liebe spricht, hatte sie eine sichere Stelle bei treuen Freunden gefunden.

Nach der übermäßigen Ermüdung des Tages forderte auch die erschöpfte Natur ihre Rechte. Aber schon um Mitternacht ward Frau Roland durch heftiges Klopfen erweckt. Man verlangte nach Roland und die Bande war sehr unzufrieden ihn nicht zu finden. Kaum war die Ermattete eingeschlummert, so wurde sie von neuem aufgeschreckt: es waren die Bezirksvorsteher mit der Anzeige, daß sie beauftragt wären, sie zu verhaften. Das schutzlose Weib wich der Gewalt, sie mußte die Siegel in ihrer Wohnung anlegen lassen, bestieg früh um sieben Uhr einen Wagen und langte umwogt vom niedrigsten Pöbel, von Frauen, die ihr laut zuriefen „auf die Guillotine" in dem furchtbaren Gefängnisse der Abtei an. Zum Glück fand sie hier eine freundliche Kerkermeisterin, die sich

bemühte ihr auf alle Weise gefällig zu seyn, ihr erlaubte sich ihr Zimmer möglichst gut einzurichten, es mit Blumen zu schmücken und sich Bücher und Zeitungen bringen zu lassen. So lebte sie ruhig und gefaßt, wenn auch ihre an die verschiedenen Minister gerichteten Schreiben unberücksichtigt blieben, denn die Jacobiner wollten nun einmal die neue Circe (so hieß sie in ihrer Sprache) zu Grunde gerichtet wissen. Aber ein tödtlicher Schrecken überfiel sie, als ihr die Kunde von der Verhaftung ihrer geistreichen Freunde, der Girondisten, am 2. Junius, gebracht wurde. „Jetzt," schrieb sie in ihren Memoiren *), „ist mein Vaterland verloren, das Verbrechen hat gesiegt, die Einheit des Nationalconvents ist verletzt, ganz Frankreich steht unter der Herrschaft der Jacobiner. Dahin sind jene stolzen Hoffnungen, jene großmüthigen Opfer, Glück, Heil, Vaterland, Alles ist dahin."

Vierundzwanzig Tage waren der Frau Roland im Gefängnisse verflossen, ohne daß man sich nur die Mühe genommen hätte, sie zu verhören. Da erschienen am 24. Junius in der Mittagsstunde zwei öffentliche Beamte mit der Ankündigung, daß sie in Freiheit gesetzt sey. Nicht sonderlich bewegt, wie sie selbst sagt, verließ sie den Ort des Schreckens, dessen Hüter Lavacquerie sie versicherte, er habe nie einen Gefangenen gehabt, der so guter Laune gewesen sey als sie, und er wolle deshalb ihr mit Blumen geschmücktes Zimmer künftig den Pavillon der Flora nennen. Frau Roland eilte in einem Fiaker in ihre Wohnung. Heiter begrüßte sie den Thürsteher, aber sie hatte kaum die ersten Stufen der Treppe erstiegen, als sie hinter sich zwei Männerstimmen den Namen der Bürgerin Roland anrufen hört. „Und was wollen Sie von mir?" entgegnete sie. „Wir verhaften Dich im Namen des Gesetzes,"

*) Mém. de Mad. Roland II. 102. Die hier beschriebenen Begebenheiten bis zur Einkerkerung in die Conciergerie s. w. auf S. 75—158.

war die Antwort. Das Gefühl dieses Augenblicks in Frau Roland's Seele bedarf keiner Auslegung. Sie war indeß schnell entschlossen, ließ zwei Bezirksvorsteher kommen und begab sich mit ihnen auf die Mairie. Hier drang sie in das Polizeibureau und verlangte, nicht das Wort, wohl aber bei den Berathungen über sie und bei der Vertheidigung ihrer Bezirksvorsteher anwesend zu seyn. Umsonst! man ließ Gensdarmen gegen eine Frau kommen und ein Polizeiinspector bat Frau Roland ihm zu folgen. Mit ausgesuchter Grausamkeit ward sie in das Gefängniß St. Pelagie abgeführt, eins der schrecklichsten in Paris und weit entlegen von ihrer Wohnung. „Sie sey verdächtig," dieß war der einzige Bescheid, den sie auf ihre Frage nach der Ursache ihrer Verhaftung erhalten konnte.

Ruhig und gefaßt betrat sie den neuen Kerker, eine Zelle von sechs Fuß Breite und zwölf Fuß Höhe, auf der die brennenden Sonnenstrahlen einen großen Theil des Tages lagen. Weit unangenehmer war ihr die Nachbarschaft von Räubern, Mördern und verworfenen Dirnen, deren unzüchtige Worte und Lieder vom Corridor her zu ihr hereinschallten und ihr die bittere Klage in den Mund legen konnten, ob dieß ein Aufenthalt für die Gattin eines wackern Mannes sey, und daß, wenn dieß der Preis für die Tugend in diesem Leben sey, man sich nicht wundern dürfe, daß sie sich den Tod gewünscht habe. Doch sie war Gattin und Mutter, sie mußte für einen verfolgten Gemahl, für eine schutzlose Tochter leben, sie verwarf daher bald jeden Gedanken an Hungertod und Vergiftung. Die freundliche Gefälligkeit der Schließerin, Frau Bouchaud, verschaffte ihr verschiedene Bequemlichkeiten. Lecture (besonders des Plutarch *) und Tacitus), das Studium der

*) Der ehrenwerthe Philologe, G. H. Schäfer, schrieb daher in einer Anmerkung zu seinem Plutarchus: Rolandia, illustrissima heroina, di-

englischen Sprache, Zeichnen, die Pflege von Blumen und Musik im Zimmer der Schließerin füllten ihre Stunden aus, vor allem aber die Fortsetzung ihrer Memoiren, die sie späterhin in der Conciergerie beendigte. Diese Memoiren, in denen man die Reinheit und Frische ihrer Erinnerungen, die freimüthigen Ausbrüche des Hasses gegen die Henker ihrer Freunde, ihre stolze und gerechte Vertheidigung, ihre fast stoische Heiterkeit und andre Tugenden nicht genug bewundern kann, nehmen einen Ehrenplatz unter den vielen französischen Memoiren ein *). Man verdankt die Erhaltung derselben der treuen Freundschaft des Herrn Bosc, der sie acht Monate lang in einer Felsenhöhle des Waldes von Montmorency verborgen hielt, um sie allen Hausuchungen und Nachforschungen zu entziehen.

Die Grausamkeit eines Beamten vertrieb die Frau Roland aus der Zurückgezogenheit, welche ihr die Bouchaud gestattet hatte, und stieß sie in die Gemeinschaft der übrigen Gefangenen, bis sie am 31. October 1793 nach einem fast dreimonatlichen Aufenthalte in St. Pelagie in die Conciergerie geführt wurde, wo Schmutz und Ekel sie umgab. Sie war damals, so berichtet Riouffe, ein Mitgefangener, noch immer eine anmuthige, wohlgewachsene und elegante Frau, wenn schon nicht mehr in

---

gnissima illa, quae novum Plutarchum habeat *βιογράφον*, Dacerianam interpretationem usu tam crebro contrivit, ut lectione eius non potuisse satiari videatur (T. IV. p. 348).

*) „Die Werke der Madame Roland," urtheilte Goethe im Jahre 1820 (XXXII, 176), „erregten bewunderndes Erstaunen. Daß solche Charactere und Talente zum Vorschein kommen, wird wohl der Hauptvortheil bleiben, welchen unselige Zeiten der Nachwelt überliefern. Sie sind es denn auch, welche den abscheulichsten Tagen der Weltgeschichte in unsern Augen einen so hohen Werth geben." Wie abgeschmackt dagegen und nichts als die Geburt einer lächerlichen Systemsucht ist das Urtheil ihrer Landsleute, Buchez und Roux, (Hist. parlément. XXXI. 99.) über iese Memoiren, ihre Echtheit und Glaubwürdigkeit.

der Blüte ihrer Jahre. Ihr geistreiches Gesicht hatte durch die lange Gefangenschaft einen melancholischen Zug erhalten, aber wenn sie sprach, drängten wir uns alle um sie und die republikanischen Grundsätze im Munde einer schönen Frau hatten grade an diesem Orte des Elends eine außerordentliche Wirkung auf die Zuhörer. Ganz anders urtheilte freilich die Marquise von Créquy in der schon oben erwähnten Unterredung, die alte, royalistische und streng katholische Dame bemitleidete die Anhängerin der neuen Philosophie, gesteht aber doch, sich mit herzlicher Theilnahme von Frau Roland getrennt zu haben, da die Muttergefühle in ihren beiden Seelen gleich stark gewesen wären. Am Tage nach Frau Roland's Ankunft in der Conciergerie ward sie zuerst vor das Revolutionstribunal gestellt. Das doppelte Verhör, welches sie genau im Gedächtnisse behalten und aufgeschrieben hat, zeigte die größte Geistesgegenwart, Anstand und Schicklichkeit. Nur einmal, auf die Frage, ob sie wisse, wo ihr Mann sich aufhalte und zu welcher Zeit derselbe Paris verlassen habe, antwortete sie hart und strenge: „mag ich es wissen oder nicht, ich bin nicht schuldig und nicht gesonnen, es Ihnen zu sagen." Den Richter sowohl als den öffentlichen Ankläger setzte sie in solche Verlegenheit, daß der Letztere, der mit seiner Grobheit und seinen verfänglichen Fragen nichts erreichen konnte, endlich voll Wuth ausrief: „mit einer solchen Schwätzerin (bavarde) wird man nie fertig," und das Verhör schloß. Darauf nahm sie noch einmal das Wort und sprach voll Heiterkeit: „Wie sehr beklage ich Sie! Ich vergebe Ihnen auch jede Unhöflichkeit, die Sie gegen mich ausgesprochen haben, denn Sie glauben eine sehr schuldige Frau vor sich zu haben und sind sehr begierig sie zu überführen. Aber wie unglücklich ist man mit solchen Voraussetzungen! Sie können mich jetzt auf das Schaffot schicken, aber Sie können mir nicht die Seligkeit eines guten Gewissens rauben und die feste Ueberzeugung, daß die

Nachwelt meinen Mann und mich rächen und seine Verfolger mit Schande brandmarken wird." Der ihr gestattete Vertheidiger, Chauveau-Lagarde, der ehrwürdige Anwalt Marie Antoinette's, erschöpfte vergeblich seine Beredtsamkeit. Das Todesurtheil wurde gesprochen, wie sie vorausgesehen hatte. „Ich werde mich bemühen," gab sie den Mördern zur Antwort, „der großen Männer würdig zu sterben, die Ihr geschlachtet habt." Dieselbe großartige Gesinnung athmeten ihre letzten Denkschriften, die sie in der Nacht vor ihrer Hinrichtung verfaßte, und in welchen die enthusiastische Liebe für ihr Vaterland und die reinste Anhänglichkeit an Mann, Kind und Freunde in der edelsten, innigsten Sprache ausgedrückt ist.

Der 10. November 1793 war ihr Todestag. Sie erschien weiß gekleidet, die langen schwarzen Haare hingen aufgelöst bis zum Gürtel herab, eine heilige Flamme leuchtete aus ihrem Auge. Viele ihrer Mitgefangenen vergossen Thränen, sie aber war heiter und gefaßt und hieß sie nicht weinen, da sie ja für das Vaterland und für die Freiheit sterbe, wie sie es immer gewünscht habe. Mit festem Schritte bestieg sie das Blutgerüst, sie konnte noch mit einem Unglücksgefährten, der Bangigkeit zu verrathen schien, anmuthig scherzen und den Scharfrichter auf verbindliche Weise ersuchen, denselben ihr im Tode vorangehen zu lassen. Ihr letzter Schmerz war der Anblick des riesengroßen Standbildes der Freiheit, welches neben der Guillotine aufgerichtet war, ihre letzten Worte, als sie sich zu demselben hinwendete: „o Freiheit, wie viele Verbrechen begeht man in deinem Namen!" (ah liberté, comme on t'a jouée *).

Ihr Gemahl hatte auf die Nachricht von dem Tode seiner

*) In den Mémoires d'un détenu, aus denen die neuen Herausgeber der Roland'schen Denkwürdigkeiten die Schilderung der letzten Lebenstage in die vorangeschickte Notice (S. 41—45) aufgenommen haben.

Gattin den sichern Zufluchtsort zu Rouen, den ihm zwei Freundinnen gewährten, verlassen. Wenige Tage nachher fand man am 15. November auf der Landstraße von Rouen nach Paris seinen blutigen Leichnam. Er hatte durch Selbstmord geendigt, wie sein Amts- und Parteigenosse Clavières in der Conciergerie, und ein bei ihm gefundenes Blatt bezeugte die Redlichkeit seines Willens und Strebens. —

Derselbe Kerker in St. Pelagie, den Frau Roland verlassen hatte, sah nach ihr in seinen Mauern ein junges Mädchen von den edelsten Gesinnungen. Die That der schönen und muthigen Charlotte Corday, die dem friedlichen Leben, den häuslichen Freuden und allen Huldigungen, auf die ihre Jugend und Schönheit hätte Anspruch machen können, entsagte, um den Mann zu tödten, den sie als den Fluch Frankreichs betrachtete, ist bekannt genug, um hier nach ihren Einzelnheiten wiederholt zu werden *). Am Abende des 13. Julius 1793, zwischen sieben und acht Uhr, war Marat durch die Hand Charlotte Corday's gefallen, in derselben Abendstunde des 17. Julius ging sie den Todesweg. Ihre gefaßte Haltung, ihre Schönheit, ihr schwärmerisch verklärtes Auge blieb nicht ohne Eindruck auf die Zuschauer, von denen viele ehrerbietig das Haupt entblößten, andre einer solchen Standhaftigkeit Beifall zuriefen, nur die Blutweiber der Guillotine überhäuften sie mit Schmähungen. Der kühne Entschluß, der ihr da, wo Tausende zagten, den Dolch in die Hand gab,

*) Wachsmuth II. 178—181. Lacretelle 135. Leo a. a. O. 74. lobt an ihr, daß ihr energischer Wille mehr vermocht habe, als alle Schmähungen und Declamationen gegen die Bergpartei, aber sie sey doch „durch die Krankhaftigkeit und fieberhafte Erregung der Zeit aus dem Kreise weiblicher Interessen herausgetrieben und angelockt worden von den fratzenhaften Musterbildern römischer Matronen und anderer Heldinnen des Alterthums, wie sie die falsche Bildung des achtzehnten Jahrhunderts in Cours gesetzt hatte."

um die beleidigte Menschheit zu rächen, hat selbst die mit ihr versöhnt, die eine solche That unsittlich genannt haben würden, nur das war, wie schon Frau Roland gleich nach der That schrieb *), ihr Fehler, daß ihre Hand nicht den eigentlichen und größten Schuldigen traf. Marat's Tod diente zu nichts, als seine niederträchtigen Genossen zur ausschweifenden Verehrung ihres Meisters zu veranlassen und den als Märtyrer zu preisen, der ihnen bis dahin als Herold und Prophet gegolten hatte. Der Fanatismus und die Gemeinheit ernteten den größten Vortheil von einer That, die nur das Beste gewollt hatte, und das Schreckensregiment steigerte sich zu einer alles Vorhergehende weit übertreffenden Höhe.

V.

In einer historischen Uebersicht der Schicksale der französischen Frauen in der Revolution darf ihre Lage in den Provinzen nicht ungeschildert bleiben. Die blutigen Volksrepräsentanten in Arras, in Straßburg, in Lyon, Toulon, Marseille, Nantes, Orange und an vielen andern Orten wütheten nicht bloß gegen Männer und Bewaffnete, sondern auch gegen wehrlose Frauen, ja sie weideten sich vor allem an den Qualen und Zuckungen sterbender Frauen und die Republik, deren Verfassungsurkunde die bürgerlichen, ehelichen und kindlichen Tugenden zu ehren erklärt hatte, verhöhnte grade diese Tugenden durch ihre Abgeordneten auf die empörendste Weise. Dabei paarten sich Wollust und Blutgier in wahrhaft schrecklicher Verbindung. Von Lebon's Freveln in Arras ist schon die Rede gewesen. Aber der Fürchterlichste von allen war Carrier in Nantes. Für die Frauen, die in den finstern, dumpfen und überfüllten Gefängnissen lagen, gab es nur den Ausweg des Todes; waren sie indeß jung und schön, so san-

*) Mém. II. 143.

den sich schändliche alte Weiber, die um ansehnlichen Lohn ihnen die Freiheit versprachen, wenn sie sich den Umarmungen Carrier's überlassen wollten. Die Liebe zum Leben, der Wunsch, einen geliebten Verwandten durch Fürbitte zu erretten, überwog bei Manchen. Aber es gelang nur den wenigsten, denn Carrier's Lager bewahrte, wie das der Kleopatra, seine Geheimnisse nur für eine Nacht und die Loire verschlang nur zu oft die Betrogenen. Allnächtlich wurden die Gefangenen, Männer und Frauen, aus ihren Kerkern dahin geführt, ohne Auswahl, die Henker wußten gar nicht wen sie mordeten, denn die Gefängnisse waren wie große Viehställe, wo man nach Gutdünken hineingriff*). Zwischen einer Doppelreihe von Soldaten unter Fackelbeleuchtung stiegen die Verurtheilten die Treppe zum Flusse hernieder. Sie waren fast nackt und jede Frau an einen Mann gebunden. Junge Mädchen, welche das Gefühl der Schaam sich bewahrt hatten, senkten das Haupt, Mütter erhoben ihre Kinder und riefen „eine Mutter für mein armes Kind," es tauchten wohl Hände zwischen den Bajonnetten auf und Mütter warfen ihre Kinder hin, ohne zu wissen, wem sie zufallen würden. Dann betraten sie die Schiffe, die verrätherischen Fallthüren öffneten sich und in einem Augenblicke waren Hunderte von den Wellen der Loire verschlungen. Man hörte einen schmerzlichen Aufschrei und die Bewaffneten kehrten zur Arbeit des folgenden Tages zurück. Auf dem großen Platze, dem Bouffai, war die Guillotine aufgerichtet, von Bänken umgeben, die mit Namen bezeichnet waren und stundenweise vermiethet wurden. Man war da wie zu Hause. Die Frauen brachten, wie in Paris, ihre Arbeiten mit, die Kinderwärterinnen führten die Kinder hier spazieren, man lobte die, welche dem Tode muthig entgegengiengen, und verspottete die, welche zitterten.

*) Mém. de la Marquise de la Roche Jacqueline 414. und Wachsmuth II. 228 f.

Während dieser Todesscenen feierte Carrier die ausschweifendsten Orgien. Die Auflösung aller sittlichen und religiösen Bande hatte schöne Frauen zu seinen Maitressen gemacht, Madame Le Normand und Angelika Caron waren lange Zeit die Begünstigten, denen mancher Verurtheilte ein Leben dankte, das sie mitten unter Gunstbezeugungen dem Tyrannen von Nantes abzuschmeicheln wußten. Aller Anstand oder äußere Feinheit war von diesen republikanischen Festmahlen verbannt. Die Theilnehmer des Gelages, Generale mit wollenen Epauletten nach der damaligen Sitte, Mitglieder der Departementalverwaltung in Holzschuhen, Richter des Revolutionstribunals ohne Weste und Halstuch, rauchten, spielten und tranken. Einige liefen hinter den halbnackten Frauen her, die ihnen lachend entschlüpften. Man hörte nichts als Gläsergeklirr, Flüche, schmutzige Lieder und lautschallende Küsse, der Wein erhitzte die Gemüther und man suchte sich gegenseitig in Ausbrüchen des Patriotismus, in der wildesten Wuth gegen die Vendeer und in schauderhaftem Spotte über die vertikalen Deportationen und republikanischen Hochzeiten, (so nannte Carrier die Hinrichtungen) zu übertreffen*).

Es ist bekannt, wie die maaßlose Tyrannei des Nationalconvents, die Blutgier Carrier's und die Grausamkeit der republikanischen Generale die Vendee mehr als einmal zum Kampfe auf Leben und Tod aufgerufen hatte. Hier waren die wildesten Leidenschaften auf der einen Seite entfesselt, während auf der andern sich reine Bewegungsgründe, erhabene Handlungen und große Charactere zeigten. Die Frauen der Vendee haben neben der hochherzigen Tapferkeit ihrer Männer einen Reichthum der edelsten, früher ihnen selbst unbewußten Tugenden entwickelt, und wenn die Namen einer Frau von

*) Emil Souvestre nach mündlichen Mittheilungen seines Vaters in der Revue des deux mondes Th. XVII. H. 4. (1839) S. 463 — 470.

La Roche Jacqueline, von Donnissan und Bonchamp mit unvergänglichem Glanze in der trüben Nacht des Vendeekrieges leuchten, wenn wir die Hinopferung der Häuptlinge und ihrer Frauen bewundern, so gebührt dasselbe Gefühl auch den Schaaren, die ihnen folgten, deren Selbstbewußtseyn und Selbstvertrauen in den Stunden der Gefahr so groß war und deren einzelne Namen der dankbarsten Aufbewahrung würdig gewesen wären. Denn während die Männer in der Schlacht waren, beteten die Frauen; ruhte der Kampf, so verbanden sie die Verwundeten, pflegten die Kranken und versahen Wachtposten auf den Bergen oder trugen Botschaften auf den gefährlichsten Wegen. Einige von ihnen hatten auch trotz der strengen Verbote der Vendeeischen Feldherren selbst die Waffen ergriffen und fochten mit großer Tapferkeit an der Seite ihrer Männer und Brüder. Aber mehr noch als dieser Muth ehrte die Frauen der Vendee die Anhänglichkeit an die Ihrigen, die Gatten- und Kindesliebe, die Unerschrockenheit im Angesichte der Gefahr, die Ausdauer im Leiden, die Treue gegen ihre Herrschaften und die Standhaftigkeit im Tode. Mit Ruhe und Fassung starben zu Nantes Frauen aus den höchsten wie aus den untersten Ständen. Frau von Jourdain stand mit drei Töchtern an der Loire, um zu sterben. Ein Soldat sprang hinzu, um die jüngste und schönste von ihnen zu retten, er erklärte, daß er sie heirathen wolle. Aber die Tochter stürzte sich mit der Mutter in den Fluß und da sie auf Leichname fiel und nicht untersinken konnte, so bat sie flehentlich in die Strömung hinabgestoßen zu werden, wo sie auch mit ihrer Mutter umkam. Ein schönes sechzehnjähriges Fräulein von Cuissard sollte die Gattin eines Offiziers werden, der sie dafür zu retten versprach. Aber sie verlangte auch die Rettung ihrer bejahrten Tante, und da der Krieger ihr diese nicht zugestehen wollte, so stürzte sich das junge Mädchen mit der Tante in die Loire. Ebenso gingen die jungen Bäuerinnen mit der größten

Ergebung in den Tod und unter wiederholten Ausrufungen: vive le roi, nous allons en paradis. Frau von Bonchamp setzte mit ihren zwei Kindern in einem kleinen Boote über die Loire, ungeschreckt durch die feindlichen Kanonenboote, deren Schüsse ihr Fahrzeug durchlöcherten und sie nöthigten sich durch Schwimmen auf das andre Ufer zu retten, wo sie Schutz bei gutmüthigen Bauern und, wenn man sie suchte, eine Zuflucht in einem hohlen Baume fand. Der Frau von Lescure standen ihr treuer Diener Bontemps und ihre Kammerfrau Agathe in allen Drangsalen auf das Treueste bei, die letztere verließ den im Gefechte bei Chollet auf den Tod verwundeten Herrn keinen Augenblick, sie verband ihn, sie erwies ihm jede auf der schrecklichsten Flucht nur mögliche Bequemlichkeit und blieb sieben Stunden neben dem Leichname des verehrten Gebieters, damit seine bange, erschöpfte Gattin glauben solle, er sey noch nicht gestorben*). Daneben übten die Vendeeischen Frauen selbst gegen ihre Feinde Milde und Sanftmuth und nicht wenige republikanische Soldaten, deren Tod von dem glühenden Hasse der Vendeer gefordert wurde, haben ihre Errettung der Klugheit und dem Erbarmen der Frauen verdankt, gegen welche die Republikaner nach ihren Siegen mit unmenschlicher Grausamkeit verfuhren und sie haufenweise hinrichten ließen**). Aber dieselben Frauen zeigten auch die höchste Begeisterung für die Sache ihres Landes, wenn sie die Soldaten ermunterten, die Flüchtigen zurücktrieben und ihnen den Weg versperrten. Der nächtliche Kampf bei Dol, mitten in der Unordnung des Rückzuges, war reich an solchen Bei-

*) Mém. de la Marquise de La Roche Jacqueline 217—219. 413. 409. 267. 283. 291.

**) Wachsmuth II. 227. Wie schwer es war einzelnen vendeeischen Frauen und Jungfrauen das Leben zu retten, zeigte das Beispiel des General Marceau (Guerres des Vendéens II. 435.) und die Noth der oben erwähnten Agathe, als sich Lambertz, einer von Carrier's Freunden, für ihre Rettung ernstlich bemühte (Roche-Jacqueline ch. 22.).

spielen, Frau von Donnissan sprach den Kriegern fortwährend Muth ein, Frau von Bonchamp sammelte das Corps ihres Mannes und ein junges Kammermädchen der Frau von La Chevalerie ergriff ein Gewehr, schwang sich auf ein Pferd und führte unter lautem Zurufe einige Abtheilungen in das Feuer*).

Drei Frauen, die mit den Vendeern jede Gefahr des Krieges und jedes Drangsal der Flucht theilten, die Marquise von La Roche Jacqueline und die Frauen von Bonchamp und Sapinaud, haben durch ihre Memoiren dem Kriege ein so hohes und schmerzliches Interesse gegeben, daß die Begebenheiten desselben ein reicher Stoff für Romane und Novellen geworden sind. Aber die Wirklichkeit ist größer als jede romantische Erzählung oder Ausschmückung, zu der die unendlichen Trümmer der verwüsteten Vendee spätern Erzählern den Stoff dargeboten haben. Die Marquise von La Roche Jacqueline (wir knüpfen noch einige Einzelheiten an diesen in der Vendee hochberühmten Namen) brachte zwanzig Tage auf dem Rückzuge neben der Sänfte ihres verwundeten Gemahls Lescure zu, in sieben Stunden kam die zarte Frau oft nicht vom Pferde, die nachsetzenden Republikaner ließen ihnen keine Ruhe, ihr Lager war Stroh oder Heu, zwei Aepfel, eine Brotrinde machten die Nahrung eines ganzen Tages aus. Nach dem Tode ihres Gemahls (am 4. November 1793) erlitt sie auf dem unglücklichen Rückzuge von Mans alles Unglück ihrer beklagenswerthen Landsleute. Das Herz voll tiefer Bekümmerniß über den Tod eines edeln Gemahls und zerrissen von den Leiden ihres Vaterlandes, sah sie sich in die unordentlichste Flucht, wo kein Befehlwort mehr galt, fortgerissen. Bald zu Pferde, bald zu Fuße, ihre siebenmonatliche Tochter auf dem Arme, ein noch ungebornes Kind unter dem

*) Ebds. 311. 320.

Herzen, floh sie in der Mitte von Weibern, Greisen, Kindern und Verwundeten dem linken Ufer der Loire zu, der Diensteifer ihrer Leute vermochte ihr kaum die nothdürftigste Nahrung zu verschaffen, ein paar Kartoffeln galten für eine köstliche Mahlzeit, ihr Lager war schlecht und dürftig, und die wenigen Stunden der Ruhe wurden durch Geschrei und die Kanonenschüsse der Verfolger gestört. Der Hunger, die Kälte, der Regen erschöpften ihre Kräfte, die grobe Kleidung schützte sie nicht gegen die Unfreundlichkeit des Winters, sie sank oft todtmüde zur Erde und wurde fast bewußtlos wieder auf ihr Pferd gehoben, nur die Sorge für ihr Kind hielt sie noch aufrecht, das sie endlich der Obhut redlicher Landleute anvertraute, die ihr Versprechen, für dasselbe zu sorgen, treulich erfüllt haben *). Sie selbst fand nach dem Treffen bei Savenay, am 23. December 1793, welches den gänzlichen Untergang der vendeeischen Armee herbeiführte, mit ihrer Mutter, Frau von Donnissan, eine Zuflucht in den Hütten bretagneſcher Bauern.

Die Flucht war nun zwar geendigt, aber keinesweges die Gefahr für die unglücklichen Frauen. Unaufhörlich durchzogen die republikaniſchen Schaaren das Land und durchsuchten die Häuser. Wie groß auch die Gastfreundschaft der Bretagner und ihre unerschrockene Hülfsleistung war, so sahen sich doch die Flüchtlinge genöthigt Monate lang in den entlegensten Winkeln, in hohlen Bäumen, sich zu verbergen oder sich tief in das Stroh zu wühlen, wo sie die Bajonette der suchenden Feinde fast an ihrem Körper fühlten. Andre Frauen mußten sich, um den lauernden Blicken zu entgehen, in Lumpen hüllen, die Heerden hüten, auf den Feldern arbeiten und sich den beschwerlichsten, ungewohntesten Arbeiten unterziehen. Die Schicksale der Frau von La Roche Jacqueline und ihrer sie

*) Mém. de la Marq. de La Roche Jacqueline 245. 258. 265. 271. 313. 329. 332. 354. 356.

begleitenden Mutter im Winter von 1793 auf 1794 überſteigen faſt allen Glauben. Monate lang durften ſie nur in den Kleidern ſchlafen, ſie mußten von Ort zu Ort in ſteter Unruhe vor den Verfolgern irren, in Scheunen und Kornfeldern ihre Zuflucht nehmen, durch Graben und Dickicht laufen, um ihre Freiheit zu erhalten. Und das alles in einer Zeit, wo die Marquiſe ihre Entbindung erwartete. Wenige Stunden vor derſelben ward ſie aus dem Verſtecke, welches ihr die Umſicht ihrer Mutter und die unerſchütterliche Treue der Landleute bereitet hatte, aufgeſchreckt, denn eine allgemeine Hausſuchung begann im Dorfe Bois-Divet. Der mitleidige Bauer führte ſie in ein Kornfeld, hier legte ſie ſich in eine Furche, und trotz daß der Regen in Strömen fiel, entſchlief ſie. Gegen Morgen erweckte ſie ihre Mutter, kaum funfzig Schritte von ihnen hörten ſie das Anrufen der Patrouillen, aber die Gefahr ging vorüber und voll Freude führte ſie der Bauer (Gouret war ſein Name) in ſeine Hütte zurück. Unmittelbar darauf gab ſie zwei Töchtern das Leben. In Lumpen wurden die Sprößlinge eines der älteſten adlichen Geſchlechter Frankreichs gehüllt, jeder Pflege mußten ſie, jeder Erquickung die Mutter entbehren *).

Eine freundliche Einladung der Frau Dumouſtiers auf ihr Schloß Dreneuf verſchaffte den geängſtigten Flüchtlingen größere Bequemlichkeit und, da die Maaßregeln gegen die Royaliſten nach Robespierre's Sturze milder wurden, auch mehr Ruhe und Sicherheit. Die Amneſtie ſchien endlich allen Verfolgungen ein Ziel zu ſetzen und die Marquiſe wagte ſich allein, als Bäuerin gekleidet, einen Sack auf dem Rücken und Hühner zum Verkaufe ausbietend, nach Nantes. Die Freunde ihres Hauſes beſtätigten die verkündigte Amneſtie, in die ſie ſich bald nebſt ihrer Mutter aufnehmen ließ.

*) Mém. de la Marq. de La Roche Jacqueline (ch. 20.) 360 f. 370 f. 378. 383 f. 411.

VI.

Nach der Besiegung und Hinrichtung der Girondisten wirkte die Auflösung aller gesellschaftlichen Verhältnisse, die Vergiftung des gegenseitigen Vertrauens, die Entfesselung aller Leidenschaften und die Verspottung des Heiligsten zusammen, um jedes religiöse und moralische Gefühl in den Herzen der Frauen zu ertödten. Sie sollten, so gebot eine Bekanntmachung des Convents an die Republikanerinnen*), ein Beispiel an den Hinrichtungen der Königin, der Madame Roland und der Olympia de Gouges nehmen, sich nie von der Bahn der Gerechtigkeit entfernen, die Gesetze befolgen, stolz seyn auf die glänzenden Thaten, welche ihre Männer und Söhne für das Vaterland verrichteten, einfach im Anzuge, thätig im Hauswesen erscheinen, und die Nationalversammlung nie besuchen, um in derselben zu sprechen, sondern nur um ihre Kinder durch ihre Gegenwart zu ermuntern. Religion gab es in Frankreich nicht, Gott wurde abgeschafft und eingesetzt, an seiner Stelle standen die Tempel der Nation, der Natur und der Vernunft, halb nackende Frauen und Mädchen (die Demoiselle Aubry und Maillard und die Gattin des Buchhändlers Momorro hatten die Hauptrollen) saßen in einer Löwenhaut mit Kränzen von Kornähren und Eichenlaub auf den Hochaltären, man löschte die Kerzen aus, zündete eine Schüssel mit Brantwein an und feierte um die blaue Flamme die Orgien der Naturreligion. Die Ehe war zu einer bloß bürgerlichen Handlung ohne höhere Weihe herabgewürdigt, der Altar war die Estrade im Stadthause unter einer riesenhaften Bildsäule der Freiheit, wo ein Beamter der Municipalität in seiner schlechten Carmagnole und mit der rothen Jacobinermütze die Gesetzesworte so gleichgültig vorlas, wie man einen Verhaftsbe-

*) Girtanner XV. 22 ff. und für das Folgende Bouilly a. a. O. II. 38 f.

fehl ablieſt, und nicht ſchnell genug das Jawort von den dreißig oder vierzig Paaren, die vor ihm auf den Bänken ſaßen, erhalten konnte. Ohne Wunſch und Gebet war das Ganze abgethan und Prieſter, die Muth genug hatten, die kirchliche Einſegnung zu vollziehen, ſetzten ſich der größten Gefahr aus.

Robespierre hatte ſich aber getäuſcht, wenn er durch eine ſolche Verhöhnung des Heiligen die Gemüther zu gewinnen hoffte. In vielen der beſſern Frauenherzen nahm nur der Abſcheu gegen ihn und ſeine Genoſſen zu, das Unglück der Zeit hatte tiefe Eindrücke hinterlaſſen, und grade die abgeſchmackte Wuth gegen das Heilige regte die Liebe zu demſelben von neuem in den weiblichen Gemüthern auf. Dafür glaubten aber die Machthaber in jedem Blicke einer Frau die höhnende Verachtung einer Roland oder das ſtrafende Auge einer Charlotte Corday zu ſehen und verfuhren nur um ſo ſchonungsloſer gegen die wehrloſen Frauen, die ja ſelbſt die Streitart barbariſcher Völker zu verſchonen pflegt. Beiſpiele, wie die Aufforderung einer Bürgerin Dulac in Orleans an ihre Mitbürgerinnen*), eine Unterzeichnung von drei Livres für jede Unterzeichnerin zu eröffnen und den Freiwilligen eine Fahne mit den Nationalfarben und der Deviſe „Sieg und Liebe" zu ſchenken, gehören in die erſten Jahre der Revolution, wo man durch ſolche Dinge den Patriotismus beweiſen zu müſſen glaubte, und von denen bereits früher die Rede geweſen iſt.

Als die Schreckensregierung im Sommer 1794 ihre Höhe erreicht hatte, vereinigten ſich mehrere Umſtände eine Reaction herbeizuführen. Robespierre's wahnſinniger Ehrgeiz ſtrebte zu offenkundig nach der höchſten Gewalt, ſeine zur Schau getragenen Ideen von Moral und Menſchenliebe ſollten nur um ſo mehr die Ausſchüſſe der öffentlichen Wohlfahrt und der

*) Emile Souveſtre im Magaz. f. Lit. des Auslandes 1838. Nr. 141.

allgemeinen Sicherheit dem Hasse bloßstellen, als ob von ihnen allein die unzähligen Hinrichtungen ausgegangen wären. So sahen sich die Mitglieder derselben zu ihrem eignen Schutze nur um so dringender aufgefordert. Tallien, Fréron, Legendre, Bourdon von der Oise traten an die Spitze der Gegner des Tyrannen, eine Frau ermunterte und belebte die Verschwörung. Dies war Tallien's schöne und geistreiche Gattin, eine in manchen Stücken der Roland gleiche Frau, nur an Reinheit der Sitten und Unbescholtenheit des Lebens stand sie weit unter ihr*). Thereſe Tallien war zu Madrid von französischen Eltern im Jahre 1773 geboren. Ihr Vater, Cabarrus, war Director der Bank in Madrid, ein Mann von ausgedehnten Handelsverbindungen, die ihn zu öftern Reisen nach Frankreich nöthigten, auf deren einer seine schöne Tochter die Bekanntschaft des Parlamentsrathes Devin von Fontenay machte. Sechzehn Jahr alt reichte sie ihm ihre Hand und erschien mit ihm in den ersten adlichen Kreisen, wo sie die entzückendste Frau wurde, so schnell war ihr Ueberblick, so reich ihr Geist, Alles würde ihr gehuldigt haben, selbst wenn sie minder schön gewesen wäre. Die Ehe war indeß weder lang noch glücklich, Fontenay verschwendete die Mitgift seiner Frau und verließ im Jahre 1791 mit vielen Adlichen Frankreich, nachdem er vorher in die Trennung seiner Ehe gewilligt hatte. Seine zurückgebliebene Gattin, glühend von Liebe zur neuen Freiheit, stürzte sich in den wildesten Strudel der Revolution, ohne jedoch, soviel bekannt ist, an den Gräueln der Machthaber Theil zu nehmen, wogegen sich ein mit großer

*) Elle réunissait, sagt Thibaudeau in den Mémoires sur la convention et le directoire T. I. p. 132., l'aimable vivacité française à la volupté éspagnole, und Lairtullier II. 273. Elle mérita qu'il lui fût beaucoup remis, car elle aima beaucoup. Vergl. noch die Memoiren der Herz. von Abrantes II. 177 f. und über die Schönheit der Tallien ebdſ. 61., wo die Verfasserin gewiß auf unbedingte Glaubwürdigkeit Anspruch machen kann.

Lebendigkeit geschriebner Brief vom 5. Floréal des Jahres II. erhalten hat, in dem sie vom National-Convente fordert keinem Mädchen zu gestatten sich zu verheirathen, wenn sie nicht vorher eine Zeitlang die Pflichten der barmherzigen Schwestern in der Pflege der Kranken und Leidenden geübt hätten. Dann erst würden sie auf den schönen Namen der Bürgerinnen Anspruch machen können*). In wie weit sie Freundin und Anhängerin der Girondisten gewesen sey, läßt sich nicht genau darthun, sie verließ aber nach ihrem Sturze Paris und begab sich nach Bordeaux, muthmaaßlich um von dort nach Spanien zu gehen. Der Bergpartei, die damals in Bordeaux ihre Schreckensherrschaft walten ließ, verdächtig, sah sie sich in das Gefängniß geworfen und verdankte ihre Befreiung lediglich ihrer Schönheit. Die Reize derselben fesselten den Volksdeputirten Tallien in einem solchen Grade, daß von diesem Augenblicke an ein menschlicheres Regiment in Bordeaux eingeführt und durch die rührende Fürsprache der Bürgerin Fontenay Vielen das Leben gerettet wurde. Sie selbst lebte von jetzt an bei Tallien, Dankbarkeit und Neigung für den volksbeliebten Redner und schönen Mann gewannen ihm ihre Liebe und so schlossen sie eine Verbindung, wie damals unzählige Andre in Frankreich thaten. Tallien's Milde mißfiel aber in Paris, Robespierre verfügte seine Zurückberufung und ließ ihn bittern Haß und verachtenden Hohn über sein Verhältniß mit der Fontenay empfinden, ja, damit

*) Présenter avec orgueil ou plutôt avec confiance les titres véritables de leur civisme. Lairtullier 283. Der von ihm angegebene 5. Floréal des Jahres II. kann nicht richtig seyn und beruht, wenn die Angabe, daß jener Brief vor der Hinrichtung der Girondisten geschrieben sey, richtig ist, auf Unkenntniß des amtlich angenommenen republikanischen Kalenders. Denn der 5. Floréal des Jahres II. würde nach dem gregorianischen Kalender der 24. April 1794 seyn, jener Brief aber ist im Anfange des Jahres 1793 geschrieben, als noch nach dem Ablaufe des Jahres 1792 von dem 1. Januar 1793 ab das zweite Jahr der französischen Republik gerechnet wurde.

noch nicht zufrieden, wurde sie sofort nach ihrer Ankunft in Paris verhaftet, streng behandelt und mit dem nahen Tode bedroht*). Umsonst gab sich Tallien alle Mühe sie zu retten: man weiß, wie Robespierre schöne und kluge Frauen haßte und die Bürgerin Fontenay traf sein Grimm vor allen andern. Unterdessen waren die Vorbereitungen zu Robespierre's Sturz beendigt, der Angriffsplan verabredet, eine kräftige Mahnung der Geliebten an Tallien und die Furcht, ein ihm theures Leben zu verlieren, beschleunigten die Ereignisse des neunten Thermidor. „Frau Tallien," sagt ein neuerer französischer Schriftsteller von Ansehen**), „löste die schwierige Aufgabe, eine hundertköpfige Tyrannei zu stürzen, sie hatte den Ruhm Menschen, welche von einem revolutionairen Fanatismus berauscht waren, der Menschheit wiederzuschenken; sie ließ sie das vergossene Blut vergessen. Es wäre bloße Gerechtigkeit, wenn die Geschichte auf dem Grabe der Frau, deren unerschrockenes Mitleid und wohlthätige Verführung so viel dazu beitrug, Frankreich von einem blutigen Abgrunde zurückzuziehen, eine Bürgerkrone niederlegte." Der ihr damals gegebene Name einer Nôtre-dame de bon secours oder einer Nôtre-dame de Thermidor war keine Schmeichelei und Thibaudeau und Gagern haben mit Recht die Royalisten getadelt, welche sie späterhin dafür eine Nôtre-dame de Septembre nannten, mit einer boshaften Anspielung***) auf die Septembertage im Jahre 1792, wo Tallien Secretair der Gemeinde von Paris war, oder vorgaben, sie nicht sehen zu

*) Lairtullier 289 f. Buchez und Roux XXXIII. 165. und für das Folgende Papiers inédits sur la révolut. franç. I. 269. Rapport des Vingt-un sur les événemens du 9. Thermidor, pièces No. 13.

**) Lacretelle 154.

***) Par une injure gratuite et une ingratitude atroce Thibaudeau a. a. O., v. Gagern: mein Antheil an der Politik I. 116. Aber auch die Volksstimme war der Frau Tallien nicht günstig, wie aus einer Schilderung der Abrantes (II. 179.) hervorgeht.

können, während sie dieselbe wohl würden gesehen haben, als sie sich zu Bordeaux großmüthig opferte und Tausende aus den Kerkern erlöste.

Die Erfolge des neunten Thermidor (27. Julius 1794) öffneten zwar nach Robespierre's Sturze vielen Unschuldigen die Pforten ihrer Kerker, auch stand die Guillotine einige Tage still, aber der geistige Jacobinismus blieb noch unter allen Parteien lebendig und die echte bürgerliche Freiheit ward auf lange Zeit hin unmöglich. Es kann indeß nicht unsere Absicht seyn, die Kämpfe, welche der Nationalconvent mit den Terroristen und nach ihm das Directorium mit den alten Jacobinern bestanden hat, hier weiter zu verfolgen, wir betrachten nur die Zustände der Frauen, wie sie sich seit jener Zeit bis zur Errichtung des Consulats und in den ersten Jahren nach demselben in Paris entwickelt haben, sowohl an den einzelnen Berühmtheiten der Frauenwelt als im Allgemeinen.

Die Stellung des weiblichen Geschlechts war damals in mehr als einer Hinsicht zweideutig und gefährdet. Die überlieferten Gebräuche waren abgeschafft, die Wohlanständigkeiten der frühern Jahre beseitigt, die geselligen Kreise und geistreichen Kränzchen zerstreut, die Frauen sahen sich genöthigt neue Bahnen zu betreten. Nun hatten sie aber in drei blutigen Jahren so viel gelitten und ausgestanden, daß Erholung oder Zerstreuung fast Pflicht zu seyn schien. Und so warfen sie sich in einen Strudel von Vergnügungen, man tanzte, besuchte Theater, Concerte, öffentliche Vergnügungsörter, und da die bedeutenderen Familien durch Eröffnung ihrer Gesellschaftssäle für verschwenderisch und reich zu gelten fürchteten, so fanden sich die elegantesten Damen von allen Parteien auf den Bällen im Hotel Thelusson und Richelieu ein, die sie sonst nicht besucht haben würden. Wie sehr sich auch hier die ganze Leichtfertigkeit des Lebens entfaltete, so vermochten doch jüngere

wie ältere Frauen nicht so schnell die Schreckenszeit ganz zu vergessen. Waren doch selbst jene Bälle, die für die Familien derjenigen gegeben wurden, welche unter der Guillotine gestorben waren, die Bälle der Schlachtopfer (les bals des victimes), eine laute Mahnung an die Vergangenheit; denn die ganze Gesellschaft erschien hier in Trauerkleidern und die Mode wollte, daß die schwarze Farbe für eine Zeitlang die gemeinsame Farbe aller Ballanzüge wurde*). Aber nur zu bald entschlug man sich dieser düstern Tracht, die einzelnen Personen und die Familien, welche die Schreckenszeit aus einander getrieben hatte, begannen wieder sich zu vereinigen und neue gesellige Kreise zu bilden. Man gab Mittagsessen, Bälle und Concerte, und da der Reichthum nicht mehr für ein Verbrechen galt, so verfehlten auch die, welche ihn besaßen, nicht ihn zur Schau zu tragen, wenn schon nicht mit jener Verschwendung, die an die Zeiten der alten Monarchie erinnerte, aber doch auch ohne ängstliches Bedenken, wo man dadurch die Genüsse und Bequemlichkeiten des äußern Lebens sich verschaffen konnte. Denn damals nöthigte weder der Rang noch die Hoheit der Stellung Jemand ein Haus zu machen oder große Gesellschaften zu geben. Die ersten Beamten des Staats, die Volksrepräsentanten, bezogen eine im Ganzen kärgliche Besoldung in Assignaten und sahen sich wegen des geringen Werthes des Papiergeldes zu großen Einschränkungen gezwungen.

Eine andre Gestalt erhielt das gesellschaftliche Leben, als die auswärtigen Siege große Schätze in die Hauptstadt Frank-

*) Lacretelle (dix années de mes épreuves 203) bemerkt hierzu: quelques jeunes fats ont pu parler et agir ainsi, mais il est vrai que les veuves et les orphelins s'abstenaient presque tous des réunions folâtres; c'est là que se tempérait l'aigreur des partis et que fléchissait l'orgueil aristocratique; la frivolité d'ailleurs était plus apparente que réelle. M. s. auch Levasseur Mémoir. IV. 16.

reichs brachten und die Frauen und Töchter der schnell aufgeschossenen Neureichen, die Banquiers, Armeelieferanten (Fournisseurs) und andrer Geschäftsleute, mit dem Vermögen ihrer Männer öffentlich prunken wollten*). Neben ihnen eröffneten aber auch diejenigen adlichen Geschlechter, welche ihr Vaterland nicht verlassen hatten, ihre Salons, die von Adlichen ebensowohl als von Bürgerlichen besucht wurden. Denn da die Revolution die Schranken des frühern Standesunterschiedes umgeworfen hatte, so war jetzt die vornehme Welt von der übrigen Welt nicht mehr wie abgeschnitten und die weiche Verfeinerung der alten Monarchie vertrug sich ganz gut mit der Rauheit und Herbheit der neurepublikanischen Formen. „Man hat," sagt der Schriftsteller**), dessen Schilderungen wir, als den besten, vorzugsweise gefolgt sind, „die Prunksucht der Neureichen in damaliger Zeit häufig hart getadelt und das linkische Wesen oft belächelt, mit dem sie sich bestrebten in den Salons der Republikaner die Sitten der höhern Gesellschaftswelt nachzuahmen. Von den Männern des alten Frankreichs und von den Parteimenschen, die im Loben wie im Tadeln gleich ungemessen sind, ließ sich das nicht anders erwarten. Aber was geschah? Der Name eines citoyen galt bald so viel als der eines monsieur und trotz alles Spottes über Unbeholfenheit und Steifheit fanden doch die Marquisen und Comtessen des ancien régime die republikanischen Officiere gar nicht so übel und ließen sich gern, um ihnen zu gefallen, als citoyennes begrüßen." Auf der andern Seite wußte man sich in den salons dorés (so hießen die der alten Aristokratie in der Sprache jener Zeit) durch allerhand kleine Künste und geschickte Maaßregeln allmählig eine immer sichrere Herrschaft über die ihnen

*) Rémusat 92—94. Denkwürdigkeiten der Herzogin von Abrantes. II. 59. 163 f.

**) Thibaudeau 130. und 138.

feindlichen Geister zu gewinnen. Die Aristokratie verstand sich nämlich meisterhaft darauf den oft rohen Ursprung und harten Kern des republikanischen Wesens mit allerhand Schmeicheleien und Verführungen zu umkleiden und die trotzigen Freiheitshelden in ihren Salons so zu gewöhnen, daß sie, welche hier die Herrn spielen zu können glaubten, sich bald in die Rollen der Besiegten fanden. War nun dieß gelungen, so giengen die aristokratischen Frauen auch allmählig weiter, ja sie wagten mit jener nachlässigen Sicherheit und kühnen Grazie, welche unbestreitbare Vorzüge der vornehmen Lebenswelt sind, einzelne Vorzüge der Revolution und der bestehenden Einrichtungen zu tadeln. Gegen ein solches Wort aus einem schönen Munde glaubten die Republikaner nicht empfindlich seyn zu dürfen, sie fürchteten durch rauhen Widerspruch anzustoßen oder sich im Laufe des Gespräches lächerlich zu machen. Jene aber schritten immer muthiger fort und eroberten Schritt vor Schritt den Boden, als dessen eigentlichste Gebieterinnen sie sich betrachteten.

Bedenklich erschien es, vielen Frauen unstreitig auch gar nicht wünschenswerth, im Gebiete der Mode die alten Trachten aus den Zeiten Ludwig's XV. jetzt schon wieder einzuführen. Man glaubte also ein andres Gebiet der grillenhaft rasch wandelnden Mode betreten zu müssen, und fand es in der Nachahmung des griechischen und römischen Alterthums. Denn Paris sollte ja damals ein Abbild römischer Bürgertugend und spartanischer Entsagung seyn, und so waren wie mit einem Zauberschlage die Säle in Hallen, die Kleider in Tuniken, die Becher in Schaalen, die Schuhe in Kothurne und die Guitarren in Lyra's umgewandelt. Die Frauen erschienen in leichten Kleidern von durchsichtiger Gaze und mit Mäntelchen von Mousselin ohne Aermel, der Busen war entblößt, die Arme nackt bis an die Schultern, ebenso die Beine, wenn sie nicht mit fleischfarbigen Pantalons bedeckt waren.

Diese antike, faltenlose Robe wurde auf der Taille unmittelbar unter der Brust von einem rothwollenen Gürtel zusammengehalten, eben solche Bänder schmückten das kurzabgeschnittene Haar. Die Stelle der Schuhe ersetzte der Kothurn, der bis zur Hälfte der Wade reichte, mit durchbrochenen Zacken und rothwollenem Besatz. Handschuhe wurden nicht getragen. Die Stelle der Taschen vertrat der netzförmige Beutel (réticule). Und weil die Hand des Henkers die Generationen in Frankreich decimirt hatte, so gaben alle diese Damen sich den Anschein in gesegneten Umständen zu seyn. Man nannte dieß die demi-termes und keine elegante Frau aus dem Jahre 1796 würde haben öffentlich erscheinen wollen, ohne ihre Toilette durch diese Zusätze zu verschönern. Weit glänzender war ein Jahr nachher die römische Tracht der sogenannten Wunderbaren (merveilleuses), die vom Luxemburg ausging, wo die fünf Directoren ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten. In langen, patriotischen, purpurnen Roben, die mit kleinen goldnen Palmzweigen geziert waren, erschienen die Frauen an dem neuen Hofe, die Haare fielen in langen Flechten herab und funkelten von kostbaren Steinen, die Fußbekleidung waren fleischfarbene Strümpfe, wo die einzelnen Zehen, mit Diamantringen geschmückt, sichtbar waren. Die Erfinderin dieser Mode war Frau Tallien, deren Geschmack als sehr nachahmungswürdig erschien und die eine der ersten war, welche den rothen Kaschemirshawl auf geschmackvolle Weise um ihre schöne Gestalt zu drapiren verstand*). Nicht immer war jedoch ein sittsamer Anzug der Character der neuen Mode. Seit Barras im Luxemburg thronte, sprach die Kleidung der Frauen aller Sittsamkeit Hohn, das costume de nudité war das beliebteste und Frau Tallien war eine von denen, die in ihrem Anzuge nichts verhüllte. Daher entging, wie beliebt sie auch in

*) Créquy VII. 155. 156. 160 f. La Valette's Denkwürdigkeiten I. 175. Abrantes 61 f. 68. 157 f. Thibaudeau 131.

den höhern Ständen war, ihre anstößige Nacktheit nicht den Schmähungen des niedern Volks, ja es begegnete ihr, daß sie auf einem öffentlichen Spaziergange mit Steinwürfen bedroht, eiligst die Flucht ergreifen mußte*). Dem Aushängeschilde entsprach dann das Leben und wir haben daher so eben die Stellung der Frauen eine zweideutige und gefährdete genannt. Die gänzliche Entfesselung der Unsitte gab sich auch in der Häufigkeit der Ehescheidungen zu erkennen, die aus nichtswürdigen Gründen, am öftersten unter dem Vorwande der Unverträglichkeit der Gemüthsstimmung (incompatibilité d'humeur) Statt fanden.

Diese Wiedereinsetzung der Mode in ein Recht, das ihr in Frankreich immer unbestritten geblieben ist; und die Verbreitung der griechischen und römischen Trachten im übrigen Frankreich und einem großen Theile Europa's, war eigentlich das Werk zweier Frauen, denen ihre ganze Lebensstellung schon frühzeitig das Beste der äußern Welt zu Genuß und Vortheil dargeboten und die Mühen des Tages in Leichtigkeit und Anmuth umgewandelt hatte, so daß ihnen jedes Voranstehen natürlich erschien und ihnen eine Freiheit und Selbstständigkeit zu Theil geworden war, die, durch Ansehen und Besitz getragen, ihnen vor vielen andern einen großen Vorsprung verlieh. Wir meinen hiermit die Frauen Tallien und Recamier. Die erstere verdankte ihren Einfluß sowohl ihrer eignen Schönheit und Anmuth, als auch dem mächtigen Einflusse ihres Gatten auf die öffentlichen Angelegenheiten. Sie war die Seele aller Vergnügungen und der Schmuck aller Feste, Alles drängte sich um sie, Jedermann wollte ihr

*) Lairtullier 305. Wachsmuth führt (II. 538.) unter mehrern Einzelheiten und Flugschriften über die Liederlichkeit jener Zeit eine lettre du diable à la plus grande putaine de Paris an, worin der Tallien ein Sündenspiegel über die cheveux tondus, gorge decouverte, pantalons couleur de chair u. dgl. vorgehalten wird.

seine Huldigung darbringen, aber für Jeden hatte sie auch ein freundliches Lächeln, ein mildes Wort, für Viele eine tröstende Versicherung, eine thätige Unterstützung, ihre Herrschaft, sagt Thibaudeau*), hat viele Thränen getrocknet, aber Niemand hat über sie eine Thräne vergossen. Bei ihr fanden sich die Männer aller Parteien zusammen, die wildesten Republikaner verloren allmählig im Umgange mit Frau Tallien und ihren liebenswürdigen Freundinnen ihre Rohheit und Ungeschliffenheit und widerstanden nur selten der schönen und sanften Fürsprecherin, die um eine Gnade für ihre Schützlinge oder um die Lossprechung eines Verurtheilten bat. So mischte sich fortwährend das politische Treiben in die fröhliche Unterhaltung und unschuldigen Spiele der Salons, mit denen man Frau Tallien in ihrem Hause empfing, wenn sie in den Schauspielen und auf den Boulevards die Huldigungen unzähliger Verehrer angenommen hatte. Ein Zeitgenosse, Lacretelle*), erzählt ausführlich, wie sie nach Robespierre's Sturze die Schriftsteller ihrer Partei belobt, angefeuert und entflammt habe, um der Milde den Sieg zu verschaffen und zum Zwecke ihres tugendhaften Ehrgeizes (sainte ambition) zu gelangen**). Von demselben erfahren wir, wie tief sie das traurige Ende der Emigranten bei Quiberon betrübt habe, wie innig sie es empfand, daß sie ihnen nicht hatte zu Hülfe eilen können und

*) a. a. O. 132.

**) Dix années 196. 199. Und dann über die Mordscenen bei Quiberon S. 244. Sans doute je serais parvenue, je crois, à faire différer ce supplice, nous aurions gagné du temps et, revenue à Paris, j'aurais été à la tête des mères, des filles et de soeurs de ces malheureux émigrés-oui j'aurais été frapper à la porte de tous nos Thermidoriens, j'aurais été avec ceux à la barre de la Convention. Tout ce que Paris a de plus distingué par l'âme aurait peuplé les tribunes, et un grand acte de clémence bien avoué par la politique aurait été une nouvelle victoire des femmes et le plus grand honneur de la Convention. Ueber das Benehmen Tallien's bei Quiberon s. die Stellen bei Wachsmuth II. 455 f.

wie jetzt der Geiſt der Verſöhnung und Friedfertigkeit, in welchem die Männer des neunten Thermidor gehandelt hätten, wiederum in Härte und Grauſamkeit umgewandelt ſey.

In der geringen Uebereinſtimmung, welche Frau Tallien bei dieſer und bei ähnlichen Gelegenheiten in ihrer und in ihres Gatten Geſinnung wahrnahm, indem dieſer ſich nicht ſelten zu Grauſamkeiten und Gewaltthätigkeiten fortreißen ließ und durch blutigen Terrorismus den Verdacht des Royalismus zu erſticken ſuchte, lag ein hauptſächlicher Grund zum Unfrieden in ihren häuslichen Verhältniſſen. Freilich hatte denſelben von Anfang an die rechte Reinheit und Heiligkeit der Ehe gefehlt und Frau Tallien kann von dem Vorwurfe nicht frei geſprochen werden, daß ſie ſich fremden Buhlern hingegeben und ſich durch eine, jede Rückſicht der Pflicht und des Rufes überwiegende Leidenſchaft von ihrem rechtmäßigen Manne (denn dieß war er ſeit dem 26. December 1794) losgeriſſen habe. Denn wie leicht auch jene Zeit über Sitte und Anſtand dachte und obſchon man ſagen kann, daß ein ſehr großer Theil der Pariſer Bevölkerung außer der Ehe lebte und das Band nur äußerlich für die bürgerlichen Folgen zu gelten fortfuhr, ſo würde doch eine durch Schönheit ſo hervorſtrahlende Frau, die mit den erſten Männern des Staats in der engſten Verbindung ſtand, nicht ſo wiederholte, bittre Angriffe gegen ſich hervorgerufen haben, als wir in den Journalen dieſer Zeit finden*). Ihre Untreue war bereits unleugbar, als Tallien, deſſen politiſches Leben beendigt war**), ſich im Jahre 1797 der ägyptiſchen Expedition Bonaparte's anſchloß; nach ſeiner dreijährigen Abweſenheit fand er die Gattin eben ſo wenig für ſich eingenommen und konnte alſo ihre unbeſiegliche Abneigung

*) Wie in dem Tableau de Paris vom 8. März 1796. Nr. 123. bei Lairtullier 298.

**) Moniteur VI. 254. Correspond. inédit. de Nap. Bonaparte V. 287.

die übrigens durch genügende Beweise (sie war in dieser Zeit Mutter dreier Kinder geworden) dargethan war, für einen hinlänglichen Grund zur Trennung ihrer Ehe anerkennen. Dieß geschah am 8. April 1802*); Tallien erkannte die im ersten Jahre ihrer Ehe geborne Tochter, Thereſe Roſa Thermidor, als die ſeinige an: die übrigen drei Kinder erhielten den Geſchlechtsnamen ihrer Mutter Cabarrûs.

Wir werden der Frau Tallien weiter unten noch einmal gedenken. Aber ihr glänzendſter Lebenskreis war jetzt abgeſchloſſen und die frühere Einmiſchung in die ſtaatlichen Begebenheiten vermochte eine Frau, und wenn ſie ſelbſt ſo reizend, liebenswürdig und verbindlich als Frau Tallien war, unter Napoleons Herrſchaft unmöglich zu erlangen**). Durch ihre Verheirathung mit dem Fürſten Joſeph von Chimay (18. Julius 1805) gehörte ſie zwar der vornehmen und höhern Geſellſchaft an, lernte aber auch die Dornen derſelben ſehr bald kennen. Denn der Zutritt zu den Feſten Napoleons, der ſeinem Hofe den Glanz einer züchtigen Sitte geben wollte, blieb ihr trotz der altfürſtlichen Abkunft ihres Gatten fortwährend verſagt***) und ſie ſah ſich auf ein andres, untergeordnetes Gebiet hingewieſen, auf dem ihr vornehme Fremde, Kaufleute, Künſtler und Gelehrte ſtets willkommen waren, und auf welchem die bis an ihr Ende (15. Januar 1836) noch immer ſchöne Frau des Hauſes eine unbeſtrittene Herrſchaft ausübte.

Ein ähnlicher Verein höchſt wirkſamer Einflüſſe begünſtigte die der Frau Tallien an Schönheit und Liebenswürdigkeit gleiche Juliette Adelaide Recamier, die gleichfalls mehrere Jahre lang an der Spitze der weiblichen Bevölkerung Frankreichs geſtanden hat. Ihr Vater war

*) Gazette des tribunaux. 1835. Novembre. Hierüber und die letzten Lebensbegebenheiten der Tallien ſ. m. Lairtullier 306—314.

**) Genlis Memoiren V. 142. 230.

***) Thibaudeau Hist. de Napoléon III. 377.

Bernard, ein Lyoner, sie selbst in dieser Stadt im October 1780 geboren und unter Erinnerungen an das Königthum der Bourbons herangewachsen, dem ihr Vater, der sogar im Jahre 1800 der geheimen Verbindung mit den Chouans bei Bonaparte angeklagt wurde, eine treue Zuneigung bewahrt hatte. Jene Anklage aber veranlaßte nicht bloß seine sofortige Entsetzung von dem Amte eines Oberaufsehers der Posten in Lyon, sondern auch sein Leben war in Folge der eingeleiteten Untersuchung bedroht. Damals retteten ihn die Fürbitten seiner Tochter, die, zufrieden sein Leben namentlich durch den Beistand des Generals Bernadotte erhalten zu haben, eine Wiederanstellung des Vaters gar nicht nachgesucht hat, wenngleich dieß in den Denkschriften von St. Helena bezeugt worden ist*). Juliette Bernard war mittlerweile, im Jahre 1794, die Gattin des Bankier Recamier geworden, eines verständigen Mannes in reifern Jahren, der durch glückliche Benutzung der Zeitverhältnisse und durch kaufmännisches Talent sich ein sehr bedeutendes Vermögen erworben hatte und in Paris mit allseitiger Gastfreiheit sein Haus den Besuchenden eröffnete. Seine Gattin war jung und sehr schön, dazu weit stiller und bescheidener als man es damals unter Frauen dieses Standes in Paris gewohnt war, das treueste Abbild der Raphael'schen Madonna nach den Berichten der Zeitgenossen, und grade durch ihre Einfachheit die Schöpferin neuer Moden und Trachten auf diesem so wechselnden Gebiete. Aber freilich besaßen nur die wenigsten Frauen die unverwüstliche Heiterkeit und Aufrichtigkeit ihres Wesens, wodurch sie so allgemein gefiel**). Von staatlichen Streitfragen und Erörterungen

*) Mémorial de Las Cases T. II. p. 310. nebst der Berichtigung im Supplément au Mémorial T. I. p. 56. und in der Biographie des Contemporains T. V. p. 642.

**) Als Gewährsmänner nennen wir hier und für das Folgende Thibaudeau 131. und Gagern 116 f. vgl. auch Wachsmuth II. 387.

hielt sie sich fern; aber die schönsten Frauen, die beste Musik, ein Kreis von geistreichen Männern, unter denen Laharpe und Dupaty oben an standen, umgaben sie und Frau von Stael ward schon frühzeitig die genaue Freundin der an Jahren ihr sehr ungleichen Frau Recamier, in deren Klarheit und spiegelhellem Gemüthe sie die anmuthigste Ruhe in dem Getriebe der wild durch einander wogenden Leidenschaften fand. Zu Clichy besaß Recamier ein schönes Landhaus, hier wechselten Spazierritte und Gänge in das nahe Boulogner Gehölz, kleine Gesellschaftsspiele, Gesang und Tanz, beständig ab und wer hätte nicht nach den unmittelbar vorhergegangenen Schreckenstagen in einem so heitern Kreise gern Zerstreuung und Auffrischung suchen sollen?

Als späterhin Recamier mit der Consular-Regierung und hierauf mit dem Kaiserthume Napoleons in Verbindung getreten und der Bankier des Hofes geworden war, bildete sein Haus in der Straße Montblanc den Sammelplatz für Alles, was das Heer, die höhere Beamtenwelt und die auswärtigen Gesandtschaften Glänzendes aufzuweisen hatten, seine Gattin aber blieb einfach in Sitte und Betragen, dabei jedoch stets sehr elegant*) und verschönerte die Geselligkeit ihres Hauses durch Einladungen der ausgezeichnetsten Künstler und Gelehrten. Daher schreibt sich auch das, freilich in mehr als einer Hinsicht unpassende Wort, sie sey die Aspasia des Kaiserreiches gewesen, ebenfalls eine der vielen Nachäffereien des Griechen-

---

Bouilly (Nouvelles récapitulations p. 1.) nennt sie jeune femme aussi timide que modeste, dont rien ne put jamais altérer la serenité de l'âme, la candeur du caractère et pour ainsi dire cette virginité de penchants si parfaitement en harmonie avec les traits d'une figure céleste, ravissante.

*) Madame Récamier ne se montrait jamais que sous un humble vêtement blanc. Un simple petit fichu de gaze posé à la créole sur ses beaux cheveux ondoyants composait ordinairement sa coiffure. Bouilly 2.

thums unter den damaligen Franzosen die durch hochtrabende Redensarten und scharfe Gegensätze hinlänglich zeigten, wie wenig sie die edle Einfalt der Griechen und überhaupt den griechischen Geist begriffen hatten. Weit eher möchte es anzumerken seyn, daß Frau von Stael bezeugt, sie habe den Tanz ihrer Corinna, der mit so außerordentlicher Wahrheit und Grazie geschildert ist, durchaus der Erscheinung der Frau Recamier nachgebildet*). Von ihrem Salon bezeugt Bouilly, daß er nach dem der Kaiserin Josephine der gesuchteste gewesen sey und daß, da man sich hier nicht, wie in den Tuilerien, durch die strengen Gesetze der Hofordnung beengt fühlte, die Unterhaltung einen weit heiterern Character angenommen und man sich ungezwungener habe den eignen Gefühlen und Neigungen hingeben können. Die Vorsteherin des Hauses gewann, durch glückliche Naturanlagen unterstützt und in dem Umgange mit so vielen Berühmtheiten immer mehr an Sicherheit in Blick und Betragen und zeichnete sich schon damals durch die seltne Fähigkeit, die ein scharfer Beobachter aus viel späterer Zeit**) so sehr bewunderte, aus, nach Allem, was um sie herum gesprochen wird, zu lauschen, die streitenden und bisweilen kreuzenden Meinungen in sich aufzunehmen, mit ihren ermunternden Augen einen oder den andern unter den Kämpfenden, die sie siegreich zu sehen wünschte, anzublicken, und durch eine liebenswürdige, aber nie verletzende Satire Leben und Frische in gewöhnliche Gegenstände zu bringen. In dieser Art übte sie die große Kunst, mit leiser, fast unmerklicher

*) Corinne Liv. VI. ch. 1. p. 230.

**) Ed. Gans über den Salon der Madame Recamier, in den Rückblicken auf Personen und Zustände, S. 148—151. Frühere Scenen aus demselben Salon hat Bouilly (4—11. 16—18.) mit Lebendigkeit geschildert, und der Graf Lagarde in seinen Fêtes et souvenirs du congrès de Vienne T. III. p. 41—51. ein heitres Lebensbild der Innigkeit aufbewahrt, mit welcher die gefeierte Frau in der Zeit ihres Glanzes an den Erinnerungen der Jugend festzuhalten pflegte.

Beweglichkeit die Sprechenden von einem Stoffe zum andern übergehen zu lassen, damit nicht hitziger Streit oder langweilige Ermüdung die freie Unterhaltung beengten.

Aus jenen ersten Jahren des Napoleonischen Kaiserthums berichtet die Herzogin von Abrantes*), daß Fouché sich Mühe gegeben habe, Frau Recamier als Ehrendame an den Hof zu bringen, damit sie um so bequemer die Freundin des Kaisers werden könnte, der eines solchen weiblichen Wesens dringend bedürfe. Diese Geschichte ist aber ohne alle innere Glaubwürdigkeit und gehört in die Zahl jener Erinnerungen in dem genannten Buche, bei denen der Verfasserin das Gedächtniß untreu geworden ist.

Von dem Gipfel der Pracht und des Reichthums sah sich Frau Recamier durch den Bankerott ihres Gatten im März des Jahres 1806 gestürzt und zugleich ohne Aussicht, wieder zu dieser Höhe zu gelangen, da Napoleon das kaufmännische Mißgeschick als die Folge verschwenderischen Lebens und unredlicher Unternehmungen ansah, und sich hartnäckig weigerte etwas zur Unterstützung des früher von ihm so hochgeachteten Mannes zu thun. Seiner Gattin war er um ihrer Freundschaft mit Frau von Stael willen überhaupt nicht hold und hatte es ihr nicht verziehen, daß sie, als ihre Freundin im Jahre 1803 von ihm aus Paris verwiesen war, derselben ihr Landhaus zu St. Brice zum Aufenthalt angeboten und sich selbst bei ihr in Coppet aufgehalten hatte. Ungeschreckt durch diese Mißstimmung des strengen Gebieters wagte es Frau Recamier wenige Jahre nachher ihr von neuem zu begegnen. Es geschah dieß im Frühjahr 1811, als Napoleons Grimm gegen Frau von Stael in den heftigsten Gewaltmaaßregeln auffloderte, als er sie von allen Seiten beobachten und umstellen ließ, als er ihr die Zurückgezogenheit in Coppet nicht gönnen wollte; sie

*) Memoiren XII. 131—135.

sollte nicht bloß Paris, ihr eigentliches Lebenselement, sondern das französische Reich gänzlich verlassen. Ehe dieß erfolgte, brachte Frau Recamier, „jene schöne Frau, welche die Huldigungen von ganz Europa empfangen und nie einen Freund im Unglück verlassen hat*)," auf ihrer Reise nach Aix**) einen halben Tag bei ihr zu, obgleich Fouché jede mögliche Ueberredungskunst versucht hatte, um sie zurückzuhalten. Dafür ward sofort die Verbannung aus Paris über sie verhängt, sie lebte nun zwei Jahre, ohne ein Wort der Klage hören zu lassen oder die Erlaubniß zur Rückkehr zu erbitten***), in Chalons und in Lyon, bis sie sich im März 1813 nach Italien begab.

Die Erzählung ihres folgenden Lebens gehört nicht hierher. Aber länger als die andern genannten Frauen und länger als Frau von Stael ist Frau Recamier eine anziehende und von den Besten aufgesuchte Berühmtheit des neuen Paris geblieben, trotz ihres einfachen und äußerlich unscheinbaren Gesellschaftssaales in der Abbaye aux Bois. Man denke sich, sagt Gans, eine Frau in den Funfzigern, die von Allem, was die Schönheit Ewiges und Unverwelkliches erhält, nicht bloß die Spuren, sondern vielmehr das Wesen und die Substanz erhalten hat, die in ihrem reichen Umgange mit Allem, was seit einigen dreißig Jahren in der Weltgeschichte Bedeutendes

*) Worte der Fr. v. Stael in: dix années d'éxil p. 135. vgl. p. 54.

**) Diese Reise wurde die Veranlassung zu einer engern Verbindung mit dem Prinzen August von Preußen und gab der Frau von Genlis den Stoff zu ihrer Novelle: le château de Coppet.

***) Les revers de fortune, lesen wir bei Fr. v. Stael in dem genannten Buche, qu'elle avait éprouvés lui rendaient très pénible la destruction de son établissement naturel. Séparée de tous ses amis, elle a passé des mois entiers dans une petite ville de province, livrée à tout ce que la solitude peut avoir de plus monotone et de plus triste. Und in der Corinne (T. I. p. 334.) sagt sie: cette femme, célèbre par sa grace et par sa beauté, offre l'éxemple au milieu de ses revers, d'une résignation si touchante et d'un oubli si total de ses intérêts personnels, que ses qualités morales semblent à tous les yeux aussi remarquables que ses agrémens.

hervortrat, eine Sicherheit des Blicks und des Betragens gewonnen, die in Erstaunen setzen würde, wenn sie nicht in der allgemein menschlichen Liebenswürdigkeit verloren gegangen zu seyn schiene. Man denke sich diese Frau, noch heute (1825) umgeben von den Edelsten des Volkes und allen Fremden, die den Vorzug genießen, bei ihr eingeführt zu seyn, einen eignen Lebenslauf besitzend, welcher gleichsam der Mikrokosmus des allgemeinen Weltganges ist, und man wird nicht erst fragen dürfen, ob es wichtig und bedeutend sey, in diesen Kreis gesehen zu haben.

Neben diesen Bedeutendheiten der damaligen Pariser Frauenwelt darf auch eine Dritte nicht ungenannt bleiben, deren Gesellschaftssaal die Vergleichung mit den ersten Salons in Paris nicht scheuen durfte. Diesen hatte Louise Contat, die schon genannte dramatische Künstlerin, später die Gattin des Herrn von Parny, nach ihrer Befreiung aus dem Gefängnisse, in welches sie ihre Anhänglichkeit an die königliche Familie und die Vorliebe für ausgezeichnete Leute der höhern Aristokratie geführt hatten, eröffnet. Wie es vor der Revolution in den Häusern der Schauspielerinnen Lecouvreur und Quinault geschehen war, so pflegten sich auch um Louise Contat eine Anzahl geistreicher und liebenswürdiger Frauen und Männer, jedoch keine von den Helden des Tages zu versammeln. Einige junge Schriftsteller ausgenommen, fanden sich nur solche, die mehr oder minder in der Schreckenszeit gelitten, bei ihr ein, sie hofften diese Erinnerungen vielleicht hier zu vergessen, wo sie sich nicht um Politik kümmerten, und sich wie ehemals dem Reize einer leichten, angenehmen Unterhaltung überließen. Der Graf Louis von Narbonne, der Marquis von Jaucourt, der Vicomte von Ségur, die Marquis von Gontant und Girardin, die Herren von Parny, Vigée und Desprez entfalteten die Heiterkeit und Galanterie der frühern Salons, die Frauen von Beaufort, von Soulès, die berühmte

Lebrun und andre erinnerten nicht an eine gewöhnliche Schauspielerunterhaltung, und Schriftsteller wie Dupaty, Legouvé und Colin d'Harleville, sprachen mit Geschmack und Beredtsamkeit über die literarischen und dramatischen Tagesneuigkeiten. Die Contat selbst verstand mit Höflichkeit und Anmuth die Unterhaltung zu leiten. Ihre Manieren waren durchaus nicht theatralisch, im Gegentheil sprach aus ihrem Wesen eine gewisse Hoheit und Würde, die eben so wohl durch Freundlichkeit gemildert wurde, als sie vor Befangenseyn und kleinlicher Demuth bewahrte, so daß sie mit Frauen von hohem Range sich ohne Verlegenheit, aber auch ohne Vertraulichkeit unterhalten konnte. Der lange Aufenthalt mit ihnen in demselben Gefängnisse, gleiche Ansichten und gleiche Gefahren hatten in ihr die, bereits früher erworbene Sicherheit des Betragens gesteigert, wodurch sie in ihrem eignen Hause überall Heiterkeit und frohe Laune um sich zu verbreiten wußte*).

Nachdem in der oben beschriebenen Weise die Mode in ihr altes Recht eingesetzt war und nur noch die Frauen hartnäckiger Jacobiner sich in schmutziger und nachlässiger Kleidung sehen ließen, begann auch das Bestreben einzelner Frauen von ihren Salons aus einen Einfluß auf die öffentliche Meinung zu gewinnen. Wir nennen hier zuerst den Salon der Frau von Stael. Bald nach Robespierre's Sturze war sie mit ihrem Gemahle, dem schwedischen Gesandten von Stael-Holstein, nach Paris zurückgekommen, wo sie allen heimkehrenden Vornehmen die Hand reichte und eine eben so warme Freundin derselben war als in frühern Zeiten der geächteten Anhänger der Republik. Sie gehörte, wie Thibaudeau**) sehr

*) Sophie Gay über den Salon der Contat im Magazin für Literat. des Auslandes 1837. Nr. 14—16.

**) a. a. O. 133. und auf der folgenden Seite: depuis la Fronde aucune femme n'avoit eu peut-être une influence politique aussi marquée.

richtig bemerkt hat, nach ihrer Geburt und nach ihren gesellschaftlichen Verhältnissen der Aristokratie an, sie vergötterte das Andenken ihres Vaters Necker, aber ihre Ansichten und Wünsche umfaßten die Freiheit in ihrer edelsten Gestalt. So konnte ihr Haus der Mittelpunkt für alle vornehmen Fremden und ausgezeichneten Schriftsteller werden, die Männer vom alten Adel und guter Erziehung, deren elegante Manieren unter der bescheidenen Kleidung, die sie noch von der Schreckenszeit her trugen, durchschimmerten, ein Herzog Matthieu von Montmorency, ein Ritter von Boufflers, ein Graf von Sabran, fanden sich hier mit frühern Jacobinern zusammen, die in die Kreise der vornehmen Welt eintraten und ihren Ton nachzuahmen strebten, wenn gleich dem Kenner der Unterschied zwischen ihrer Erscheinung und der Eleganz und Courtoisie des alten Adels noch lange bemerklich blieb. Frau von Stael aber erreichte hierdurch auf das Beste ihren Zweck *). Sie sah sich bald wieder in den Stand gesetzt an staatlichen Dingen Antheil zu nehmen und den kleinen Krieg (intriguer c'est faire hörte man sie öfters gegen ihre Vertrauten sagen), gegen die rohen, ungeschlachteten Emporkömmlinge zu beginnen, statt deren sie ihren Freunden, den Narbonne's, Jaucourt's und andern historischen Namen das Staatsruder zugedacht hatte, und überhaupt durch ihren Geist, durch ihre rasche, lebhafte und leben-

*) Gagern a. a. O. 115. Ueber ähnliche Einflüsse, die sie im Jahre 1801 erlangt hatte, spricht sie sich mit großer Aufrichtigkeit in folgenden Worten aus: il faut l'avouer, il y a toujours un peu de coquetterie dans tout ce que font les femmes, et la plupart de leurs vertus mêmes sont mélées au desir de plaire, et d'être entourées d'amis qui tiennent plus intimement à elles par les services qu'il en ont reçus. C'est sous ce seul point de vue qu'on peut leur pardonner d'aimer le crédit: mais il faut savoir renoncer aux plaisirs mêmes de l'obligeance pour la dignité; car on peut tout faire pour les autres, excepté de dégrader son caractère. Notre propre conscience est le trésor de Dieu: il nous est permis de le dépenser pour personne. (Dix années d'éxil p. 29.).

dige Unterhaltung die Jugend in ihren Salons für eine bessere Zeit, deren Erinnerungen ihr Innerstes durchglühten, zu begeistern. Auf diese Weise bewirkte sie mit ihrem Freunde Benjamin Constant und durch ihren Einfluß bei Barras die Zurückberufung Talleyrand's (im Jahre 1796) und seine Anstellung als Minister, denn sie versprach sich Großes von seiner vermittelnden Klugheit für die Aussöhnung aller Parteien, sowie die Directoren andrerseits eine nicht geringe Genugthuung darin fanden, ein so vornehmes und zugleich ein so geschicktes und erfahrenes Werkzeug für sich gewonnen zu haben. Dafür wurde aber die Frau von Stael auch von Legendre und Tallien als eine gefährliche Frau bezeichnet, auf die man ein wachsames Auge haben müsse und ihre Gesellschaften (côteries particulières) als solche, welche nicht undeutlich dahin arbeiteten die Constitution von 1789 zurückzuführen*). Trotz dieser unleugbaren Lust am Leiten, Regieren und Bekämpfen zeigte sich ihr Character sogleich wieder im Lichte edler Weiblichkeit, wenn es, wie nach dem achtzehnten Fructidor, darauf ankam, ihre Freunde zu schützen, mit eigner Gefahr sie zu verbergen oder durch unablässige Fürbitten bei den Machthabern sie vom Tode zu erretten, obgleich sie wiederum auch dieser nicht geschont und durch Uebersendung des von Brutus an Cicero geschriebenen Briefes an den prachtliebenden Schwelger Barras einen glänzenden Beweis ihres Muthes gegeben hat.

Weniger zahlreich besucht als der Salon der Frau von Stael, aber von einem nicht geringen Einflusse auf die Ansichten des Tages und auf die Versöhnung der Parteien waren die Gesellschaftsabende der Frau von Flahault, der Frau von Montesson und der Frau Devaine. Die erstere war artig und verständig in der Unterhaltung, ohne so

*) Stael Betrachtungen II. 176. 213—220. Bailleul examen critique T. II. p. 209.

voranzueilen wie Frau von Stael, ihr Character höchſt liebenswürdig, die Erinnerung an ihr eigenes, überſtandenes Leiden ließ ſie ſtets zu jeder Hülfe willig erſcheinen, Frau von Monteſſon dagegen war die bejahrte Wittwe des Herzogs von Orleans, des Großvaters der jetzt in Frankreich regierenden Familie, in zweiter ungleicher Ehe. Die Schreckenszeit, die herben Tage des Gefängniſſes und eigne Kränklichkeit hatten über ihr ganzes Weſen eine ſanfte Schwermuth verbreitet, aber ſie war gütig, freundlich, gelaſſen geblieben, eine Freundin der Wiſſenſchaften, ſelbſt Dichterin, Künſtlerin und eine vorzügliche Schauſpielerin auf Geſellſchaftstheatern. So vereinigte ſie Alles in ſich, um die beſte Geſellſchaft bei ſich ſehen zu können und den alten feinen Ton der Hauptſtadt in ihrem Salon wieder aufleben zu laſſen. Sie ward daher von allen Parteien eifrig geſucht, Altes und Neues berührte ſich hier auf das Vortrefflichſte und Bonaparte bewies ihr, die er überdieß von ſeiner Gemahlin ſo oft und ſo eifrig hatte rühmen hören, ſeine beſondre Gunſt. Ein wohl unterrichteter Zeitgenoſſe verſichert, daß Niemand als Frau von Monteſſon den Zuſtand der damaligen Verhältniſſe richtiger beurtheilt habe*). Eine Frau von ganz verſchiedenem Character war Frau Devaine, die Gattin eines klugen, achtbaren Mannes, der vor der Revolution einem angeſehenen Amte in der Finanzverwaltung vorgeſtanden hatte. Im Gegenſatz zu ſeiner Ruhe und Beſonnenheit beſaß Frau Devaine eine feurige Einbildungskraft, eine überfließende Beredtſamkeit, eine vorherrſchende Luſt an raſcher und belebter Unterhaltung, die aber nie in Wortſtreit oder parteiiſches Gezänk ausarten durfte. War ſie ſchon nicht ſo unterrichtet als Frau von Stael, ſo beſaß ſie doch hinlängliche Kenntniſſe und den natürlichen guten Verſtand, der ſie

*) Gagern a. a. O. 117 f. und über die Flahault ebdſ. 115. Ueber den Salon der Devaine Thibaudeau a. a. O. 135. 136.

da zurücktreten ließ, wo sie sich auf unsicherem Boden fühlte. Dabei war sie eine Frau von einem vortrefflichen Herzen, sie ließ Niemand bei sich beleidigen oder verstimmt werden, alle Parteien mußten sich in ihrem Salon vertragen und der einzige Gewinn, nach dem sie in ihren politischen Verbindungen strebte, war der ihren Freunden dienen zu können. Geschadet hat sie Niemanden, auch nicht den entschiedensten Republikanern, wenn schon die Revolution selbst ihr ein Gräuel war, im Gegentheil wußte sie mit vieler Geschicklichkeit zu vermitteln und die alten Freunde ihres Hauses, wie ein Suard und Morellet, fanden sich hier mit den jüngern Besuchern, einem Boissy d'Angles, Siméon und Thibaudeau, in traulicher Weise zusammen, so daß selbst diese Mischung den Reiz des Umganges nicht unbedeutend erhöhte.

So waren also in Paris im dritten Jahre nach Robespierre's Sturze eine ansehnliche Zahl schöner und gescheuter Frauen die gesellschaftlichen Zierden der großen Welt geworden, und wetteiferten als Wirthinnen oder als Gäste bald durch den Aufwand von Schönheit und Reichthum, bald durch eingreifende Klugheit die Herrschaft des weiblichen Geschlechts neu zu begründen. Noch gehörte ihnen dieß Reich fast allein. Denn in den ersten Jahren nach jenem Ereigniß lebten die meisten adlichen Frauen still und zurückgezogen von den genannten Salons bloß in der Erinnerung an das Königthum und in Ausübung frommer, religiöser Gebräuche. Angesehen und zahlreich waren nur die Versammlungen des hohen Adels bei Frau von Clermont-Galarande. Mißtrauisch gegen die Gegenwart verbargen die übrigen Familien die geretteten Trümmer ihres Vermögens und lebten äußerlich sehr eingeschränkt (wenige von ihnen hielten Pferde und Wagen), nur im Innern begannen sie allmählig sich mit der frühern Eleganz einzurichten. Hier sahen sie nur wenige ausgewählte Bekannte bei sich, umgaben sich mit den alten, treuen Dienst-

boten und suchten auf jede Weise die alten Sitten und Gebräuche beizubehalten*). Ein anschauliches Bild dieser Lebensart geben die Erinnerungen der Herzogin von Abrantes an den Haushalt ihrer Mutter, der Frau von Permon. Aber je mehr der kriegerische Ruhm ein Gegenstand volksthümlicher Begeisterung wurde und Bonaparte die ältesten Familien an sich zu fesseln, seinen Generalen aber Frauen aus vornehmen Häusern zu verschaffen wußte, um so mehr verschwand auch diese Zurückgezogenheit und gieng in Anhänglichkeit, ja bei manchen Altadlichen sogar in Verehrung der Person des mächtigen Herrschers über.

VII.

Indem wir hier Napoleons und der durch ihn neu geschaffenen Ordnung der Dinge gedacht haben, stehen wir an der Gränzscheide unserer Characteristiken, die aus der ersten Zeit der Revolution entlehnt waren. An diesem Orte aber scheint es passend der Frau zu gedenken, mit der Napoleon in den Tagen großer Bewegung sein erstes Ehebündniß schloß, die durch Geburt, Stellung und gesellschaftliche Bildung auf die Pariser Frauenwelt einen bedeutenden Einfluß geübt und ihrem Gemahle viele Männerherzen gewonnen hat, dann aber von dem im Uebermuthe des Glückes treulosen Napoleon verstoßen worden ist. Wir meinen Josephine Beauharnais, Napoleons erste Gemahlin, die in der von uns geschilderten Zeit neben der Tallien, Recamier und Stael einer gleichen Auszeichnung werth ist und den Glanz der Macht länger als jene Frauen genossen hat, bis sie von dem ersten Throne der Welt in die Einsamkeit des Privatlebens zurückzugehen gezwungen ward. Es ist auffallend, daß Lacretelle und Lairtullier, die

*) Gagern 102. 114.

beiden Geschichtschreiber der französischen Frauen, Josephine's nur so selten und beiläufig genannt haben: um so zweckmäßiger erscheint hier eine Zusammenstellung glaubwürdiger Nachrichten *).

Marie Rose Josephine Tascher de la Pagerie gehörte einem altadelichen französischen Geschlechte an. Ihr Vater Joseph Gaspard de Tascher, Herr von la Pagerie, hatte auf der Insel Martinique das Fräulein Rose Claire de Vergée de Sanois geheirathet, ihre Tochter war die am 24. Junius 1763 geborne Josephine. Zwar noch jung, aber doch schon im Besitze jener anmuthigen Nachlässigkeit der vornehmern Creolinnen, war sie nach Frankreich mit ihren Eltern übergesiedelt und dort am 13. December 1779 die Gattin des Vicomte Alexander von Beauharnais geworden. So trat sie in die elegantesten Lebenskreise des alten Frankreich, zu deren schönsten Zierden sie bald gerechnet wurde. Der Revolution konnte sie nicht hold seyn, wenn schon ihr Gemahl, ein in jeder Hinsicht ausgezeichneter Mann, sich in der würdigsten Weise und als Freund gesetzmäßiger Freiheit dabei betheiligte, bis ihn der Haß der revolutionären Regierung zum Tode auf dem Blutgerüste (24. Julius 1794) verdammte. Seine Gattin besorgte längere Zeit ein ähnliches Schicksal in den Gefängnissen der Conciergerie, wo sie zwar öfters kleinmüthig war und viele Thränen vergoß, bis sie durch Tallien nach dem Sturze Robespierre's befreit wurde und sich mit ihrem Sohne Eugen nach dem Dorfe Croissy zurückzog, wo derselbe das Tischlerhand-

*) M. s. meine ausführlichere Abhandlung „Erinnerungen aus dem Leben der Kaiserin Josephine" in der Minerva vom J. 1841. April. S. 119—176., wo wir außer den im Folgenden neu hinzugekommenen Nachrichten noch die Schrift von Betty Dibelius: Erinnerungen an die Kaiserin Josephine. Hannover 1845. und die Mittheilungen des Grafen Fabre de l'Aude in Lewald's Europa Bd. 3. Liefer. 12. (1842) S. 497—509. nachtragen. Beide behandeln vorzugsweise die spätern Lebensereignisse Josephinens.

werk erlernte, während die Tochter Hortenſie in Paris in einer Modehandlung arbeitete, weniger aus Noth, als um die Kinder einer ariſtokratiſchen Familie gänzlich aus dem Geſichtskreiſe ihrer Verfolger zu entfernen*). Bald aber bedurfte es einer ſolchen Vorſicht nicht länger, da ſie Barras unter ſeinen Schutz genommen und die Wiedererſtattung eines Theils ihrer Güter durchgeſetzt hatte, wofür dann Joſephine nebſt Frau Tallien vor allen unter den Ausgezeichneten glänzte, mit denen ſich Barras in ſeinen prunkvollen Abendgeſellſchaften zu umgeben pflegte. Ihr Ruf gewann dadurch allerdings nicht, man beſchuldigte ſie, in derſelben Weiſe, wie Frau Tallien, der Sittlichkeit Hohn zu ſprechen, namentlich ſey Barras nicht unerhört geblieben. In jener Zeit großer Unſittlichkeit und Schamloſigkeit war es freilich ſehr ſchwer ſich ganz fleckenlos zu erhalten, aber kein hinlänglich beglaubigter Vorwurf laſtet auf dem Namen Joſephinens wie auf dem ihrer Freundin, ſie ſcheint vorzugsweiſe Putz, Mode und Bälle geliebt zu haben**), wie ſie denn auch in ſpäteren Jahren niemals aufgehört hat die Sorge für geſchmackvolle Kleidung zu einer Lebensaufgabe zu machen. Allerdings erhob dieß noch ihre reizende, bezaubernde Geſtalt, über die Anmuth und Güte im reichen Maaße ausgegoſſen waren***). Ungewöhnlich leicht und gefällig in jeder ihrer Bewegungen, zeigte ſie dennoch in der ganzen Haltung die vornehme Frau, ihre Stimme war ſo bezaubernd, daß der bloße Klang derſelben ſchon entzückte, in ihren dunkelblauen,

---

*) Nach des wohlunterrichteten Duesberg Zeugniß in der von ihm und Jacquin herausgegebenen Schrift: Rueil, le château de Richelieu, la Malmaison. (Paris 1845) p. 271.

**) Mémoires et correspond. de Josephine p. 170. vgl. Memoir. der Herz. von Abrantes IV. 250.

***) Elle avait, ſagt Meneval (Napoléon et Marie Louise T. I. p. 236.) in einer leſenswerthen Stelle, la grace, plus belle encore que la beauté, selon notre bon La Fontaine.

von langen, feingebogenen Wimpern überschatteten Augen lag ihre ganze Seele — kurz sie war eine höchst anziehende Frau, gleich schön in der Freude wie im Schmerze.

Wie große Plane auch schon damals in der Seele des General Bonaparte lagen, so konnte er sich doch nicht des lebhaften Eindruckes erwehren, den in Barras Abendgesellschaften Frau von Beauharnais auf ihn machte. Sie war ihm schon um ihres Sohnes Eugen willen werth geworden, als sich dieser nach dem dreizehnten Vendemiaire von Bonaparte den Degen seines hingerichteten Vaters erbeten, und dadurch die erste Bekanntschaft vermittelt hatte*). Und da der weibliche Scharfblick der Frauen Tallien und Recamier bald errathen hatte, daß Josephine mit besondrer Theilnahme bei dem jungen, vielversprechenden Generale verweilte, da Barras selbst wünschte seine beiden Schützlinge vereinigt zu sehen, so fand auch Bonaparte günstige Aufnahme, als er im Februar 1796 der schönen Frau seine Hand und sein Herz anbot. Sie hatte gewiß den ersten Gemahl noch nicht vergessen, aber sie stand jetzt ganz allein, sie hatte ferner zwei Kinder, für die sie sorgen mußte und wie hätte dieß besser geschehen können als durch den Mann, der schon damals mächtig und angesehen genug war, um sich auf dem schwankenden Boden und unter den größten Umwälzungen aufrecht erhalten zu können.

Mit Recht bemerkt Thibaudeau, daß es eine ganz überflüssige und erfolglose Untersuchung seyn würde, wenn man sich auf die Frage einlassen wollte, ob Bonaparte zum Oberbefehlshaber der italiänischen Armee durch Barras oder durch Carnots Einfluß ernannt sey, oder das allerdings oft gehörte Gerede wiederholen, es sey Bonaparte's Ernennung gleichsam Josephinens Mitgift aus Barras Hand gewesen. Hier sprechen

*) Las Cases Memorial V. 57. Thibaudeau Histoire de Nap. Bonaparte T. I. p. 130., und auch für das Folgende.

bloß die einfachen Thatsachen, daß Bonaparte seine Frau sehr lieb hatte und daß er ein Feldherr von ausgezeichnetem Rufe war. Das Directorium konnte keinen bessern finden, um die hungrigen, abgerissenen, aber leidenschaftlich aufgeregten Soldaten der italienischen Armee von ihren rauhen und armen Felsen in die gesegneten Landschaften Italiens zu Ehre, Ruhm und Reichthümern zu führen. Aus eben diesem Grunde ward die Heirath beschleunigt und der Contract am 8. März 1796 vor dem Civilstands-Beamten Leclercq in Paris unterzeichnet*). Wenige Tage darauf reiste Bonaparte nach Italien ab und schon im dritten Monat nachher folgte ihm Josephine nach Mailand, um Zeugin der Siege und Triumphe ihres Gatten zu seyn. Auf diese Weise genoß sie die süßeste Freude sich als die Gemahlin des allbewunderten Mannes zu wissen, eine Freude, die ihr in der Erinnerung um so angenehmer seyn mußte, weil sie niemals wieder an der Seite ihres Gemahls eine der Hauptstädte hat betreten dürfen, in die der stolze Eroberer an der Spitze seiner Heere eingezogen ist.

Dieß waren die Anfänge der dreizehnjährigen Ehe Josephinens und Napoleons. Die unterrichtetsten Zeitgenossen stimmen darin überein, sie eine glückliche Ehe zu nennen, in der mit Ausnahme einzelner Störungen die vollkommenste Eintracht geherrscht habe. Josephine, urtheilte Napoleon auf St. Helena**),

*) Die Urkunde steht am vollständigsten in Jacquin's und Duesberg's Schrift: Rueil et Malmaison, p. 185 f. womit Meneval: Napoléon et Marie Louise T. I. p. 237 f. zu vergleichen ist.

**) Las Cases Memorial II. 38. und Miß Abell's Erinnerungen an Napoleon S. 65 f. vgl. Bourienne I. 105. IV. 157. Die Stelle aus Thibaudeau steht in dessen Mémoires sur le consulat p. 18. On parlait de son goût pour quelques dames de sa cour; ce n'étaient que des caprices passagers; on en citait très peu; mais elles mêmes qui passaient pour le fixer quelque tems n'avaient aucune influence sur lui et encore moins dans les affaires. Il n'aimait véritablement que Josephine. Elle repondait de tout son coeur à la tendresse de son époux, elle supportait

war gut, sanft und mir ergeben; die Ehe konnte man eine vorzügliche nennen, sagt Thibaudeau, denn Bonaparte hielt aus stiller Ueberzeugung seine Frau für den guten Genius seines Lebens, wenn ihm auch ihre übermäßigen Ausgaben und die dadurch aufgelaufenen Schulden einen gerechten Grund zu Vorwürfen gaben und Josephine ihrerseits durch manche kleine List und sonderbare Mittel den verdienten Tadel zu umgehen suchte*). Aber gleichgültig ist Bonaparte bis zur Kaiserkrönung unter den rauschendsten Fest- und Ehrenbezeugungen niemals gegen die sanfte, liebliche Stimme seiner Gattin geblieben.

Als Bonaparte im Mai 1798 nach Aegypten abgereist war, blieb Josephine in ihrer bescheidenen Wohnung zu Paris in der Straße Chantereine zurück und versammelte hier an jedem Donnerstage eine Gesellschaft ausgezeichneter Männer und Frauen, Künstler und Gelehrter aus allen Ständen bei sich. Man fand in diesem Kreise, wie Bouilly, ein fleißiger Besucher derselben, berichtet**), nicht mehr die altfranzösische Eleganz und verführerische Galanterie aus dem Jahre 1788, oder jene unnachahmliche Anmuth und jenes Sichgehenlassen, dessen man sich nur mit Mühe erwehren konnte. Die Revolution und namentlich die Zeit der Schreckensherrschaft, die noch im frischesten Andenken war, hatten in dem National-

patiemment son humeur, mais elle ne pouvait se resigner à ses infidelités. Und auf S. 19. En tout c'était un très bon menage. Bonaparte était persuadé que sa femme lui portait bonheur; elle le croyait aussi.

*) Solche Scenen schildert Bourienne III. 177—179. IV. 21—27. 80 f. a. a. O. Die Sache selbst geben Josephinens größte Lobredner, wie Meneval (S. 236) und andre zu, weshalb Thiers (Histoire du consulat et de l'empire T. II. p. 151.) in seiner Characteristik wohl von den prodigalités sans bornes und von den imprudences facheuses, durch die sie sich häufig in Verlegenheit gesetzt sah, sprechen konnte. Aber noch kürzer und zugleich wahr sagt Duesberg (S. 131.): Cette bonne Josephine qui ne savait qu'aimer, sentir et non calculer.

**) Mes récapitulations II. 108—116.

character eine neue Kraft, ein würdevolleres Wesen, eine ernstere Haltung und ein sorgfältigeres Abwägen der einzelnen Ausdrücke entwickelt. Nur das persönliche Verdienst konnte sich jetzt geltend machen und auf glückliche Erfolge rechnen. Aber doch fand man noch in Josephinens Gesellschaftsabenden einige der kostbaren Ueberreste aus jener Zeit feiner Sitten und sorgfältiger, gesellschaftlicher Bildung, als deren Vertreterinnen die Gräfin von Houdetot und Fanny von Beauharnais, ein in der literarischen Welt gefeierter Name, erschienen, während sich die neue Welt in den Schwestern Bonaparte's und den Frauen der Generale Damas, Caffarelli und Andréossy spiegelte und Frauen von ausgezeichneter Schönheit, eine Tallien, eine Recamier und eine Regnaud de St. Jean d'Angely, einen Kreis schmückten, den Dichter, wie Chenier, Ducis, Lebrun, Legouvé, Tonkünstler, wie Mehül und Cherubini, Maler, wie Gerard und David, Gelehrte, Beamte und Geschäftsmänner umstanden. Alle diese verschiedenen Besucher beherrschte Josephine durch den Zauber ihres Wesens, sie wußte durch ihr einnehmendes, mild gütiges Benehmen allen Reibungen oder politischen Streitfragen vorzubeugen und erwarb sich auf diese Weise ein nicht unbedeutendes Verdienst um die Einigung der Gemüther und die Bewahrung der Anhänglichkeit für ihren abwesenden Gatten. War gleich Frau Tallien schöner und ihre Gesellschaft ungebundener und war das Haus der Frau Recamier durch allseitige Gastfreiheit und durch Aufwand ausgezeichneter, so durfte doch Josephine dem Wetteifer mit beiden, ihr übrigens sehr befreundeten Frauen nicht entsagen, sondern sich der allgemeinen Anerkennung versichert halten, die ihren Gesellschaftssälen von Fremden wie von Einheimischen gezollt wurde.

Und doch fand diese heitere, geistvolle Geselligkeit in Josephinens eigner Familie, in den Brüdern und Schwestern Bonaparte's vielfachen Tadel und die Verläumdungen drangen bis nach

Aegypten*). Mag Josephine immerhin von manchen Schwächen und Unvorsichtigkeiten nicht frei zu sprechen seyn und mochte besonders ihr Umgang mit Talliens Frau bei den Ehrbaren manchen Anstoß erregen, so hatte sie doch nicht jene harte, unfreundliche Behandlung verdient, die sie nach Bonaparte's Rückkehr aus Aegypten erfuhr. Er fand das Haus bei seiner Ankunft in Paris leer (Josephine aber war ihm auf einem andern Wege in Begleitung ihres Schwagers Ludwig Bonaparte entgegengefahren), ward darüber ausnehmend verstimmt, die Einflüsterungen erbitterten ihn noch mehr, er wollte seine Frau gar nicht sehen, er sprach laut von Trennung der Ehe. Damals besänftigten ihn nur Josephinens Kinder, Eugen und Hortensie, sie baten ihn ihre Mutter nicht zu verlassen, sie selbst nicht zu hülflosen Waisen zu machen. „Ich konnte," sagte Napoleon, „das Schluchzen und Weinen nicht ertragen, die Kinder waren ja so brav." So durften sie ihm dann wieder die Mutter zuführen, die in einem entfernten Zimmer ihres Schicksals geharrt hatte, und eine aufrichtige Versöhnung ward geschlossen**). Jede Zärtlichkeit vergalt ihm Josephine mit der größten Liebe, sie ertrug geduldig seine Launen und ist ihm bis an den letzten Augenblick ihres Lebens treu und ergeben geblieben. Ihr glühendster Eifer ging dahin ihm zu dienen, ihm Freunde zu erwerben, die Beleidigten zu versöhnen, durch Anmuth und Freundlichkeit zu vermitteln und gut zu machen, wo Napoleons Heftigkeit und Starrsinn verletzt hatte. Auf sein Glück, seine Ehre, die Unbescholtenheit seines Rufes hielt sie unverrückt ihren Blick gerichtet und es wird

*) Darauf bezieht sich ein in dem Pariser Journal la Presse im März 1844 bekannt gemachter, glaubwürdiger Brief Bonaparte's aus Kairo an seinen Bruder Joseph. Einiges bei Lairtullier II. 303.

**) Die Berichte in den Memoiren der Abrantes II. 218—222. und Bourienne's II. 156—160. III. 341—345. sind verschieden: wir haben aus ihnen das Wahrscheinlichste gegeben.

nicht unglaubwürdig von einem Manne aus Napoleons nächster Umgebung*) gemeldet, daß, wenn Josephine einmal zu bitten begann, sie nicht früher aufhörte, als bis ihre Fürbitte erfüllt war.

Wenige Wochen darauf hatte Bonaparte die Herrschaft über Frankreich errungen, der achtzehnte Brumaire begründete für ihn die entschiedenste Popularität, die Bewunderung des Helden war allgemein, das Bedürfniß einer kräftigen Verwaltung nach der Schlaffheit des Directoriums dringend; welche Bedenken hätten da einer gewaltlustigen Seele Mäßigung und Selbstbeherrschung empfehlen können**)! Josephine befand sich bei diesem Zuwachs an Macht und Größe nicht glücklicher als früher. Denn wo sie bisher in kleinen, fast unscheinbaren Räumen umgeben von Herzlichkeit, Zutrauen und Freisinn als Wirthin gewaltet hatte, da sollte sie nun unter Glanz und Pracht mit herrscherlicher Hoheit erscheinen und sich die allmählige Bildung eines Hofes gefallen lassen. Die neue Stellung konnte allerdings eine Frau nicht leicht anständiger ausfüllen als Josephine und mit größerer Geschicklichkeit oder Feinheit selbst die widerspenstigsten Elemente in einer Mischung vereinigen***), aber eine Pein war und blieb ihr die neue Hofordnung, welche Napoleon an die Stelle liebenswürdiger Einfachheit setzte, nachdem er sich zum lebenslänglichen Consul hatte erwählen lassen. Um so drin-

*) Savary, über die Hinrichtung des Herzogs von Enghien 33.

**) Darüber Napoleons eigne Worte bei Las Cases VIII. 45. vgl. Wachsmuth's Geschichte Frankreichs III. 125.

***) Meneval 236. Associée à sa fortune, elle l'avait séconde par l'ascendant de sa douceur et de sa bonté; elle avait épousé sa gloire autant que sa personne. Quoique entièrement étrangère à la politique et aux affaires du gouvernement, elle avait concilié à Napoléon, autant qu'il était en son pouvoir, la faveur des partis. Ueber das Glück seiner Ehe mit Josephine ist Napoleon selbst der beste Zeuge in seinen spätern Mittheilungen in Montholon's Geschichte der Gefangenschaft Napoleons auf St. Helena Th. I. S. 98 f. Uebs.

gender wünschte Josephine ein stilles heimisches Glück statt der großen Welt, um sich hier von Zeit zu Zeit erholen und erfrischen zu können. Ein solches fand sie in dem Schlosse zu Malmaison, wo sie der reizendsten Einsamkeit und einer ihr erwünschten Geselligkeit genoß, von wo aber zugleich, seitdem Bonaparte es gleichfalls zu einem Lieblingsaufenthalte erkoren hatte, Vieles ausgegangen ist, was seinen dunkeln Ursprung hernach verläugnete.

Während Bonaparte in Aegypten war, hatte Josephine das Schloß Malmaison von einem Privatmann Lecoutreux gekauft, ein damals unscheinbares Landgut. Aber durch zweckmäßige Erweiterungen eines für jede Art von Parkanlagen sehr geeigneten Bodens, durch geschickte Leitung von Quellen, die in tausend phantastischen Krümmungen einen üppigen Wiesengrund bewässerten und vor allen durch eine reiche Pflanzenwelt, von hochstämmigen Buchen, Eschen und Kastanienbäumen bis zu den kostbarsten ausgestellten Treibhauspflanzen und seltensten ausländischen Gewächsen herab, war Malmaison ein würdiger, schöner und genußreicher Wohnsitz geworden*). Wie sehr derselbe nun auch späterhin von der ordnenden Hand seiner Besitzerin durch geschmackvolle Gewächshäuser, wie sie kein Land besaß, durch kostbare Gemälde, Bildsäulen, Antiken- und Bücherſammlungen und andre Herrlichkeiten verschönert worden ist, so blieb doch Alles einfach und ohne Prunk, man sah überall, daß Josephine sich aus dem ertödtenden Gewirre des Hoflebens in die belebende Anschauung der Natur zurückgezogen hatte. Ihre Freude war auch auf Bonaparte übergegangen. Malmaison ward bald sein Lieblingsplatz und in den ersten Zeiten des Consulats sah man ihn nach Bourienne's Versicherung in Malmaison eben so heiter

*) Duesberg 125—131. und für die spätere Zeit des Kaiserreiches 253—257. 259—262.

als auf den Schlachtfeldern nach einem erfochtenen Siege. Damals kam er mit seinen Geheimschreibern Bourienne und Meneval jeden Sonnabend Abend von Paris nach Malmaison, blieb dort den Sonntag, mitunter auch noch einen Tag, und widmete sich ländlichen Beschäftigungen und heitern Spielen. Man zeigt noch jetzt einen Baumgang, den er selbst unter munterer Unterhaltung mit seinen Generalen vermessen hat und die Erzählungen der Zeitgenossen melden ausführlich, wie er mit den Männern und Frauen aus Josephinens Umgebung spielte, fuhr, ritt, tanzte und allerlei Kurzweil trieb*), wobei er denn auch freilich die Leute an den Ohren zu zupfen und mit sonderbaren Ehrentiteln zu schimpfen pflegte. Doch lauerte wohl damals noch nicht hinter solchen zweideutigen Freundlichkeiten jener wilde Zorn oder jener unheilvolle Ausbruch, die vor allen beweisen, daß ihm Freundlichkeit und angebornes

*) Viele Einzelnheiten bei Bourienne III. 135 f. V. 14—16. VI. 125 f. Abrantes IV. 233 ff. 251 ff. 264—271. IX. 11—15. Meneval I. 115 f. Ausführlicher beschreibt Duesberg a. a. O. S. 262. die parties de barre (ähnlich dem deutschen Kämmerchenspiele) in folgenden Worten, die wir hier aus dem seltenen Buche glauben mittheilen zu können. Les deux camps sont formés: voici d'un côté Bonaparte, Lauriston, Rapp, Eugène et les demoiselles Auguié: de l'autre côté Josephine, Hortense, cette autre perle de la Malmaison, Jerôme, madame Caroline Murat, Isabey, Didelot, de Lucay. La lutte est engagée; bientôt deux files de prisonniers se déroulent de part et d'autre: mais le nombre est égal, la victoire indécise: c'est le moment de frapper le grand coup, la garde va donner, Bonaparte s'élance, avec quelle impetuosité, quelle vigueur. Hortense est poursuivie, elle s'épuise en detours, en ruses de guerre, mais la voilà perdue . . . . quand le premier consul, rencontrant sous ses pieds une racine cachée dans l'herbe, s'étend tout de son long sur le champ de bataille. Un cri s'élève, mais Bonaparte se relève avec de grands éclats de rire et se livre aux vainqueurs. Venaient alors les échanges de prisonniers, de là, grande querelle, il fallait deux ennemis pour le rachat du premier consul, et trois au moins pour Hortense, dont l'intrepidité connaissait peu de bornes. Ces differences constituaient, à proprement parler, toute l'aristocratie de Malmaison.

Wohlwollen fehlten, jenes königliche Oel, womit der Himmel selbst die Bessern salbt, oder das er in ihre Züge und Handlungen gießt*).

Die Gesellschaft, welche Josephine in Malmaison um sich versammelte, war zunächst die, welche bereits in ihrer Stadtwohnung zu Paris den Reiz ihrer Liebenswürdigkeit kennen gelernt hatte. Zu ihnen gesellten sich nach dem achtzehnten Brumaire die jungen Gemahlinnen der Generale Lannes und Junot, die Fräulein Emilie von Beauharnais und von Fontanges, Verwandte Josephinens, die an die Generale La Valette und Savary verheirathet waren, die Schwestern Bonaparte's und die jungen Krieger aus dem italienischen und ägyptischen Feldzuge, frische, rüstige Menschen, die auf den Schlachtfeldern groß geworden waren und die ihr kriegerischer Ruhm den Frauen empfahl. Alle diese nahmen an dem geselligen Leben, das sich in Malmaison so anziehend und genußreich wie auf der Besitzung eines reichen Privatmannes gestaltete, Antheil, der anmuthige Park und die weitläuftigen Wälder boten den täglichen Spaziergängen hinlängliche Abwechselung, auch Fahrten in die Nachbarschaft wurden unternommen; der Austausch von Meinungen und Erzählungen war lebhaft, Ernst und Munterkeit fanden unerschöpflichen Stoff. Die Memoiren der Herzogin von Abrantes haben viele Erinnerungen aus jenen glücklichen Tagen aufbewahrt**). Zeugten doch selbst politische Besprechungen damals noch von einem ungezwungenen, vertraulichen Verkehre unter den Ersten und Angesehensten. Einen deutlichen Beleg hierzu bietet jene Unterredung, welche Bourienne, als er sich von Napoleon zurückgesetzt glaubte, mit ihm in der Nacht vor seinem Bette hatte, in welchem er an der Seite seiner Gemahlin ruhte. Josephine nahm auch zu

*) Worte Gagern's a. a. O. I. 103. vgl. Varnhagen von Ense's Vermischte Schriften und Denkwürdigkeiten II. 233 ff.

**) Darüber ist der dritte Aufsatz dieser Sammlung nachzusehen.

Bourienne's Vertheidigung das Wort, wurde aber von Napoleon halb scherzend daran erinnert zu schlafen und sich nur um ihre Angelegenheiten zu bekümmern, da die Frauen von Regierungsgeschäften nichts verständen*). Den letztern Vorwurf mußte Josephine öfters hören, weil Bonaparte fürchtete, daß sie ihren alten Bekanntschaften zuviel Macht über sich einräumen möchte. Dieß galt namentlich von ihrer Hinneigung zu den Altadlichen in der Vorstadt St. Germain, deren Zulassung in die Abendgesellschaften Josephinens er auf alle Weise hindern wollte und dann gegen seine Gemahlin sehr hart und rauh werden konnte**). Ungeschreckt durch solche Erfahrungen hat sie aber doch grade in Malmaison mehr als einmal durch die mit Feinheit und Gewandtheit geleiteten Verhandlungen wichtige Erfolge erlangt. Denn hier besprach sich Bonaparte mit Sieyes am Abend des funfzehnten Brumaire über die Absetzung des Directoriums und Josephinens warmer Eifer für die Ehre ihres Gemahls war gewiß nicht unthätig dabei, als der achtzehnte Brumaire zur Ausführung eines Unternehmens bestimmt wurde, das die Gestalt des ganzen Landes verändern sollte. In Malmaison versöhnte Josephine um dieselbe Zeit Bonaparte'n mit der Familie Gohier, in Malmaison wußte sie mit vieler Geschicklichkeit die aufsteigenden Zorneswolken zwischen Bonaparte und Bernadotte zu besänftigen und die von dem erstern mit auffallender Unhöflichkeit behandelte Schwiegermutter des Generals Moreau zu begütigen, von Malmaison aus ergiengen viele Begnadigungen, durch welche einer großen Anzahl Ausgewanderter auf Josephinens Fürsprache ihr Vaterland und ihr Vermögen wieder gegeben wurde***). Und so haben wir auch aus zuver-

*) Bourienne IV. 155 f.

**) Abrantes II. 107. Bourienne V. 26. 83. vgl. VI. 126 f.

***) Ebds. III. 4. 32. 43. IV. 172. VI. 127. La Valette's Mem. II. 25 f. Gohier Memoir. I. 207 f. Napoleons Memoir. Notes et Mélanges I. 55.

lässigen Nachrichten erfahren, daß, als Bonaparte eine immer größere Gewalt zu erstreben suchte, die er in dem lebenslänglichen Consulate zunächst zu finden überzeugt war, als sein Bruder Lucian, Röderer, Regnault, Talleyrand und einige andre, welche die Wellen der Revolution emporgeworfen hatten, auf das Thätigste diese Wünsche beförderten, es vor allen Josephine war, die von diesem Taumel des Götzendienstes und der erkünstelten Begeisterung nicht mit fortgerissen wurde*). Sie sparte weder Bitten, noch Vorstellungen, um ihn über seinen wahren Vortheil aufzuklären, sie schilderte ihm mit großer Freimüthigkeit die selbstsüchtigen Ansichten seiner Anhänger, aber vergebens. Bonaparte blieb zwar nicht ungerührt, und antwortete ihr bald scherzend, bald begütigend auf ihre Besorgnisse, aber er ging den einmal beschlossenen Weg. Am Abend jenes dritten August 1802, wo Bonaparte erklärt hatte, daß er dem Willen des französischen Volkes nachgegeben und das lebenslängliche Consulat angenommen habe, sammelte sich eine zahlreiche Gesellschaft in Josephinens Gemächern und wie tief verwundet auch ihr Herz war, so zeigte sie doch gegen Jeden die gewohnte Güte und Liebenswürdigkeit. Aber gleich nachher hörte einer ihrer vertrautesten Freunde, der Staatsrath Noel, von ihr zum ersten Male das Wort, daß sie es jetzt nicht bedauere ihrem Gemahle keine Kinder gegeben zu haben, weil sie für deren Schicksal würde immerfort zittern müssen. „Ich selbst aber," setzte sie hinzu, „will mein Loos nicht von dem Bonaparte's trennen, wie gefährlich es auch fallen möge, so lange er gegen mich die Rücksichten und die Freundschaft bewahrt, die er mir immer bewiesen hat. Sollte ich aber eine Aenderung hierin erleben — dann verlasse ich auch die Tuilerien; ich weiß ja ohnehin, daß

*) Hierüber besonders Thibaudeau 223. 250. 260 f. vgl. Bourienne V. 69.

man mich gern entfernt sähe und daß Lucian seinem Bruder die übelsten Rathschläge giebt."

Seitdem lebte Josephine noch acht Jahre an Napoleons Seite. Aber der Reiz einer stillen Häuslichkeit verschwand immer mehr aus ihrem ehelichen Beisammenleben, sie ward zwar Kaiserin von Frankreich, aber ohne Ersatz für jene gesellige Heiterkeit früherer Tage zu finden oder sich in jenem traulichen Behagen, in jener zwanglosen Artigkeit zu bewegen, welche den Aufenthalt in Malmaison ihr so häufig verschönert hatte. Josephine empfand eben so als die ganze Pariser Frauenwelt die mächtige Veränderung, welche seit dem achtzehnten Brumaire in allen Zuständen vorgegangen war.

VIII.

Nachdem wir in den frühern Abschnitten die hervorragendsten Persönlichkeiten unter den Frauen der französischen Hauptstadt nach ihren wechselnden Lebensverhältnissen während der Herrschaft des Directoriums und des Consulats geschildert haben, bleiben noch die allgemeinen Zustände übrig und die im Leben und in der Literatur wesentlich veränderte Stellung der Frauen zu ihrem eignen Geschlechte und zu den Männern. Denn erst hierdurch erhalten unsre Zusammenstellungen die rechte Vollständigkeit und Abrundung in dem großen Gemälde jener vielfach bewegten Zeit. Wenn wir nun zuerst die Sitten und Gebräuche des gewöhnlichen Lebens betrachten, so fanden die nach dem neunten Thermidor aus den Gefängnissen befreiten oder später aus dem Auslande zurückgekehrten Frauen in Paris die auffallendsten Veränderungen. In den Gesellschaften der Emporkömmlinge herrschte Schwelgerei und Ausgelassenheit statt der anmuthigen Soupers, welche einst der Stolz von Paris gewesen waren. Statt daß man sich früher bei Tafel nach geschickter Verabredung setzte, so bemächtigte

sich jetzt der Hausherr nicht allein der angesehensten Frau in der Gesellschaft und setzte sie neben sich, sondern er rief auch den vornehmsten unter den Männern zum Beistand, der sich auf ihre andre Seite setzen mußte; und wenn diese mit Ehren überschüttete Frau den Zeitvertreib der Herrlichkeit vorzog und unglücklicherweise der Hausherr oder der General oder der Finanzmann langweilig waren, so brachte sie einen traurigen Abend zu. Ferner boten die Hausfrauen ihren Gästen die Speisen auf eine so unbestimmte Art an, als wüßten sie selbst nicht, was sie vorschlagen sollten, während man früher keine Schüssel an sich durfte vorbeigehen lassen. Die Geräthe eines Zimmers hatten nicht mehr die alte ehrbare Gleichförmigkeit, man faltete die Zeuge an den Wänden, statt sie zu spannen, schwere rothe Behänge mit schwarzen Streifen ersetzten die Stelle der Tapeten, bronzene Bildsäulen (ohne Feigenblätter) und Geräthe im römischen Geschmack oder von Acajouholz nach den schwersten, plumpsten Mustern standen an den Wänden, Lampen erhellten statt der Wachskerzen die Zimmer, aus den Nachttischen waren Altäre geworden, und von den chaises longues die Fußdecken verschwunden, so daß die darauf sitzenden Damen jetzt bei der geringsten Bewegung ihren Fuß und oft einen Theil ihres Beines zeigten. Die Sprache der Gesellschaft hatte sich durchaus verändert, man kannte nicht mehr die leise Unterhaltung und anmuthige Ehrerbietung, die Frauen waren weit kälter und weniger zuvorkommend, neigten beim Grüßen kaum den Kopf und umarmten und begleiteten sich nicht mehr nach dem alten Ceremoniel. Man hörte Ausdrücke, über die eine wohlerzogene Frau des ancien régime erröthet wäre. So nannten die Frauen ihr Cabinet das boudoir, ihre Kleidung sa mise und schämten sich nicht die manières engageantes einer andern Frau zu loben.

Solchen und ähnlichen Tadel enthalten die Denkschriften adlicher Frauen, welche uns von ihrem Standpunkte

das neue Frankreich schildern *). Aber sie sahen nicht ein, daß die Lehren der Revolution keineswegs spurlos an den Frauen vorübergegangen waren und daß, wenn auch noch große Laster die Sittlichkeit im Volke unterdrückten und das Gold der Neureichen oft die Stelle des Talents und der Bildung ersetzen mußte, die Frauen doch in der Schule des Unglücks und der Entbehrung Vieles gewonnen hatten. Die häuslichen Sitten waren natürlicher geworden, man fand es nicht mehr gemein, wenn der Mann von seiner Frau ma femme sagte, wenn die Kinder ihre Eltern duzten, wenn die Mutter mit den Töchtern in inniger Vertraulichkeit bei einander lebte, wenn junge Mädchen sich in gemischter Gesellschaft nur bei ihren Taufnamen nannten, statt sich mit Mademoiselle oder mit dem Namen ihrer Eltern anzureden, oder von jungen Männern sagten, il lui fait la cour, statt il en est amoureux, oder, was noch für weit zierlicher galt, il est occupé d'elle. Man erröthete nicht mehr sich in der Ehe zu kennen, sich zu lieben, und die Herzen, welche im Familienverein nun freier schlugen, konnten sich wohl gar Glück zu den Unglücksfällen wünschen, denen sie diese Freiheit verdankten. Hätten sich, urtheilt die Gräfin Rémusat**) eben so verständig als billig, ernstes Nachdenken, religiöse Grundsätze, eine öffentliche Meinung, die sich aber leider da nicht bildet, wo alle Einrichtungen des Staats schwankend sind, mit dieser rührenden Veränderung der Gefühle vereinigen können, so wäre das Schicksal der Frauen ihren Pflichten und Rechten gemäß bestimmt worden. Wo aber den Männern die eigne Zukunft unklar war und Leidenschaften und Systemsucht sich der öffentlichen Angelegenheiten bemächtigt hatten, wo der

*) Créquy VII. 177. 199 f. 303 f. Genlis V. 61—78. Abrantes II. 23—27.

**) Essai sur l'éducation des femmes 95 f. Die weiter unten angeführte Stelle findet sich auf S. 99.

Stärkere zu keinem Entschlusse kommen konnte — wie hätten es da die französischen Frauen wissen sollen? Sie waren allerdings nicht mehr die Französinnen einer frühern Zeit, das Unglück oder der Anblick des Unglücks hatte ihre Empfindung belebt, ihre Einbildungskraft erhöht, sie waren, wenn nicht vernünftiger, doch ernsthafter geworden, die Gewohnheit, zu entbehren, hatte sie gelehrt Trost und Genuß in ihrem Innern zu suchen, und das Bedürfniß, zu empfinden (le besoin de l'émotion), hatte das, sich zu kurzweilen (amusement), ersetzt, die Neigung, wenn auch nicht die Tugend, hatte sie gelehrt Opfer zu bringen. War ihr Leben auch noch nicht nach den Grundsätzen der strengsten Sittlichkeit geordnet, so war es doch folgerichtiger geworden: man glaubte einen Fehltritt durch eine Leidenschaft entschuldigen zu müssen, und das bewies zum wenigsten, daß man sich bewußt war einen Fehler begangen zu haben, und daß man aufgehört hatte in der Bestimmung des Weibes etwas mehr als eine bloße partie de plaisir zu sehen.

Einen wesentlichen Beleg zu dieser Veränderung des weiblichen Characters in der Revolution finden wir endlich in den Romanen dieser Zeit, die von Frauen verfaßt worden sind. Die französische Literatur war auf diesem Felde in früherer Zeit besonders durch die Romane der Frauen von Lafayette, von Riccoboni und Grafigny angebaut worden, von denen namentlich die Princesse de Clèves der erstern fast eine literarische Revolution hervorgebracht hat, so wahr und natürlich waren die Schilderungen, so lebendig die Leidenschaften, so geschickt die Verbindung von Dichtung und Wahrheit. Näher der Revolution und in die Zeit derselben gehören die Romane der Frau von Genlis. Eine lebhafte Einbildungskraft, eine unermüdliche geistige Geschäftigkeit und Harmonie des Ausdrucks, vielseitige Weltkenntniß, in der Vortragsweise etwas kindlich Gefälliges,

wodurch ihre Bücher den jungen Mädchen so wohl gefielen, ein gut Theil Frivolität unter fromm ehrbarem Anschein auf das Glücklichste versteckt, und einiger Anstrich von Gelehrsamkeit, — sind die hervorstechenden Eigenschaften dieser unzähligen Romane. Die Romane aus der Periode, von welcher wir sprechen, tragen einen ganz andern Character. In einem Zeitpunkte, der an alten Ueberlieferungen, an Enthusiasmus, an Ehrfurcht für das Vergangene leer war und ohne Glauben für das Neue, und in einer solchen Uebergangsperiode finden die Gemüther mehr Sicherheit und Schutz in einer eingebildeten als in der wirklichen Welt. Und so hat Frau von Stael mit großem Talent einen Theil jener Periode, wo die Republik und die Monarchie zum letzten, entscheidenden Kampfe gegen einander standen, in ihrer Delphine behandelt, die man zu leicht beurtheilt, wenn man in ihr bloß einen gewöhnlichen Roman sieht. Es ist die Geschichte oder richtiger der Roman ihrer Jugendzeit, aber geschrieben unter den Einflüssen einer Zeit, wo erschütternde Lagen im wirklichen Leben ähnliche im Gebiete der Dichtkunst hervorgerufen hatten und wo der Zusammensturz des gesellschaftlichen Gebäudes auch die Einbildungskraft der Schriftsteller überreizt hatte. Die Form eines Romans in Briefen bot allen den Meinungen, die Frau von Stael später entwickelt und ausführlich vorgetragen hat, über die Ehe, die Religion, die Freundschaft, die Politik, die öffentliche Meinung, kurz über Alles, was das Interesse der neu sich bildenden Gesellschaft in Anspruch nahm, eine passende Stelle und gab zugleich ihrer feurigen, gefühlvollen Seele Gelegenheit, sich ganz zu ergießen. So entstand die Schilderung einer glänzend begabten, aber unglücklichen Frau, die von ihren Neigungen beherrscht, von ihrem unabhängigen Geiste mißleitet, von heftigen Leidenschaften bewegt in den Kampf tritt und trotz angeborner Tugenden und liebenswürdiger Eigenschaften als ein Opfer dieser schrankenlos waltenden Gefühle

fällt, da sie sich gegen die Meinung und die herrschenden Sitten unbedachtsam aufgelehnt hat. In der Strenge, mit welcher Frau von Staël hier gegen ihr eignes Geschlecht verfährt, ist zugleich den Völkern die Lehre gegeben, daß sie, weniger schwach als einzelne Frauen, mächtigen Vorurtheilen gegenüber nur dann siegen werden, wenn sie dieselben durch ein festes Princip zu ersetzen wissen. Alles dieß ist mit großer Beredtsamkeit und in einer Sprache voll Anmuth, Kraft und Leben vorgetragen worden; auch in dieser Hinsicht zeigt sich der entschiedenste Gegensatz mit der regelmäßigen Zierlichkeit der Frau von Lafayette, dem glänzenden Schmucke der Frau von Riccoboni und den kunstvoll gefeilten Perioden der Frau von Genlis.

Mitten in diesem Gefühlssturme, der mehr oder weniger der Character aller Frauenromane dieser Periode ist, erhebt sich aber zugleich ein keimendes Moralgefühl, und der religiöse Sinn, der in vornehmen und geringen Familien sich allmählig wieder Eingang verschaffte, übte seine Gewalt auch auf einzelne Erzeugnisse in der schriftstellerischen Welt. Eine wohlthuende Wärme und Innigkeit spricht uns aus den Romanen der Frau Elisabeth Cottin an. Auch sie hat menschliche Leidenschaften in ihrer Claire d'Albe, Malvina, Amelie Mansfield, Mathilde und in den Verbannten in Sibirien geschildert, aber sie verweilt nur bei dem, was auf edle und tugendhafte Weise anregt. Und wie sie selbst eine Frau von sanftem und reinem Character war (den Ertrag ihres erstgenannten Romanes bestimmte sie zur Unterstützung eines aus Frankreich verbannten Freundes), so herrschen auch in ihren Romanen frommer Sinn, Demuth und sich selbst verleugnende Ergebenheit in einem solchen Grade, daß Frau von Rémusat mit vollem Rechte behauptet hat, es empfände das Gemüth bei diesen Romanen weit mehr tugendhafte Rührung als selbst in Rousseau's neuer Heloise. Denn Rousseau hat seiner Clara

ganz jene philosophische Gleichgültigkeit ihres Jahrhunderts gegeben, welche den Frauen so übel steht und für sie in allen Verlegenheiten des Lebens nur ein geringer Schutz ist. Dagegen war eben diese Zartheit des Characters und dieselbe Religiosität des Herzens, welche die Werke der Frau Cottin auszeichnen, auch der Person und den Schriften der Frau von Souza, die als Frau von Flahault früher zu den glänzenden Erscheinungen der Pariser Frauenwelt gerechnet war, vollkommen eigen. Ihr erster Roman und zugleich ihr berühmtestes Werk: Adèle de Senange ist ein köstliches kleines Buch, wie man es in der alten Zeit vor der Revolution gern hatte, voll der behaglichsten Ruhe, so daß man durch nichts an die Umstände erinnert wird, unter denen es die treffliche Frau im Jahre 1796 herausgegeben hatte, nachdem ihr Gemahl unter der Guillotine gefallen war und sie ohne Vermögen in England mit ihrem einzigen Sohne in der dürftigsten Lage lebte. In dem Buche aber, durch welches sie sich die Mittel verschaffte, um die Erziehung ihres Sohnes bestreiten zu können, ist keine Klage, kein Vorwurf, das Herz dieser Frau ist mild, ihr Sinn freundlich geblieben, wie in den Tagen ihres Glücks. Daher erwarb es sich auch in wiederholten Auflagen eine große Verbreitung in Frankreich, England und Deutschland, und selbst Klopstock versicherte, daß Adèle von Senange der einzige Roman gewesen sey, welchen er mit ungetheilter Aufmerksamkeit mehrere Male gelesen habe. Eben so ist in ihren übrigen Romanen, in Eugene de Rothelin, in der Gräfin von Fargy, in Emilie und Alphonse und in allen andern, welche dem durch eine zweite Vermählung wieder behaglich gewordenen Leben der Verfasserin angehören, eine erquickliche Stille und Behaglichkeit wahrzunehmen, wie sie noch heutige Franzosen bei der fieberhaften Unruhe ihrer jetzigen Literatur nicht genug preisen können. Nicht überraschende Abenteuer, oder kunstvoll angelegte Verwickelungen und starke Leidenschaften sind die hervorstechenden Ei-

genschaften in den Romanen der Frau von Souza, vielmehr begegnet man in ihnen einer meisterhaften Schilderung der Gefühle des weiblichen Herzens und bewundert die mit ausnehmender Zartheit und doch ohne alle krankhafte Weichlichkeit dargestellte Geschichte der erwachenden Liebe zweier jungen Leute von den ersten Regungen an bis zu den verschiedenen Steigerungen der Leidenschaft, die sich nicht mit der öffentlichen Meinung in Widerspruch stellt, sondern die schwierige Verwickelung von Ehre und Liebe in ruhiger würdevoller Weise auflöst und die Herrschaft der Sitte überall anerkennt. Diese Haltung zeigt deutlich, daß Frau von Souza ein Talent ist, welches dem achtzehnten Jahrhunderte angehört, und daß sie sich zu jener Schule der Höflichkeit, der Zurückhaltung und klugen Anständigkeit bekannte, wo man fromm war und doch weltlich und schöngeistig, alles nach den Regeln des vorgeschriebenen Anstandes. Den Hintergrund bilden immer die scharf und richtig gezeichneten Bilder aus dem Gesellschaftsleben, wie im Eugene de Rothelin, der unstreitig eins ihrer besten Werke ist, und das Verdienst hat einen besonders wichtigen Zeitabschnitt auf das Aehnlichste dargestellt zu haben, so daß in demselben die glänzende und doch keusche und poetische Seite in der Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts uns wie in einem Spiegelbilde entgegentritt. Um dieser Vorzüge willen fand man in Frankreich, als Sitten und Gewohnheiten der frühern Jahre nach der Schreckensherrschaft wieder auflebten, in den Romanen der Fr. von Souza gern die liebliche, ideale Seite des achtzehnten Jahrhunderts wieder und manchen edlern Gemüthern gewährte es eine besondere Beruhigung, mitten durch die Strömungen wilder Gewalt und Zerstörung, zwischen dem Auf- und Niedergange der Völker und Reiche, einen Strahl stillen Friedens und geistigen Lebens schimmern zu sehen.

III.

Die Herzogin von Abrantes.

Aus ihrem Leben und aus ihren Büchern.

In der dritten Morgenstunde des sechsten Junius 1838 endigte Laura, Herzogin von Abrantes, in einem Krankenhause auf der Straße Chaillot in Paris ein Leben, das abwechselnd im größten Glücke und im größten Elende zugebracht war. Denn nicht bloß reges Mitgefühl, sondern auch eine tiefe Wehmuth muß uns ergreifen, wenn wir diese aus dem alten Königsgeschlechte der Komnenen entsprossene, später mit Junot, Herzog von Abrantes, vermählte Frau, die in den Prunk- und Glanzjahren der Napoleonischen Kaiserzeit die Blüte der Pariser vornehmen Welt um sich versammelt und Fürsten und Fürstinnen bei sich empfangen hatte, in Elend, Gram und Nahrungssorgen untergegangen erblicken. Und es ist in der That eine bittre Ironie des Schicksals, daß eine so aufgeregte und lebenslustige Frau, die in ihrer frischen Jugend und Schönheit den thätigsten Antheil an allen Waffenthaten Napoleons und seiner Heere genommen hatte, der die vornehme Welt, die Salons, die Vergnügungen Bedürfniß geworden waren, sich in einem Alter von noch nicht vierzig Jahren zu der Beschäftigung des Schreibens für Geld verurtheilt sehen mußte, daß sie Memoiren, Romane, Novellen, kleinere Artikel, Feuilletons zu schreiben sich genöthigt sah, um ihre Ausgaben bestreiten und ihrem Hauswesen den Schein eines geselligen Glanzes geben zu können. Goethe's Worte, daß Schreiben

ein Mißbrauch der Sprache sey, und daß der Mensch vielmehr Alles, was er vermag, auf den Menschen nur durch seine Persönlichkeit wirke *), ist uns nicht leicht wahrer erschienen, als in Beziehung auf die unglückliche Herzogin von Abrantes.

Weibliche Schriftstellerei ist nun an sich schon Vielen ein Greuel, ein Beförderungsmittel der Eitelkeit, ein unnatürliches Ueberschreiten der Gränzen, welche die Natur selbst gezogen hat, um nach den Worten eines strengen Eiferers **) das weibliche Geschlecht bloß küchen- und kinderstubengerecht zu erhalten. Wer so urtheilt, der wird noch weit schärfer über die Emancipation derjenigen Frau urtheilen, die es sogar unternimmt, Memoiren zu schreiben. Und allerdings trifft mancher Tadel, der gegen die Abfassung von Memoiren durch Mitlebende überhaupt ausgesprochen worden ist, schreibende Frauen wohl noch in einem höhern Grade. In Deutschland, wo selbst Männer nur mit einer gewissen Scheu daran gehen, die Ereignisse eines politischen oder literarischen Lebens den Zeitgenossen mitzutheilen, sind die Frauen solchen Unternehmungen mit wenigen Ausnahmen fremd geblieben, weniger aus Mangel an Fähigkeit, als aus dem sehr richtigen Gefühle, daß es den Frauen ohne ganz besondere Ursachen nicht gezieme, aus den stillen Räumen ihres Hauses auf den bunten Markt des Lebens herauszutreten. Sehen wir uns nun in dieser Beziehung nach dem Ertrage des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts um, so finden wir, daß nur eine Frau, die Gräfin Lichtenau, welche durch die Noth und durch die Angriffe ihrer Gegner gedrängt (fast wie die Herzogin von Abrantes durch Geldnoth) ihre Apologie und eine Anzahl der an

*) In Wahrheit und Dichtung Buch 10. S. 364. (Bd. 25. der sämmtl. Werke).

**) J. G. Scheffners Selbstbiographie S. 3.

sie gerichteten Briefe herausgegeben hat. Dem Buche war Lessing's Wort „Nothwehr entschuldigt Selbstlob" als Motto und Schild beigegeben, aber ohne Erfolg für die Sache, die es zu vertheidigen bestimmt war. Nicht durch äußere Noth oder Bedrängniß hervorgerufen, aber im heftigen Gefühle erlittener Peinigungen sind die Denkwürdigkeiten der Markgräfin Friederike Wilhelmine von Baireuth, der Lieblingsschwester Friedrich's des Großen, geschrieben worden. Bei der großen Anziehungskraft, welche der scharfe, satirische Ton und die lebendige Schilderung sehr trauriger Familienereignisse im königlichen Schlosse zu Berlin, diesen Memoiren gleich nach ihrem ersten Erscheinen (1810) verliehen haben, müssen die Erinnerungen der geistreichen Prinzessin doch mit Behutsamkeit benutzt werden, bis, vielleicht erst spät, der sehr umfassende Briefwechsel des Königs mit der Markgräfin erscheint und als Prüfstein an diese Memoiren gelegt werden kann *). Allerdings faßt das Urtheil der fürstlichen Verfasserin häufig die schlimmere Seite auf, sie zeigt bei geringer Prüfung öfters große Härte und hat aus den dunkeln Lästerungen des Hofgeredes manche ungerechte Beschuldigung aufbewahrt, aber selbst unter den bittern Erfahrungen einer unglücklichen Jugend und eines verfehlten Lebens erfreut uns nicht selten der Ausdruck milderer Empfindungen und aufrichtiger kindlicher Liebe **). Diesen Wallungen weniger Preis gegeben sind die Denk-

*) Einstweilen muß hier auf Wilken's Kritik im Berlin. histor. Kalender für 1823. S. 98 ff. verwiesen werden.

**) So erwähnt die Markgräfin (T. I. p. 150. der neuen Ausgabe vom J. 1845.) mehrere Ergüsse satirischer Laune über die clique impériale und daß auch der König, ihr Vater, dabei seinen Spottnamen empfangen habe. Dann setzt sie hinzu: j'avoue que j'étais très coupable de perdre ainsi le respect que je devois au roi, mais je n'ai pas le dessein de m'épargner et je ne prétends nullement me faire grâce. Quelques sujets de plaintes que les enfants puissent avoir contre leurs parens, ils ne doivent jamais oublier ce qui leur est dû. Ueber das innige Verhältniß der Markgräfin und ihres Bruders s. Preuß: Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden S. 249—254.

würdigkeiten einiger andern Frauen, welche ebenfalls durch die Erlebnisse einer reichen Wirklichkeit begünstigt und durch keine äußere Nothwendigkeit gezwungen, den Zeitgenossen eine Reihe anziehender Lebensbilder vorgeführt haben und als die Trägerinnen derselben unsre Theilnahme nicht gleichgültig lassen konnten. Solche Frauen sind die Generalin von Riedesel in ihrer so anspruchslosen und doch für die frühere Lesewelt sehr anziehenden Berufsreise nach Amerika, Friederike Brun in einer wohlgeschriebenen Selbstbiographie, Helmine von Chezy in den bunten Erinnerungsblättern aus ihrem bewegten Leben, und Therese Huber in den Biographien Forster's und Huber's, wo sie nicht selten ihre eignen Verhältnisse und Zustände erklärt und rechtfertigt. Die zweite Bedingung weiblicher Denkschriften, nämlich die Ereignisse einer reichen Wirklichkeit auch frisch und anmuthig darzustellen, haben unter uns besonders Johanne Schopenhauer und Karoline Pichler erfüllt. In den Jugenderinnerungen und Lebensschilderungen der erstern empfangen wir eine Reihe höchst anschaulicher Gemälde aus dem häuslichen und geselligen Leben in den letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts und finden es nur richtig, daß die Verfasserin ihre persönlichen Verhältnisse nicht allzu karg behandelt, sondern gar oft die kleinen und flüchtigen Vorgänge des eignen und fremden Privatlebens, die folgenlosen Eindrücke und Scherze des Tages ausführlicher vorträgt; das Bild der Sitten, der Denkart und alles Thatsächlichen einer bestimmten Zeit prägt sich am Sichersten in solchen Einzelnheiten, für deren Auffassung die Frauen besonders geschickt sind, ab, und trägt wesentlich zur Belebung der Geschichtschreibung bei. Die österreichischen Denkwürdigkeiten der Karoline Pichler sind das Werk einer deutschen Frau im vollsten Sinne des Wortes, deren Lebensaufgabe in der Erhaltung und Veredlung der Familienbande und der häuslich geselligen Zustände bestand. Sie hat nicht als eine in staatsrechtliche Verhältnisse einge-

weihte Diplomatin geschrieben oder als eine den höchsten Ständen angehörige Frau, sondern als die Tochter wohlhabender und geehrter Eltern aus dem höhern Mittelstande, dem sie treu geblieben ist, und doch dem Namen ihres Hauses neben den glänzenden Sälen der Wiener Fürsten und Großhändler ein ehrenvolles Andenken gesichert hat. Aus diesem Gesichtspunkte sind neben dem heitern Geschwätz über die Familienangelegenheiten der Ihrigen die reichhaltigen Nachrichten über das literarische Leben in Wien seit den Achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eben sowohl zu betrachten als die verständige Beobachtung und treue Sorgfalt, mit welcher die wichtigsten politischen Ereignisse in Oesterreich seit dem Tode der Kaiserin Maria Theresia bis zur Julius-Revolution des Jahres 1830 beschrieben sind. Wer die eigenthümliche Tüchtigkeit der Untergeordneten anzuerkennen weiß, wird daher die Wichtigkeit solcher Mittheilungen, wie wir sie in dem Pichler'schen Buche erhalten haben, keineswegs gering anschlagen. Einen weit unbedeutendern geistigen Gehalt haben Amalia Schoppe's Erinnerungen aus ihrem Leben; sie enthalten nur Ereignisse, wie sie im Leben einer jeden Frau vorkommen, deren Geburtshaus nicht gerade auch ihr Sterbehaus geworden ist. Endlich gehören noch zwei Bücher hierher, zwar nicht als eigentliche Selbstbiographien, aber doch als zwei der eigenthümlichsten und merkwürdigsten Erzeugnisse auf diesem Felde unsrer Literatur, wir meinen die Erinnerungen an Schiller und an Herder, von den Frauen Caroline von Wolzogen und Caroline von Herder. Denn beide haben den höchgestellten Menschen, welche sie schildern, sehr nahe gestanden, sie sind Zeuginnen ihrer innern Entwickelung gewesen und haben es mit großem Talente verstanden nicht wenige kleine Lebenszüge, bezeichnende Vorfälle des Tages und Stücke gemeinsamer Unterhaltung in die Geschichte des äußern Lebens derjenigen Männer zu verweben, die bis auf

den heutigen Tag noch zu den ersten Zierden Deutschlands gehören und gehören werden, so lange noch der Sinn für tiefe, geistreiche Forschungen und für unsterbliche Dichtungen in unserm Volke wohnt.

Ein von dieser deutschen Lebensrichtung ganz verschiedenes Verhältniß bietet uns die entschiedene Begabung der Franzosen für diesen Zweig der Literatur. Hier ist seit Jahrhunderten das Feld der Memoiren geebnet und eben so gut wie Staats- und Geschäftsmänner, Feldherrn, Unterhändler und Gelehrte glauben sich Prinzessinnen und Hofdamen, Zofen und Modehändlerinnen, bürgerliche und adliche Frauen auf diesem Unterhaltungsplatze ergehen zu können *). Freilich giebt es unter ihnen nur eine Frau von Stael und wiederum nur eine Frau Roland, deren Geist und politische Vorzüge bereits in dem zweiten Aufsatze dieser Sammlung mehrfache Anerkennung gefunden haben, und unter den Verfasserinnen von Denkschriften aus weniger vornehmen Ständen lassen sich wiederum keine mit den Memoiren Anna's von Oesterreich, die ihre Kammerfrau, Frau von Motteville, herausgab, und mit den treuen, lebenswarmen Erinnerungen der Frau von Campan aus dem Leben der Königin Maria Antoinette von Frankreich vergleichen. Diesen zunächst stehen die Denkwürdigkeiten der Frau de Hausset, der wohlunterrichteten Kammerfrau der Marquise von Pompadour, ein schlichtes, einfaches Buch, welches das Innere einer Favoriten-Wirthschaft aus unmittelbarer Anschauung wiedergiebt. Einen geringern Werth haben die Memoiren der Rosa Bertin, Putz- und Modehändlerin der Königin Maria Antoinette, zwar voll löblichen Eifers für das Andenken ihrer

*) Voltaire hat — wenn auch nicht ganz, doch in vieler Hinsicht mit Recht — gesagt: les subalternes et les femmes de l'interieur d'une cour savent des choses, que les parlaments et les chefs de partis même ignorent ou ne font que soupconner (Siècle de Louis XIV. T. I. p. 43.).

Gebieterin, aber doch von sehr beschränkter Auffassung, und die der Demoiselle Cochelet, späterhin verheiratheten Frau Parquin, über die Königin Hortensia von Holland und den kaiserlichen Hof Napoleons. Sie war die Vorleserin und Gesellschafterin der erstern und hat als solche ein Toilettenbuch in zwei Bänden geliefert, wo sich ausführlich und buchstäblich jene allerliebsten Nichtigkeiten niedergeschrieben finden, welche das häusliche, zurückgezogene Leben einer liebenswürdigen Frau bezeichnen, die in ihrer Jugend auf kurze Zeit das Glück gehabt hatte Königin von Holland zu seyn. Aber den Vortheil gewähren alle diese Schriften, daß ihre Echtheit unbestritten ist.

Aus einer weit frühern Zeit ist die Selbstbiographie der Frau von La Mothe-Guyon, ein Buch von wunderbarer geistiger Eigenheit und einem seltsamen Reize, wie sie selbst ein leuchtendes Meteor im Gebiete der frommen Schwärmerei gewesen war. Die stürmischen, selbst erlebten Kämpfe der Fronde schildert uns Mademoiselle von Montpensier, eine rührige Theilnehmerin an Hof- und Staatssachen und Kriegshändeln, in einer Reihe lebensvoller Bilder, in dem überschwenglichen Reichthume von Memoiren und Briefen, welche das Zeitalter Ludwig's XIV. in einer Fülle aufzuweisen hat, wie kein andres in der Weltgeschichte, zeichnen sich die Denkwürdigkeiten der Gräfin d'Aunoy über den spanischen Hof und die spanisch-französischen Zustände durch eine vortreffliche Auffassungsgabe aus, nicht minder die Briefe einer deutschen Frau, der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, durch hellen Beobachtungsgeist, rücksichtslosen Gradsinn, derbe Natürlichkeit und einen schroffen deutschen Fürstenstolz, dessen Gewicht sie stets den französischen Hof fühlen ließ. Weiter begegnen wir bei dieser Musterung aus der Zeit Ludwig's XV. den Memoiren der Frau von Genlis, die bis in die neuere französische Literatur hineinreichen, einem Gemisch von Wissen und Scheinwissen, Vorliebe und Haß, Unsittlich-

keit des Lebens und scheinbarem Blödethun; aber alles dieß ist in einen Styl gefaßt, der sich in Glätte und Zierlichkeit häufig den besten Hervorbringungen aus der Zeit Ludwig's XIV. vergleichen läßt *). Dagegen spricht überall rührende Wahrheit aus dem Buche des Fräuleins Alexandrine von Echerolles, in welchem die traurigen Erlebnisse ihrer Jugend in den blutigsten Jahren der französischen Revolution erzählt sind. Unter allen aber hat mit unübertrefflicher Naturgabe und echter Weiblichkeit die Marquise von La Roche Jacqueline in den von Barante herausgegebenen Denkwürdigkeiten die gewaltigen Kriegsthaten in der Vendee geschildert und man ersieht aus diesem Buche so wie aus den Denkschriften ihrer beiden wackern Gefährtinnen, der Frauen von Bonchamps und von Sapinaud, auf das Deutlichste, wie rein die Beweggründe in diesem Kriege waren, wie kindlich der Sinn, wie groß die Handlungen, und wie edel das Selbstbewußtseyn, welches aus den ohne alle fremde Hülfe errungenen Siegen sich erzeugt hatte.

Aus der Zeit der Napoleonischen Kaiserherrschaft lassen sich keine Memoiren französischer Frauen aufführen. Wie hätten auch die Herzoginnen, Gräfinnen und Marschallinnen jenes glänzenden und mächtigen Reiches ein Bedürfniß zum Niederschreiben ihrer Beobachtungen oder Gefühle empfinden sollen, da sich die Ereignisse in so überraschender Schnelligkeit folgten und die Blicke kaum bei der jüngsten Vergangenheit verweilen konnten. Les choses se font et ne s'écrivent pas, soll der Grundsatz der reizenden Pauline Bonaparte im Verkehr mit ihren Liebhabern gewesen seyn **), und dieß Wort läßt sich auch in

*) Une sorte de Voltaire — femme-variée, abondante, intarissable comme Voltaire bei Salvandy in der Vorrede zum Roman Natalie p. 23.

**) Nach der Erzählung eines geistreichen Kenners der vornehmen Welt, Semilasso's, in seinem vorletzten Weltgange II. 77.

andrer Beziehung von den damaligen französischen Frauen sagen. Erst nach dem Sturze Napoleons und nach der Restauration der Bourbons hat theils das Bedürfniß sich noch einmal in der Erinnerung an den Strahlen jenes glänzenden Gestirnes zu sonnen, theils die Noth mehrere Frauen zur Niederschreibung ihrer Erinnerungen veranlaßt. Der letztern Stimme ist die Herzogin von Abrantes gefolgt, und in der That zum Vortheil für alle, welche die Napoleonische Zeit in ihren verschiedenen Bezügen kennen lernen wollen, für die Stimmungen der erstern Classe besitzen wir in dem Reisetagebuche der Königin Hortensia durch Italien, Frankreich und England einen merkwürdigen Beleg. Die gewesene Königin sieht hier in Napoleon den Mann des französischen Volkes, der demselben Freiheit, Gleichheit und unvergänglichen Ruhm gegeben habe und für den ganz Europa auf das Freudigste begeistert gewesen sey. Alles dieß und Aehnliches wird man bei einer Stieftochter Napoleons begreiflich finden und ihr den Irrthum gern verzeihen. Weniger aber konnte es Anklang finden, wenn Hortensia laut aussprach, daß die europäischen Völker die Rückkehr der Napoleoniden verlangten und daß alle Wirren des Augenblicks, alle Kämpfe und Leiden der Zeitgenossen nur aus dem Schmerze entstanden wären, nicht mehr von der corsischen Dynastie beherrscht zu werden. So ist dieß Buch recht eigentlich das Manifest zum Straßburger Aufstande Ludwig Napoleons am 30. October 1836 geworden. Jene andre Richtung von Ueberlieferungen zur Zeitgeschichte, die durch manche geglückte Schilderung des niedern und mittlern Volkslebens in Deutschland vertreten ist, wie durch die von Goethe herausgegebene Reihe von Lebensläufen und Kriegsgeschichten, durch die Abenteuer der alten Soldaten Löffler und Steininger oder durch andre Schriften solcher Art, hat sich in Frankreich weniger fruchtbar erwiesen. Denn wenn schon die Compilationen Marco's de St. Hilaire eine große Verbreitung gefunden haben

und die französische Literatur in Balzac's Histoire de Napoléon, racontée par un vieux grenadier ein wahrhaft volksthümliches Buch besitzt, so sind dieß doch nicht die aus dem eignen Leben geschöpften, unmittelbaren Erinnerungen früherer Krieger. Von dieser Art von Denkwürdigkeiten kennen wir nur die einer französischen Amazone, der mehr als siebzigjährigen Therese Figueur, die einundzwanzig Jahre lang als Dragoner in den Kriegen der französischen Republik und Napoleons gedient hatte und deren Leben nach ihren eignen Erzählungen vor einigen Jahren (1842) von St. Germain Leduc beschrieben worden ist.

Abgesehen von der so eben beschriebenen Bearbeitungsweise historischer Stoffe in Frankreich, deren größter Werth ihre lebendige Unmittelbarkeit ist und deren Treue und Sicherheit ihre innern Bürgschaften haben muß, hat sich aber seit der Restauration der Bourbons eine ganz andere Weise, historische Ueberlieferungen im Lande zu verbreiten, der französischen Frauen bemächtigt. Wir meinen jene unechten Memoiren, von denen wir bereits in der Vorrede sprachen, und haben im Allgemeinen zu bemerken, daß, wenn schon große Namen hier gemißbraucht worden sind, sich doch in diesen geschmiedeten Denkschriften eigentlich nirgends ein namhaftes Talent verrathen hat. Die Lust am Gewinn und die Sucht, recht schnell reich zu werden, sind allein die leitenden Beweggründe gewesen. Zwei dieser Frauen waren kühn genug mit ihrem wirklichen Namen die Richtigkeit und Wahrheit der von ihnen herausgegebenen Denkwürdigkeiten vertreten zu wollen, nämlich Ezzelina von Aylde-Longhe oder Ida von St. Elme, und Charlotte von Sor. Die letztere ließ im J. 1837 „Erinnerungen des Herzogs von Vicenza" drucken, ein gut geschriebenes Buch, das für den Augenblick eine anziehende Lectüre gewährt, deren Hauptbestandtheile die Erzählungen Caulaincourt's, wie er sie der Verfasserin bei ihrem Zusammenleben in einem Badeorte mitgetheilt hatte seyn sollen. Wir brau-

chen hier nicht darauf hinzudeuten, wie mißlich eine solche Angabe ist, die überdieß alle Glaubwürdigkeit verlieren mußte, nachdem die Söhne des Herzogs von Vicenza (wie in einem ähnlichen Falle die Söhne Fouché's gethan hatten) erklärt hatten, daß sie ohne allen Antheil an der Veröffentlichung dieser Erzählungen wären, und sich vielmehr im Besitze andrer schriftlicher Denkwürdigkeiten ihres Vaters befänden, die jedoch erst nach dem Tode aller an denselben betheiligten Personen veröffentlicht werden sollten. Trotz dieser Betheuerungen hat die Frau von Sor ihr Buch doch vollendet, das jedoch kundige Leser wegen vieler Unrichtigkeiten und Zurückhaltungen ohne weiteres aus der Reihe historischer Quellenschriften verweisen und es nur zu den Lobschriften Napoleons rechnen werden. Als Beispiel der sehr auffallenden Verstöße gegen die Wahrheit nennen wir hier nur den verunglückten Versuch jeden Verdacht einer Theilnahme an der Verhaftung des Herzogs von Enghien von Caulaincourt abzuwälzen und die Geschichte seiner Sendung am 31sten März 1814 an den russischen Kaiser Alexander mit Aufträgen Napoleons. Ueber beide Begebenheiten sind wir jetzt genau und glaubwürdig unterrichtet *) und können

*) Namentlich durch die Berichte eines sachkundigen Mannes (W.) in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1843. Nr. 109—111, der über die Begebenheiten im März 1814 als theilnehmender Augenzeuge gesprochen hat und mit dem auch die Erzählung in Danilewsky's Geschichte des Feldzugs von 1814 (Cap. 7. S. 80 f.) in der Hauptsache überall einstimmig lautet, wenn schon beide in einigen Zeitbestimmungen abweichen. Dem englischen Officiere scheint jedoch sein Gedächtniß weit treuer gewesen zu seyn als dem russischen Generale. Was die Enghien'sche Verhaftung anbetrifft, so war Caulaincourt Napoleons Adjudant und würde gewiß, wie überhaupt unter allen Lebenden damals nur sehr wenige, in einer solchen Stellung zu einem Befehle seines Herrn schwerlich Nein gesagt und jene lieber aufgegeben als diese vollzogen haben. Jeder unbefangene Richter wird ihm also seinen Antheil an der Verhaftung gern verzeihen, aber eine absolute Abläugnung, wie sie in dem Sor'schen Buche vorliegt, konnte ihrem Zwecke nicht entsprechen, sie mußte

also die Berichte der Frau von Sor für nichts anders halten als für unhistorische, romantisch ausgeschmückte Erzählungen von Thatsachen, die ihr nur oberflächlich bekannt waren. Weit gelesener waren eine Zeit lang die Denkschriften der Frau Ida von St. Elme oder die Mémoires d'une Contemporaine, unter welchem Namen sie ihre eigentliche Berühmtheit erlangt haben. Denn als diese acht Bände rasch nach einander erschienen und in einem kurzen Zwischenraume mehrere Auflagen sich folgten, fand man in Frankreich ihren Inhalt so anziehend, daß Niemand fragte, wer denn die Contemporaine eigentlich sey. So ist denn auch späterhin, als der glänzende Erfolg ausblieb und der Mangel an Zuverlässigkeit diesen Memoiren immer mehr Leser entzog, eigentlich nichts so recht sicher über sie bekannt geworden als daß sie aus einer belgischen Familie abstamme, daß sie eine schöne Frau und bis zu Moreau's Verurtheilung die Maitresse dieses Generals gewesen sey, und dann im kaiserlichen Dienste als Polizei-Agentin allerhand

---

nach allen Seiten scheitern und ihren Verfasser in der öffentlichen Meinung nur stärker belasten, eben so wie Savary in derselben Sache trotz aller aufgebotenen Hülfsmittel und bei wiederholten Versuchen, die Schuld einem andern aufzubürden, über seine Gegner nicht den Sieg davon getragen hat. Mit wenigen treffenden Worten hat Varnhagen von Ense die ganze Angelegenheit beurtheilt (zur Geschichtschreib. u. Liter. S. 159—161) und gezeigt, daß auf Napoleon allein die meiste Schuld der an dem Herzoge von Enghien verübten Mordthat haftete, und daß es sein höchstes Interesse war, die Gegner schleunig zu überbieten. Is fecit, cui prodest, ist der alte Spruch des römischen Rechtes. M. s. auch K. E. Schmid im Hermes XXII. S. 344—359, und v. Rath's Geschichte Napoleons I. S. 205, denn französische Schriftsteller, die neuerdings (1844) diese beklagenswerthe That besprochen haben, wie der Legitimist Müret und der Bonapartist Rougared de Fayet, sind vom Parteigeiste nicht frei und verwirren die Sache mehr als sie dieselbe aufhellen. „Es ist psychologisch leichter, sagt Wachsmuth am Schlusse seiner gründlichen Erörterung (Geschichte Frankreich's III. S. 295), aus Bonaparte's Character sein Benehmen nach der That zu erklären als historisch die einzelnen Umstände, unter denen sie geschah, zu vergewissern."

Dienste geleistet habe. In beiden Eigenschaften konnte die Contemporaine freilich Manches wissen und anziehende Thatsachen erfahren haben. An das Niederschreiben derselben dachte sie jedoch nicht früher als nachdem die Bourbons ihr, die auf den Listen der kaiserlichen Polizei gefunden war, das bisherige Jahrgehalt entzogen hatten; sie sammelte nun ihre Erinnerungen und verkaufte sie an den Buchhändler Ladvocat. Aber nur das Wenigste, eigentlich nur der Titel des Werks, die Idee und vielleicht vierzig Seiten (nach andern die beiden ersten Bände), sind das wahre Eigenthum der Frau von St. Elme, das Uebrige ist eine Compilation vom gewöhnlichen Pariser Schlage, wo man unter andern sich nicht entblödet hat aus Villemarest's hermite en Italie ganze Seiten abdrucken zu lassen, obschon sonst die Schriftsteller, welche die Ausarbeitung besorgt haben, Leute von Talent und Geschick waren, als Lesourd, der damalige Redacteur des Journal de débats, und Malitourne, der Redacteur der Quotidienne. Auch Amadée Pichot und Ch. Nodier, zwei geachtete Schriftsteller, haben sich bei der Abfassung dieser Denkwürdigkeiten betheiligt, die somit eine geistreiche und ergötzliche Mystification für viele Leser in Frankreich, England und Deutschland geworden sind. Weniger Glück hatte die im Jahre 1831 erschienene Fortsetzung jener Memoiren: la Contemporaine en Egypte, gefunden, sowie eine neue Compilation, die sie unter dem Titel: mille et une causeries im Jahre 1833 erscheinen ließ und die sie in einen Prozeß mit dem darin erwähnten Vicomte von Toucheboeuf-Clermont verwickelte *). Später zog sich die Contemporaine nach London zurück, und verbreitete im

*) Derselbe setzte in einer eignen Flugschrift: mille et unième calomnies de la contemporaine (Paris 1834) den Zusammenhang der Sache auseinander, wogegen die Contemporaine schon früher eine Vertheidigungsschrift unter dem Titel: mon appel (1832) herausgegeben hatte.

Jahre 1841, daß sie im Besitze eigenhändiger Briefe des Königs Ludwig Philipp von Frankreich sey und nicht abgeneigt dieselben für eine ansehnliche Belohnung herauszugeben, im Gegentheile aber mit ihrer Bekanntmachung drohte. Es ist indeß weder das Eine noch das Andere geschehen, Frau von St. Elme ist immer tiefer in Noth und Armuth gesunken und endlich in einem Krankenhause zu Brüssel gestorben.

Ein drittes Buch, das den Namen einer altfranzösischen Berühmtheit trägt, darf hier nicht übergangen werden. Wir meinen die Denkwürdigkeiten der am 15. Februar 1803 zu Paris in dem hohen Alter von beinahe hundert Jahren verstorbenen Marquise Renée Caroline von Crequy, ein Buch, das aber nach Form und Inhalt dem aufmerksamen Beschauer die Ueberzeugung gewährt, daß er hier nicht mit den selbstgeschriebenen Denkwürdigkeiten einer vornehmen Dame, sondern mit der Arbeit eines Mannes zu thun hat, der eine Menge vorfindlicher Stoffe, aus namhaften Hülfsquellen und aus echten Denkblättern und Aufzeichnungen, wie sie an einem Orte wie Paris sich leicht zusammenfinden lassen, äußerlich mit nicht ungeschickter Hand in einander gefügt hat *). Wir läugnen hiernach nicht, daß diese Denkwürdigkeiten manches Brauchbare und Willkommne enthalten **). Dahin gehören eine Anzahl einzelner Besonderheiten, aus denen die Schwerfälligkeit und die bloße Angewöhnung äußerer Würde und Schicklichkeit bei der altfranzösischen Aristokratie sehr deutlich hervorgeht, die lebendige Chronik eben dieses Adels, die Nachrichten über die Etikette im alten Frankreich, die reichhaltigen Sammlungen über Moden und Gebräuche vor und nach der Revolution,

*) M. s. Depping's Zeugniß im Morgenblatte 1842. Nr. 60. und Barthold: die geschichtlichen Persönlichkeiten in Casanova's Memoiren II. 79.

**) Wenn wir sie auch nicht mit Eug. Sue (Arthur T. I. p. 197) die délicieux et spirituels souvenirs de Mad. de Créquy nennen möchten.

die nähern (wenn gleich nicht immer richtigen) Aufklärungen bekannter Vorgänge, wie z. B. der Geschichte des Mannes mit der eisernen Maske, endlich die ausführlichen Schilderungen mancher Scenen aus den Zeiten Ludwigs XIV. und XV. sowie aus den Drangsalen der Revolution *), gegen die eine entschiedene Abneigung an den Tag gelegt wird, und bei allem diesen eine gewisse Aufrichtigkeit und Selbstbeschränkung, die bei einem Buche dieser Art grade um so auffallender ist **). Uebrigens gehören die Personen und Begebenheiten in diesen acht Bänden fast nur den vornehmsten Lebenskreisen an und in Schmähsucht und Hochmuth gegen nicht ebenbürtige Familien, ja sogar gegen deutsche Reichsfürsten und Reichsgrafen, sucht die Marquise ihres Gleichen. Daher waren diese Crequy'schen Memoiren als Gegensatz zu den vielen Memoiren über die Revolution und über die Napoleonischen Feldzüge eine gar nicht übel ausgedachte und wohl berechnete Erfindung der Pariser Gewinnsucht, die denn auch der Beimischung von allerhand anstößigen und häkeligen Geschichten ***) zur Ergötzung der Leser nicht entbehrt.

Eben diese Leichtigkeit in Zusammenbringung geschicht-

*) Die hierher gehörigen Einzelnheiten haben wir schon im zweiten Aufsatze dieser Sammlung (S. 208 f.) belobt.

**) Je vous parlerai, so lesen wir T. IV. p. 180., seulement des choses qui seront à ma connaissance. Quand il est question d'émettre un avis sur un acte politique, tout le monde ne sauroit en parler avec les mêmes détails et la même autorité; ce qui fait que mon récit ne s'accordera pas toujours avec les événemens de mon tems. Quand il est question de juger un premier ministre, chacun a ses motifs d'indulgence ou ses griefs contre lui; mais vous pensez bien que M. le duc de Penthièvre et le baron de Breteuil auraient pu me donner des informations plus certaines et plus éxactement précises que celles de MM. Grimm et Diderot par éxemple.

***) Wie des spectacle auguste bei Voltaire in Ferney (T. IV. p. 170. T. V. p. 152 f.) und ähnlicher Mischungen von Frivolität und Prüderie vornehmer Frauen am Hofe Ludwig's XV., z. B. T. III. p. 152.

licher Stoffe, und dieſe Leichtfertigkeit, mit welcher man in Frankreich um das Nichthiſtoriſche irgend einen glänzenden Deckmantel zu werfen verſteht, veranlaßt bis auf den heutigen Tag neue Betrügereien unter erborgten weiblichen Namen. In Paris hat kaum irgend ein Ereigniß eine Bedeutung erlangt, ohne daß der Held oder die Heldin deſſelben zum Gegenſtande der Memoiren gemacht werden. So Frau Manſon in dem berühmten Proceſſe des Fualdez, ſo Marie Lafarge in einer vielbeſprochenen Vergiftungsgeſchichte, ſo Nina, Fieſchi's einäugige Geliebte, und Adele Boury bei den verſuchten Ermordungen des Königs Ludwig Philipp. Auch dieſe Romane heißen dann Memoiren, aber ſie ſind nur die Schattenſeiten jener franzöſiſchen Unbefangenheit und Leidenſchaftloſigkeit, die in echten Denkwürdigkeiten eine durch keine Nebenabſichten geſtörte, ſich frei mittheilende Naturanlage zu erkennen geben. Ein ſolches Buch von echtem Gehalte ſind die Erinnerungen der Gräfin Merlin (1836), deren vornehmſter Reiz in der innern Gemüthsbewegung liegt, die mit Offenheit und Beſcheidenheit und durchaus ohne die in ähnlichen Büchern ſo gewöhnliche Anmaaßung und Ueberſchätzung vor den Leſern entfaltet iſt. Ohne alle politiſche oder metaphyſiſche Betrachtungen, und ohne das ungemeſſene Lob der Pariſer Geſellſchaft, auf welche die Franzoſen ſo ſtolz ſind, und deren Zauber die Gräfin Merlin wohl kennt, ſich aber vor ſeinen Umſtrickungen zu hüten weiß, hat das Buch doch viele Leſer gefunden; wir wiſſen nicht, ob dieß mehr der Anmuth und Eleganz der Erzählerin oder einer Umänderung in den Anſichten und Wünſchen franzöſiſcher Leſer zuzuſchreiben geweſen iſt.

II.

Wir kehren nach dieſen Zuſammenfaſſungen und Ueberblicken deſſen, was die franzöſiſche Memoiren-Literatur aus der

Hand weiblicher Schriftstellerinnen darbietet, zu unserem Hauptgegenstande, zu den Denkwürdigkeiten der Herzogin von Abrantes, zurück. Diese gehören zu den besten Büchern dieser Art. Denn wie ein ganz besonderer Reiz der Memoiren überhaupt im Individuellen liegt und in der Enthüllung von Triebfedern und Ursachen, die die Memoirenschreiber in ihrer nächsten Umgebung kennen gelernt haben, ohne gerade in allen selbst mithandelnd gewesen zu seyn, so sind für eine solche Darstellungsart gescheute, lebendige Frauen von Welt und Bildung besonders geschickt, und französische Frauen, welche die Wunder des Jahrhunderts erlebt und die großen Umwälzungen desselben in ihren eignen Erlebnissen erfahren haben, wiederum in einem vorzüglichen Grade. Die Herzogin von Abrantes war ohne Zweifel eine solche befähigte Frau, die viel Phantasie, viel Schwung in den Gedanken, wenig Gründlichkeit, mehr Gedächtniß als Talent, mehr Gewandtheit als Erfindungsgeist besaß. Der Blick solcher Frauen, sagt sie richtig *), ist oft schärfer als der der Männer. Denn sie dringen in die Tiefen des Herzens, erforschen seine Falten und ergründen zugleich einen Menschen, den die Menge nur nach dem Aeußerlichen zu würdigen vermag. Solche Memoiren von Zeitgenossen, so lesen wir an einer andern Stelle **), sind weiter nichts als große und weitläuftige Gemäldesammlungen, auf deren einer Seite zahlreiche Bildnisse hängen, auf der andern Seite aber durch offene Fenster der Blick in die Vergangenheit fällt. Wer also dergleichen Galerien anlegt, muß darauf achten, seinen Bildern die größtmöglichste Aehnlichkeit zu geben und die Fenster in großer Zahl nach dem Schauplatze der Ereignisse, mit denen und in denen er gelebt hat, zu öffnen verstehen. So tritt man in das Leben zurück, zuweilen, ja sogar oft, ohne

*) VIII. 149. der deutschen Uebersetzung.

**) IV. 119. vgl. III. 193.

Vergnügen und ohne ausgezeichnetes Glück, aber nie ohne Interesse."

Die neuern Leser dieser Memoiren würden dieß Interesse noch ungetheilter und gleichmäßiger empfunden haben, wenn die Herzogin nicht gar zu oft Verschiedenartiges ohne Rücksicht auf Zeit und Ort durch einander geworfen hätte, wenn ihre Erzählungen mitunter nicht gar zu rhapsodisch und dann wieder zu weit ausgesponnen wären und in solchen Fällen ganz des Reizes jener mündlichen Unterhaltungen ermangelten, welche die Herzogin nach glaubwürdigem Zeugniß mit einer bewunderungswürdigen Kunst und mit großer Liebenswürdigkeit zu führen verstand. Sonst ist Vieles in diesen Memoiren zu rühmen. Freundschaft, Mutterliebe, eheliche Zärtlichkeit, Gastlichkeit, echter Geselligkeitssinn, thätige Güte und freudige Anerkennung fremden Werthes sowie Dankbarkeit für erwiesenes Gute (wo nicht Nationalvorurtheile störend hervorbrechen) sind die in allen Theilen des Werks durchschimmernden Eigenschaften, ein muthiges Herz, eine kräftige Seele, die „mit dem Tode spielt, wenn sie ihm begegnet", eine ungebrochene Stärke des Willens, die nur durch die größere Schwäche des Geschlechts hinter dem Manne zurückbleibt — diese Eigenschaften treten aus allen Lebensschicksalen der Herzogin dem Beobachter entgegen*). Dagegen aber fehlt die sanfte Weiblichkeit mit ihrem geheimnißvollen Zauber und der Sinn für das höhere, geistige Leben. Ein Kind der Revolution, wie es die Herzogin war, hatte sie ganz andre und entgegengesetzte Eindrücke in ihr Gemüth aufgenommen und wurde späterhin von dem Strudel des Pariser Lebens erfaßt, mit fortgerissen und zuletzt aufgerieben.

Aus diesem Grunde gehört es auch zu den Haupteigenthümlichkeiten dieser Memoiren, daß Frau von Abrantes, wenn

*) Die längere Stelle in Th. X. S. 123—126. ist wichtig für die Ansichten unsrer Verfasserin über die Tugenden der Frauen, das heißt der französischen Frauen.

auch aus corsischem Blute entsprossen, nach Sinn und Herz durchaus Französin ist. Wie nun aber das französische Volk nicht in die Vergangenheit, nicht in seine Urgeschichte oder in die treu bewahrte Sitte und Würde seiner Ahnen seinen Ruhm setzt, sondern in den Glanz der Gegenwart, so ist auch Frau von Abrantes von schwärmerischer Liebe für den Prunk und die Herrlichkeit der Napoleonischen Zeit erfüllt. Wir werden im Verfolge manches hierher Gehörige anzumerken haben. Dagegen ist ihr das Ausland gleichgültig und fremd geblieben. Das zeigt sich nicht bloß in vielen falschen Namen und Angaben, sondern auch in dem characteristischen Hochmuthe der kaiserlichen Zeit, mit welchem sie auf alle Nichtfranzosen herabsieht, so daß also auch ihre Ansichten über Frankreichs auswärtige Verhältnisse ohne Werth sind. Denn wer es jemals gewagt hat, sich der Macht Frankreichs entgegenzusetzen, der heißt treulos, übermüthig, ungerecht (nur etwa der Kaiser Alexander von Rußland, der Erzherzog Karl von Oesterreich, und der Fürst Metternich werden glimpflich behandelt) und keine Tapferkeit der Feinde empfängt Anerkennung, wo es denn der Verfasserin auf eine Handvoll Unwahrheiten gerade auch nicht ankommt, wie bei den Erinnerungen aus dem französisch-preußischen Kriege im Jahre 1806, wo sie unter andern versichert, es sey ganz ungegründet, daß die Franzosen am 6. und 7. November in Lübeck gemordet und geplündert hätten *).

*) Memoir. IX. 206. Und gerade in Lübeck durften die französischen Truppen Plünderung, Mord und die unaussprechlichsten Ausschweifungen begehen, wie die Anschauungen eines Augenzeugen in dem Aufsatze: der 6. November 1806 und dessen nächste Folgen (in den Neuen Lübecker Blättern 1835. Nr. 44 ff.) und der bekannte Brief des trefflichen Franzosen und Augenzeugen, Charles von Villers, an die Gräfin Fanny von Beauharnais hinlänglich dargethan haben. Der Brief des Letztern war im Februar 1806 zu Lübeck als Manuscript und nur für das Auge Weniger gedruckt. Aber er erlangte mit einem Male die größte Oeffentlichkeit. „Wenige Flugschriften", urtheilt Wurm.

In gleicher Weise bezeichnet sie die Schlacht bei Leipzig als eine der schönsten Waffenthaten der Franzosen, den Verlust der Schlacht bei Baylen am 10. Julius 1808 und die darauf folgende Capitulation als ein Unglück für ganz Europa, die Kaiserin Marie Luise wird mehr als einmal beschuldigt, keine wahre Französin gewesen zu seyn *); aber nichts gleicht der Erbitterung, mit welcher die Herzogin von der Niederlage der Franzosen bei Belle-Alliance spricht **). Einige Söhne Frankreichs hätten an diesem Tage die heilige Sache des Vaterlandes verrathen, Feigheit und Niederträchtigkeit allein hätten den Verbündeten den Sieg verschafft; Blücher heißt der Held des Zufalls; und als das größte Unglück betrachtet sie es, daß ein Feind (Wellington) den Namen Waterloo auf seinem Wappenschilde in dem Palaste des Königs von Frankreich zur Schau tragen konnte, als wolle er ihm damit sagen: Du bist König einer Nation, die nur wenig zu fürchten ist, und ich verachte Dich. „O mein Held, schließt sie diese gewaltige Tirade, Du, zu dem ich jeden Abend und Morgen bete, wie zu dem Schutzgeiste Frankreichs, zu Dir, der Du es nur groß und glücklich und vorzüglich geehrt gekannt hast, siehe es jetzt! siehe, wie es zu dem Grade von Kraftlosigkeit herabgesunken ist, daß es sich der Einnahme von Antwerpen erfreuen muß!"

In solchen begeisterten Ausdrücken über Napoleon strömt

---

in den Beiträgen zur Geschichte der Hansestädte in den Jahren 1806—1814 aus Villers nachgelassenen Papieren (Hamburg 1845), „sind in jener bewegten Zeit so verschlungen worden. Der Eindruck war tief und nachhaltig. Ein richtiger Instinct sagte den französischen Feldherrn, daß ihrer Herrschaft, daß dem Vertrauen der Völker zu französischer Gerechtigkeit und zu französischem Schutz ein sehr schlechter Dienst geleistet sey, indem die Wahrheit an den Tag komme." Die Schrift ward daher auch in Paris mit Beschlag belegt. M. s. S. 20. der genannten Schrift und andre hierher gehörige Mittheilungen von S. 9—19.

*) Mem. XVI. 367. XI. 253. XVI. 130.

**) Mem. X. 117 ff. Memoir. über die Restaurat. III. 8 f.

die Herzogin von Abrantes nicht einmal, sondern sehr oft die innersten Regungen ihres Herzens aus, wie denn ein so starkes persönliches Gefühl, als das ihrige, die Ereignisse seiner Herrschaft unmöglich anders aufnehmen kann als in Bezug auf die eigne Stellung. Napoleon ist also der eigentliche Held ihrer Memoiren, der Liebling ihres Herzens, der Stern an Frankreichs Horizonte, der so oft mit empörendem Undanke behandelte Herrscher, dem Gleichgültigkeit und Haß mitten in einer Wüste ein Grab bereitet haben, das nur von den Vasallen Englands besucht wird *). Trotz dieser Parteilichkeit der Herzogin für Napoleon muß man doch bekennen, daß er in keinen Memoiren seiner Feldherrn oder Staatsmänner so anschaulich in seinen Größen und Schwächen erscheint als in denen der Frau von Abrantes, so deutlich ist seine Eigenthümlichkeit aufgefaßt, so scharf die mächtige und, wenn es galt, zauberhafte Persönlichkeit des Kaisers geschildert **), so unverschleiert die Furchtbarkeit seines Grimmes, wann das eiserne Machtgebot seines Willens dem Widerspruche des Schwächern begegnete. Daher sind diese Denkwürdigkeiten zur Geschichte Napoleons sehr wichtig, weil sie köstliche Beiträge zur Kenntniß des französischen Hof- und Salongetriebes enthalten und den ihnen ertheilten Lobspruch Salvandy's ***) vollkommen verdienen. Und es sind nicht bloß die

---

*) M. s. etwa II. 76. III. 25—29. IV. 184—187. XV. 187. VII. 143. IX. 180 f.

**) Die Schattenseiten dieser Erscheinung Napoleons, wenn er etwas ihm Uneignes vorstellen oder auf Gebieten gelten wollte, die nicht die seinigen waren, hat Varnhagen von Ense (Denkwürdigk. und Verm. Schrift. II. 233—239) mit besonderer Geschicklichkeit aufgefaßt. Vgl. auch Gagern: mein Antheil an der Politik I. 103. und Sömmering's Leben von R. Wagner S. 200.

***) In der Vorrede zum Roman Natalie p. 23.: l'histoire de ces tems de l'empire serait incomplète, si une femme ne s'était chargée de retracer à nos neveux avec cet art d'observation qui semblait n'appar-

Personen, welche uns im Staats- oder Hauskleide vorgeführt werden, sondern auch die glänzenden Feste, die reichen Anzüge, die von Edelsteinen, Stickereien und Kreuzen der geladenen Männer und Frauen strahlenden Bälle und großen Vorstellungen, deren Bilder nach so vielen Jahren uns die Herzogin mit einer Treue zu entwerfen verstanden hat, die hinlänglich beurkundet, wie tief sie vermöge ihres Standes und ihrer Bekanntschaften in die vertraulichen Verhältnisse jener eigenthümlichen Welt eingeweiht gewesen ist.

III.

Es ist bekannt, daß der junge Napoleon Bonaparte im Hause der Frau von Permon, die im Jahre 1785 mit ihrer Familie von Montpellier nach Paris gezogen war, in Folge früherer Verbindung beider Familien in Corsica, eine sehr gastfreundliche Aufnahme gefunden hatte, die ihm um so nothwendiger war, da er damals ohne Anstellung in Dürftigkeit lebte. Für die Gesellschaft taugte er wenig, und die jungen Mädchen des Hauses nannten ihn wegen seiner dünnen Beine und großen Stiefeln gewöhnlich den gestiefelten Kater, worüber er sich höchlich zu erzürnen pflegte *). Sein Aeußeres war damals sehr unvortheilhaft, eine gelbe Hautfarbe und schlecht gekämmte oder gepuderte Haare gaben ihm ein unangenehmes Ansehen, die nachher so schönen Hände waren lang, mager und schmutzig, sein Schritt linkisch und unsicher. Dazu trug er einen schlechten, runden, auf den Kopf gedrückten Hut,

---

tenir qu'aux hommes supérieurs, les révolutions nombreuses de la révolution française, alors que la France n'était pas autant que le croira l'avenir, là où il l'eût cherché tout entière, c'est à dire, sur les champs de batailles.

*) Memoir. I. 82. und für das Folgende S. 189.

unter dem zwei lange, schlecht gepflegte Locken *) auf den Kragen des „welt historisch gewordenen" grauen Ueberrockes herabfielen, und keine Handschuhe, weil diese eine ganz überflüssige Ausgabe wären. Erst nach dem 13. Vendemiaire, als er über die Pariser Sectionen gesiegt hatte, ward seine Gestalt einnehmend und Ehrfurcht gebietend und er selbst stieg auch in der Achtung des Volks, aber sein Benehmen gegen die Permons, die bald nach jenem denkwürdigen Tage ihren Vater verloren hatten, blieb sich gleich, ja er ging damit um, beide Familien durch eine Doppelheirath näher verbinden zu wollen, und dachte im Ernste daran, die Wittwe Permon, nach Ablauf der Trauerzeit, selbst zu ehelichen. Die Mutter, eine nach den Berichten der Tochter selbst in schon vorgerückten Jahren reizende und liebenswürdige Frau (auf der Hochzeit ihrer Tochter war sie die Schönste von allen) nahm die Sache für einen Scherz; Bonaparte aber ward durch die Ablehnung sichtlich verstimmt. Gleich darauf begehrte Frau von Permon seine Verwendung für einen Verwandten Stephanopoli. Bonaparte versprach dieselbe, brachte jedoch durch mehrtägiges Zögern die reizbare Corsicanerin so auf, daß dieß einen unangenehmen Auftritt zur Folge hatte, bei welchem sich aber, wie aus der Darstellung der Tochter hervorgeht **), Bonaparte mit vieler Zartheit und Rücksicht betrug. Der Bruch zwischen beiden war indeß für mehrere Jahre entschieden; Bonaparte heirathete bald darauf Frau von Beauharnais und begann seinen Siegeslauf in Italien.

Mitten unter diesen glänzenden Waffenthaten, deren staunenswerthe Erfolge zu den wichtigsten Ereignissen der neuern Kriegsgeschichte gehören, erwächst nun Laura von Permon.

*) Fain im Manuscrit de l'an III. ch. 2. sagt: „des cheveux longs lui tomboient de deux côtés du front, le reste de sa chevelure, sans poudre, se rattacha en queue par derrière."

**) II. 34 — 39. vgl. III. 25 — 29.

Ihre frühesten Erinnerungen sind die Siege Frankreichs und sein großer Feldherr. Auf der andern Seite umgiebt sie der Schimmer und Putz der sich von neuem bildenden guten Gesellschaft, in der auch Frau von Permon, eine Frau von den angenehmsten Eigenschaften, um einen schönen und muntern Kreis zu beleben, in ihrem Hause zahlreiche Besucher sah. Man verweilt daher nicht ungern bei den Schilderungen der schönen Frau Tallien, bei der in ihrer griechischen Tracht so reizenden Pauline Bonaparte, bei dem schönen Kopfe, den Perlenzähnen und dem malerisch geordneten Kopfputze der anmuthigen Visconti, bei der schönen und freundlichen Frau Mechèn *), die geraume Zeit Alles bezauberte. Die Frauen der Familie Bonaparte erschienen überall in Schmuck und Pracht, während die Brüder Napoleon, Lucian und Joseph, den Staat leiteten und zogen bei der genauen Bekanntschaft mit der Familie Permon die Tochter des Hauses bald in ihre Kreise, wo Heiterkeit, Lust und geselliger Scherz von allen Seiten erblühte. Die Schwestern kannten die Macht des Bruders, und wußten, daß es ihnen nie an Geld fehlen würde, um Launen oder Wünsche zu befriedigen.

Nach den Schlachten bei Marengo und Hohenlinden war Friede auf dem Continent; für Frankreich folgten einige Jahre der Ruhe, in denen der erste Consul Bonaparte den Bau begründete, aus dem sich nachmals das lebenslängliche Consulat, dann der Kaiserthron erhob. Um diese Zeit, bald nach der Schlacht bei Marengo, kam auch der Brigadegeneral Junot aus Aegypten und aus der englischen Gefangenschaft nach Paris zurück. Andoche Junot war zu Bussy-les-Forges im Departement Côte d'Or von wohlhabenden, geachteten Eltern am 3. October 1771 geboren, hatte eine gute Erziehung genossen und wollte im Jahre 1791 Advocat werden, als Alles zu den

*) II. 61. 157. 185. III. 37 f.

Waffen griff, und er selbst in die Nationalgarde seines Departements eintrat. Wie er bei Toulon (im Jahre 1796) sich durch Unerschrockenheit und Tapferkeit dem damaligen Artillerie-Commandanten Bonaparte bewährte, ist bekannt genug; seitdem kam er weder in Italien noch in Aegypten von der Seite des Generals; Krieg und Kampf war seine Freude geworden, und mit den ehrenvollsten Wunden bedeckt (deren eine er in einem Zweikampf für Napoleons Ehre erhalten hatte), war er in dem Alter von 27 Jahren schon zum General emporgestiegen *). Sobald er nach Paris zurückgekommen war, gab ihm Bonaparte einen deutlichen Beweis seines Vertrauens, indem er ihn zum Commandanten von Paris ernannte. Darauf rieth er ihm, eine reiche Frau zu heirathen, weil er auf diese Weise alle seine Generale in Paris schnell einheimisch zu machen suchte. Solche Heirathen wurden damals sehr schnell beschlossen und vollzogen; an ein langes Liebeswerben war nicht zu denken, man errang sich eine Frau gleichsam im Sturme. Die Art, wie er seinen Adjutanten La Valette mit dem Fräulein Emilie von Beauharnais versorgte, ist in dieser Beziehung sehr characteristisch **).

Junot also sollte und wollte auch gern heirathen. Er schaffte geschmackvolle Wagen in sein Haus, schöne Pferde in seine Ställe, gute Weine in seine Keller, und nun begann er unter den reichen Erbinnen eine Frau zu suchen. Er fand sie aber alle „häßlich wie die Raupen" und ließ sich also um so eher bewegen, die Bekanntschaft der Frau von Permon zu suchen, da man ihm ihre Tochter Laurette als sehr passend für ihn bezeichnet hatte. Am 21. September 1800 machte er

*) M. s. besonders Mem. II. 116—152. III. 45 ff. XVI. 191 ff. Von Junot's Gefechte bei Nazareth am 11. April 1798 schrieb Bonaparte an Marmont: c'est une des affaires brillantes de la guerre. Correspond. inédit. de Napol. Bonap. T. VI. p. 282.

**) La Valette's Memoiren II. 236 ff.

zuerst seinen Besuch und gerieth unter eine Gesellschaft von lauter Bewohnern der Vorstadt St. Germain, die den republicanischen General Junot freilich nicht gern sahen. Frau von Permon aber fand an ihm Behagen, sie kam seiner Verlegenheit gern zu Hülfe und er selbst bewegte sich bald mit großer Freiheit und Leichtigkeit in dem ihm ungewohnten Kreise, den er in den folgenden Tagen regelmäßig zu besuchen pflegte. Am elften Tage warb er um Fräulein von Permon bei der Mutter; er sey, sagte er, ein ehrlicher Mann, er wolle die Tochter glücklich machen und ihr ein Loos bereiten, welches ihrer und ihrer Familie würdig sey. Die Mutter willigte ein, die Tochter sagte unter Thränen, daß sie stolz darauf seyn würde, den Namen Junot zu führen, und Junot eilte, sich die Einwilligung des ersten Consuls zu erbitten. Als dieser den Namen einer Tochter der Frau von Permon hörte, sprang er unwillig auf, schalt ihn, daß er sich habe entschließen können, der Schwiegersohn dieser Frau zu werden, die eine furchtbare Schwiegermutter seyn würde, und die überdieß kein Vermögen habe, ließ sich indeß besänftigen, und erklärte zuletzt, daß er der Braut 100,000 Franken Mitgift und 40,000 Fr. Morgengabe geben wolle *).

So wurden Laura von Permon und General Junot am 30. October 1800 ein Paar. Die Braut war, wie sie selbst sagt, damals durchaus nicht hübsch, ein junges, blasses, leidendes Mädchen mit sehr braunem Teint, späterhin sey sie vielleicht nicht ganz unangenehm geworden; Junot war eine schöne Gestalt, ein blondgelockter Kopf mit ausdrucksvollen Zügen und einem von der Afrikanischen Sonne gebräunten, männlichen Gesichte. Der General mußte darein willigen, sich in der Kirche trauen zu lassen, weil seine fromme Frau und Schwiegermutter sich nicht mit der bürgerlichen Trauung be-

*) Mem. III. 50—78. Laura von Permon war zu Montpellier am 6. November 1784 geboren. (Mem. I. 46.)

gnügen wollten. Da er jedoch in seiner Uniform als Commandant von Paris sich nicht am Tage in der Kirche zeigen wollte, so fand die Trauung erst um Mitternacht Statt. Diese Verheirathung, welche zu Junots großer Freude das Verhältniß zwischen dem ersten Consul und seiner Schwiegermutter wieder verbesserte, ist mit den anziehendsten Details treu und lebendig geschildert, und giebt zugleich ein höchst anschauliches Bild der Sitten und Denkungsart im damaligen Paris *). Ein Auszug läßt sich nicht gut geben, aber es enthält dieß Stück die hinlängliche Bestätigung dessen, was wir bereits oben in dieser Hinsicht zum Lobe der Memoiren bemerkt haben.

Von jetzt an gehörte die Generalin Junot mit zur Familie Bonaparte. Die gnmuthige Josephine ist ihr stets mit der Liebe und Güte zugethan geblieben, die sie ihr am Tage nach der Hochzeit zugesagt hatte, die Schwestern des Consuls, Caroline Murat, Pauline Leclerc, Elise Bacciochi, nicht minder Hortensia Beauharnais, haben mit Laura Junot stets in Eintracht und Innigkeit gelebt und sind mit geringen Ausnahmen selbst da gute Freundinnen geblieben, als Caroline Murat Großherzogin von Berg und Hortensia Königin von Holland geworden waren. Für die Familiengeschichte des Bonaparteschen Hauses enthalten daher diese Memoiren schätzbare Nachrichten **). Das Leben am Consularhofe gestaltete sich noch ziemlich einfach, große Mittagsgesellschaften, der Aufenthalt in Malmaison, Jagdpartieen und Lustfahrten, Schauspiele, endlich prachtvolle Paraden vertraten die Stelle der spätern Etikette, die allmälig erst in den Tuilerien einheimisch zu werden begann. Die allgemeinen Zustände dieser Zeit haben wir bereits in dem zweiten Aufsatze dieser Sammlung besprochen, Frau Junot im Besondern bediente sich der Freiheit

*) Mem. III. 79—85. 177—193. 195—207.

**) Wir haben dieselben in unserm Aufsatze über die Napoleoniden im Juliushefte des Literar. Zodiacus S. 33—51 benutzt.

ihrer frühern Bekanntschaft mit dem ersten Consul, ihre große Jugend (sie war siebzehn Jahre alt) gab ihr den Muth mitunter sogar derb mit ihm zu seyn und die Wahrheit unumwunden auszusprechen, auch rasch eine Antwort fertig zu haben, wenn Bonaparte ihr ein böses oder strenges Wort sagte, so daß er selbst auf St. Helena gegen seine Vertrauten äußerte, sie habe ihn mitunter wie einen Knaben behandelt*). Dafür mußte sich die junge Generalsfrau auch gefallen lassen, an den Haaren gezogen oder an den Ohren gezupft zu werden, wie es bekanntlich Napoleon bei guter Laune gern that, und von ihm die Namen einer eigensinnigen, rechthaberischen Frau zu empfangen (la petite peste hieß sie sogar in solchen Augenblicken)**), wenn sie sich nicht seinen Wünschen fügen wollte. Unter den Einzelnheiten, welche in dieser Beziehung der vierte Band der Memoiren aus dem Leben in Malmaison darbietet, verdienen besonders Bonaparte's Morgenbesuche im Schlafzimmer seiner jungen Freundin angemerkt zu werden. In einer frischen, muntern Erzählung, die in jeder Zeile den Ausdruck der Glaubwürdigkeit trägt, erfahren wir hier, wie Bonaparte durch Hülfe einer von ihm bestochenen Kammerfrau mehrere Tage lang früh um fünf oder sechs Uhr in das Schlafzimmer eindrang, sich am Fuße des Bettes niedersetzte, Briefe eröffnete, Bittschriften las, Zeitungen durchging und dabei mit Frau Junot scherzte und plauderte, bis ihn die lautere Bewegung des Tages zum Fortgange nöthigte. Man sieht es nun der Unbefangenheit der Erzählung hinlänglich an, daß hier, abgesehen von der Sonderbarkeit des ganzen Auftritts und dem unpassend gewählten Orte des Besuches, durchaus nichts Unanständiges oder gar Unrechtes vorgefallen ist, aber Frau Junot fühlte sehr richtig, daß es sich für sie nicht

*) Memoir. IX. 89. XV. 131 f.

**) Ebds. VIII. 230.

schicke, solche Besuche zu empfangen. Als daher die Versuche durch Verschließung der Thüren dem ersten Consul den Zutritt zu wehren mißlangen, wußte sie ihren Mann, der als Gouverneur von Paris sich eigentlich keine Nacht entfernen durfte, zu bereden eine Nacht in Malmaison bei ihr zu bleiben. Der Anblick seines treuen Waffengefährten, der am andern Morgen zwar ohne Zorn, aber voll sichtlichen Staunens den ersten Consul vor dem Bette seiner Frau erblickte, ließ den letztern sich unter erzwungenem Scherze über Junots heimliches Weggehen von Paris schnell wieder entfernen. Die darauf folgende Unterredung zwischen Bonaparte und der sich ihrer Würde als Gattin wohl bewußten Frau ist für beide Theile gleich merkwürdig. Junot erfuhr nichts von den Vorfällen jener Morgenstunden und seine Frau trennte sich von Bonaparte ohne Groll mit der Versicherung, sie glaube durchaus nicht, daß er ihr habe etwas Böses zufügen wollen, sondern sey ihm, dem Freunde ihrer Jugend, in der anhänglichsten Verehrung fortwährend ergeben *).

Wir wollten diese Scene aus den Heimlichkeiten von Malmaison um so weniger übergehen, da sie einen Beweis für die wahre und edle Empfindung der Herzogin, wo von geschlechtlichen Dingen die Rede ist, darbietet. Wer hierbei etwas Schlechtes denken sollte, ist selbst schlecht. Deutsche Frauen haben nun leicht eine strengere Ansicht und meinen die Ehrbarkeit durch offene Erwähnung mancher Vorfälle des ehelichen Lebens gefährdet. Solche Rücksichten kannte die Herzogin von Abrantes nun überhaupt als Französin nicht, aber auch sonst bedenkliche Richterinnen werden die Freiheit des Ausdrucks nicht anstößig finden, mit der die Herzogin von der bevorstehenden Geburt ihrer Kinder, von ihren Beschwerden in der Zeit guter Hoffnung und von ihrer Niederkunft zu Ciudad-Rodrigo spricht: denn alles ist hier rein, anständig und ohne Blödethun **). Die

*) Ebds. IV. 273—303.

**) M. s. Memoir. VIII. 271 ff. XIII. 168 f.

eheliche Treue aber hat sie an einem sittlich verdorbenen Hofe und unter großer Ausgelassenheit der Verhältnisse ihrem Manne ganz fleckenlos bewahrt; es ist dagegen auch nicht der leiseste Vorwurf laut geworden, vielmehr verdient sie alles Lob für die zarte Art, in welcher sie das Verhältniß Junots zu Napoleons Schwester, der Großherzogin von Berg, in ihren Memoiren berührt hat *). Wir glauben ihr gern, daß bloß ein böser Schein und verleumderische Zuträgereien jenem Verhältnisse in Napoleons Augen eine Wichtigkeit gegeben haben, die es eigentlich nie gehabt hatte.

IV.

Als Napoleon sich die Kaiserkrone aufsetzte, sah dieß Junot ebenso wenig gern, als die übrigen seiner frühern Waffengefährten. Aber dieser Schmerz hatte nichts Feindliches gegen den Kaiser, im Gegentheil theilte Junot mit vielen Andern die Ueberzeugung, daß Napoleon Kaiser werden mußte, da Keiner, als er, in so stürmischen Zeiten einige Sicherheit für das Wohl des Staats gewähren konnte. Wäre nur Napoleons Betragen gegen die Genossen seiner Feldzüge, denen er seine Größe verdankte, sich gleichgeblieben; „er hatte sich aber, sagt Frau Junot **), seit 1804 mit Menschen umgeben, die ihn trotz aller Wohlthaten haßten.“ Weil der Hof im Geiste der alten Zeit eingerichtet werden sollte, so bedurfte man auch dazu der gelehrten Kenner der Hofmysterien, und die Gesetze der Etikette, die man mit ihrer Hülfe auffand, machten bald ein förmliches Buch aus, ungefähr so stark, als das bürgerliche Gesetzbuch. Zu solchen Diensten waren freilich nur wenige unter den Generalen tauglich. Junot selbst, dessen größter

*) VII. 138 f. X. 137 f.

**) VII. 253 f.

Fehler, wie seine Gattin gesteht*), eine leicht erregte Reizbarkeit bei dem kleinsten Anscheine von Unrecht war, mochte mit seinen Urtheilen und Meinungen nicht so zurückhaltend gewesen seyn, daß nicht dem Kaiser darüber Manches hinterbracht worden wäre, der es um so schlimmer empfand, weil er an Junots großer Anhänglichkeit und Verehrung eigentlich nie gezweifelt hatte. Wir halten dieß für den ersten Grund der Kälte, über die Frau von Abrantes so oft klagt. Ein zweiter lag darin, daß Napoleon glaubte, Junot sähe seine Feinde bei sich, und in seinen Salons würde ihm Nachtheiliges besprochen, wozu ihn wohl die alten Verbindungen der Familie Permon mit den adlichen Geschlechtern in der Vorstadt St. Germain und die Freundschaft der Tochter mit den Frauen Recamier, von Chevreuse und andern, die auf der Seite der Royalisten standen, und die er nicht leiden konnte, verleitet hätten **). Hierin hat sich Napoleon gänzlich getäuscht, denn wenn auch Junot die Wünsche der Frau Recamier zu unterstützen stets bereitwillig war ***), so finden wir doch überall die rührendsten Beweise von seiner Anhänglichkeit an den Kaiser, selbst da, wo er ihn mißhandelte. So geschah es im Jahre 1811, als Junot, durch eine furchtbare Narbe entstellt, aus dem spanisch-portugiesischen Feldzuge zurückkam. „Mein Gott, Junot! wie häßlich hat Dich die Wunde gemacht", waren mehrmals Napoleons Worte zu dem treuen Diener; worauf dieser, durch den Zuspruch seiner Gattin ermuthigt, antwortete, daß er sich allerdings auch in einem andern Lichte erblicke, daß aber die Wunde ihn verschönere, da er sie im Dienste seines Kaisers empfangen habe †).

*) II. 117.

**) M. s. Mem. X. 225. 236. XII. 249 u. a. a. O.

***) Ein Zeugniß dafür in der Frau von Stael: dix années de mon éxil p. 57.

†) Mem. VIII. 130.

Bei solchen Veranlassungen fühlte sich Junot allezeit tief verletzt, und es bedurfte der zärtlichen Zuredungen seiner Gattin, um ihn aufrecht zu erhalten. Beide liebten den Kaiser, ja sie verehrten ihn fast abgöttisch und doch lebten sie mit ihm Jahre lang wie in einem Kriegszustande. Junot führte den Krieg gegen die Feinde des Kaisers, Frau Junot gegen den Kaiser selbst, nur daß sie mehr vertheidigungsweise, ihr Mann angreifend zu Werke gieng. Wir müssen dieß sonderbare Verhältniß näher beleuchten.

Junot war gleich nach Anfang des Kaiserreichs Generalobrist der Husaren, einer der vierundzwanzig Großofficiere des Reichs geworden, Adjutant des Kaisers, Gouverneur von Paris und dann Befehlshaber der berühmten Grenadierdivision von Arras. Seine Gattin war zur Ehrendame der kaiserlichen Mutter Lätitia erhoben worden. Dasselbe Vertrauen bewies ihm Napoleon durch die Ernennung zum Gesandten nach Lissabon im Frühjahre 1805, wohin ihn auf des Kaisers Befehl seine Gattin begleitete (wir kommen noch einmal auf diese spanische Reise zurück), und von wo Junot in höchster Eilfertigkeit abreiste, um am 1. December 1805, am Tage vor der Schlacht bei Austerlitz, beim Kaiser einzutreffen, der es ihm versprochen hatte, eine Entscheidungsschlacht nicht ohne ihn zu liefern *). Eine neue Auszeichnung ward ihm nach dem Preßburger Frieden durch eine Sendung nach Parma erwiesen, um die dort ausgebrochenen Unruhen zu unterdrücken, dann durch die erneuerte Ernennung zum Gouverneur von Paris am 19. Julius 1806. Seine junge, lebensfrohe Frau fühlte sich in Paris sehr glücklich; die Feste, die Bälle, die Maskeraden sowohl in ihrem eignen, als in andern Häusern, eine Fülle von Vergnügungen, welche den Hof von Frankreich zum schönsten und glänzendsten machten, reihten sich in den Wintern 1805 bis

*) Mem. VIII. 221.

1806 an einander. Unsre Heldin liebt solche Schilderungen, denn sie war, nach einem Ausspruche Napoleons *), diejenige Frau, welche an seinem Hofe das meiste Geld für ihre Toilette ausgab und am liebsten Kleider von englischen Stoffen trug. Aber sie übertreibt nicht, und man kann es der Matrone nicht verdenken, wenn sie nach den traurigen Erfahrungen ihres Lebens sich in ihrer gezwungenen Zurückgezogenheit noch einmal die Jahre ihrer blühenden Jugend und den Putz, die Diamanten, die Reitkleider und die übrige Ausstattung einer jungen, eleganten Französin vergegenwärtigt hat. Wir tadeln sie also nicht, wenn sie auf das Genaueste zu erzählen weiß, wie sie auf einem großen Balle im Costüm einer Tyrolerin erschienen ist, wie sie als Gesandtin in Portugal eine schöne Robe von weißem Moirée mit Gold gestickt getragen, und wie sie nach ihrer Rückkehr aus Spanien sich in schwarzer Hofkleidung recht gut ausgenommen hat **). Die Siege in Preußen vermehrten den Jubel. Aber nach der Rückkehr trat ein Mißverhältniß ein. Napoleon war unwillig, daß Junot in einem nach seiner Ansicht zu nahen Verhältniß mit seiner Schwester Caroline, der Großherzogin von Berg, gelebt habe; in einer Zusammenkunft zeigte er ihm den kalten, strengen Gebieter, und wenn er auch anscheinend versöhnt ihn entließ, so hatte doch unstreitig der Argwohn in Napoleons Brust zu tiefe Wurzeln geschlagen. Doch erfreut er den General, indem er ihn zum Befehlshaber der Observationsarmee an der Gironde ernennt, wo er die Aussicht hat, dieß Heer nach Portugal zu führen und dort den englischen Einfluß zu zerstören. Schon ist Alles zur Abreise geordnet, da befiehlt ihm Napoleon, vorher auf seinem Landgute Rainey die Prinzessin Ca-

*) Mem. IX. 224. X. 229. vgl. über die Pracht am Hofe IX. 44. X. 293. XI. 36 ff. 155. Mem. über die Restaurat. IV. 196—200.

**) IX. 45. VIII. 135. XIV. 58.

tharina von Würtemberg, seines Bruders Hieronymus verlobte Braut, zu empfangen. Wir haben diese Scene in einem vortrefflichen Genrebildchen von der Hand der Verfasserin geschildert erhalten: Alles ist frisch, lebendig, als ob es sich erst vor wenigen Tagen zugetragen hätte, auch die Verlegenheit, als die Prinzessin beim Umkleiden bemerkt, daß die Hemden im Gepäckwagen zurückgeblieben sind, sie sich deshalb ein Hemd von Frau Junot geben lassen muß und dasselbe nur mit Mühe anziehen kann, da sie sehr stark war, ihre Wirthin aber sehr schmächtig *), ist in einer anmuthig schalkhaften Weise beschrieben, der man aber, wie der ganzen Stelle, es ansieht, wie hoch sich damals die französische Generalsfrau über eine deutsche Fürstentochter erhaben dünkte.

Wenige Tage darauf reiste Junot nach Portugal ab, seine Gattin blieb zurück; sie sollte die Schritte seiner Feinde beobachten **). Dazu fand sich öfters Gelegenheit, und wir verdanken diesem Umstande mehrere anziehende Unterredungen Napoleons, wie sie nicht leicht besser und treuer geschildert werden konnten, indem in ihnen seine bezaubernde Kunst, Herzen zu gewinnen, ebensowohl als seine Heftigkeit und sein zähes Festhalten an vorgefaßten Ansichten auf das Deutlichste hervortritt. Einmal ließ er Junots Frau kommen, um ihr anzuzeigen, daß er ihr Raincy nehmen wolle, eigentlich aber begehrte er zu wissen, was ihr Junot geschrieben, ob er in Lissabon zufrieden sey, ob ihm der Titel eines Generalgouverneurs genügen würde und ob sie nicht Lust habe, neben ihm dort zu thronen. Ein anderes Mal wollte er wissen, welchen Eindruck die Erhebung ihres Gatten zum Herzog von Abrantes (im Jahre 1808) auf sie gemacht hätte ***), nannte sie

*) X. 193—208.

**) X. 257.

***) Da bei der Villa Abrantes an dem Ufer des Tajo in der Provinz Estremadura der höchst gefährliche und entbehrungsvolle Marsch,

„regierende Frau Herzogin" und meinte, was man wohl in ihrem Salons der Vorstadt St. Germain dazu sagen würde. Bald nachher hatte Napoleon an Junot schreiben lassen, er solle zwischen der Stelle eines ersten Adjudanten und des Gouverneurs von Paris wählen, da beide nicht könnten vereinigt bleiben. Junot, tief hierüber bekümmert, da er glaubte, daß ihn Napoleon gar zu gern aus seiner unmittelbaren Nähe verweisen möchte, schreibt an seine Gattin, die sich eine Audienz sofort erbittet. Der Kaiser empfängt am Abend um neun Uhr sie freundlich, „mit dem Lächeln, welches sein schönes Antlitz erhellte und es dem eines Gottes fast ähnlich machte." Er begreift nicht, weßhalb Junot die Adjudantenstelle nicht aufgeben will, er nennt das eine sentimentale Albernheit, er will, daß er Gouverneur bleiben soll, da er ihm dann nützlicher seyn werde; aber er ist nicht unhöflich, nicht rauh gegen die Bittende, er läßt sich von ihr sagen, daß er Junots Character verkenne und sein edles Herz schmähe. Anderthalb Stunden dauert die Unterredung, und getröstet verläßt Frau Junot das Cabinet des Kaisers, den sie unter Thränen nicht um Ehre und Reichthümer, sondern um ein wenig Glauben an das reinste und tiefste Gefühl der Liebe, welches je einen Menschen zum Gegenstande gehabt hatte, gebeten hatte *). Weit stürmischer war die Zusammenkunft, welche die Herzogin im August oder zu Anfang September 1808 mit dem Kaiser hatte. In tödtlicher Angst über das Schicksal ihres Gatten in Portugal, von dem sie gar keine Nachrichten erhielt, konnte sie es nicht über sich gewinnen, bei einem Feste, welches die Stadt Paris dem Kaiser auf dem Stadthause gab, die Wirthin zu machen, wie es ihr als Gemahlin des Gouverneurs zukam.

---

den Junot am 18. October nach dem Uebergange über die Bidassoa angetreten hatte, am 24. November 1808 endigte, so verlieh Napoleon seinem Feldherrn den Titel eines Herzogs von Abrantes.

*) XI. 86—98. 105 ff. 192—205.

Aber die Erlaubniß dazu mußte vom Kaiser kommen. Unfreundlich empfing er sie, wollte von Weiber-Jeremiaden nichts wissen, und verlangte die Ursache zu wissen, weßhalb sie nicht auf das Stadthaus gehen wolle. „Weil ich fürchte, erwiederte die unerschrockene Frau, daß Junot irgend ein Unglück zugestoßen sey.“ „Ich bitte Ew. Majestät um Verzeihung, fuhr sie mit Festigkeit fort (denn Napoleons zusammengezogene Augenbraunen verkündigten ein Ungewitter) aber ich habe keine Nachrichten von Junot und Ew. Majestät haben selbst keine. Ich will mich nicht der Möglichkeit aussetzen, die Nachricht seines Todes auf einem Balle zu vernehmen.“ Da fuhr der Kaiser auf, warf der Herzogin vor, daß sie solche Befürchtungen nur von seinen Feinden habe. Aber sie blieb ruhig und wiederholte nur ihr Anliegen. Als sie aber der Gerüchte gedachte, welche über die Armee in Portugal in Umlauf wären, und von einer Capitulation sprach, zu deren Abschließung Junot gezwungen worden sey, da hielt sich Napoleon nicht länger. Mit furchtbarer Stimme erklärte er ihr, daß das nur Lug und Trug sey, und daß sie gerade, weil man solche Dinge spräche, auf das Stadthaus gehen müßte, selbst wenn sie krank wäre. Das sey sein Wille. Damit war die Herzogin entlassen *).

Junot kehrte aus Portugal im September 1808 zurück und mit ihm erscholl der Ruf eines Besitzes großer Reichthümer und unschätzbarer Diamanten. Mag auch Manches dabei übertrieben seyn, so hatte Junot doch in Portugal sein Vermögen bedeutend vermehrt, und war, wie sehr ihn auch seine Gemahlin zu entschuldigen strebt **), nur durch Erpressungen und Con-

*) XII. 32—36.

**) Mem. XI. 233—237. XII. 97—101. XVIII. 214 f. Da wir nun aus Depping's Erinnerungen eines in Paris lebenden Deutschen S. 225—227 und aus der Reisebeschreibung des Prinzen Max von Neu-Wied (II. 286.) wissen, wie die Franzosen mit den Kunst-

tributionen dazu gekommen. Von seiner Frau hieß es, sie sey im Besitz der größten und schönsten Diamanten *), und ein solches Gerede mochte auch zu Napoleons Ohren gekommen seyn, der ein räuberisches Verfahren seiner Generale zwar nicht gut heißen konnte, aber auch nicht das Geringste that, um ihm ernstlich entgegenzuarbeiten, ja durch sein eigenes Beispiel und seine Befehle sie, nach Ségurs treffender Bemerkung **), zur Pracht und Verschwendung zwang, ihnen also schon die Mittel dazu gönnen mußte. Junot kehrte auf den Befehl des Kaisers bald wieder nach Spanien zurück, um statt der Marschälle Moncey und Mortier die Belagerung von Saragossa fortzuführen. Seine Frau, die es wußte, welchen Gefahren er entgegengieng, wollte ihn durchaus begleiten, und trat „in einem Reisekleide von grauem Casimir, in Mütze, Pelz und Mantel wohl verhüllt", im December 1808 mit ihm die Reise an.

---

schätzen und mit den königlichen Sammlungen zu Lissabon und Belem verfahren sind und erst neuerdings aus den Erinnerungen des Grafen Westmoreland an die Feldzüge Wellington's S. 27 u. 28 erfahren haben, wie räuberisch Junot über das königliche Eigenthum hergefallen sey, so können wir den Erzählungen seiner Wittwe nur geringen Glauben beimessen. Sie selbst erwähnt ja (XII. 157), daß sich ihr Mann habe vom Kaiser wollen die kostbare Lissaboner Bibel schenken lassen! Auch sind unmöglich alle Schätze der Bibliothek, die die reiche Frau Junot (XVIII. 81) selbst rühmt und die sie im Jahre 1816 aus Noth zu Paris versteigern lassen mußte, durch Schenkungen oder gar durch Ankauf in den Besitz des Herzogs von Abrantes gekommen. Ein solches Prachtstück dieser Bibliothek war unter andern (s. Schweigger's Handbuch der class. Bibliogr. II. 1. S. 414) ein Exemplar des Didotschen Horatius auf dem schönsten Pergamente, von dem überhaupt nur drei prächtige Exemplare abgezogen worden sind.

*) XII. 157. XVI. 217.

**) Hist. de Napol. et de la grande armée III. 1. p. 117 des Stuttgarter Abdr.

V.

Die Erzählungen der Herzogin von Abrantes von ihrem zweimaligen Aufenthalte in Spanien und Portugal gehören zu den besten Theilen dieser Memoiren. Für die Geschichte des Kriegs oder der diplomatischen Unterhaltungen geben sie zwar nur geringe Ausbeute, denn hier ist Alles verworren, und die Erinnerungen der Schreiberin haben sich nicht selten verirrt. Aber über einzelne Personen, über Sitten und Gebräuche des Landes bieten sie gute Nachrichten; auch ist das Land selbst recht anschaulich geschildert worden, das sie bei ihrer ersten Reise im Jahre 1805 ruhig und friedlich sah, bei der zweiten aber heimgesucht von den Greueln eines der blutigsten Kriege, den die neuere Geschichte kennt. Als sie ihren Gemahl auf der ersten Reise als Gesandtin begleitete, schied sie ungern von Paris, das für sie damals mit seinen Festen und Bällen ein Feenaufenthalt war; sie fürchtete sich vor Lissabon, weil sie dort am Hofe nothwendig einen Reifrock tragen mußte. Aber heiter, wie sie in jener Zeit war, jung und gewandt, fand sie sich bald in die neuen Verhältnisse. Ihre Schilderungen des spanischen Hofs sind treffliche Zeichnungen; der alte König Karl IV. „in einem blauen Frack von abgeschabtem Tuche, mit übersponnenen, gelben Metallknöpfen, Beinkleidern von Wildleder und blauen Strümpfen, die auf den Knieen zusammengerollt waren", die Königin Luise „in einer Robe von gelbem Taffet, in einem Kleide mit den feinsten englischen Spitzen, und mit sehr entblößtem Busen und Armen", Don Manuel Godoy, der Friedensfürst, in der gleichgültigsten Haltung, wie er Stunden lang mit den Quasten der Zimmerdraperie spielt, die Prinzessin von Asturien „in einem blendend weißen Kleide, mit schönem, blonden Haar, himmelblauen Augen und traurig sanftem Lächeln" — ganz das Gegentheil von ihrer mit Schminke aller Art über-

ladenen Schwiegermutter *). Mit nicht minderer Lebendigkeit und fester Hand sind die Bilder vom portugiesischen Hofe in Lissabon entworfen, die ebenfalls zu denen gehören, welche aus den Memoiren der Herzogin aufbehalten zu werden verdienen. Denn das damalige Portugal war ein gar sonderbares Land, die Etikette seines Hofes nicht minder lächerlich, als die in Madrid, wo Frau Junot bei der ersten Vorstellung keine Perlen tragen und vor der Königin nicht in Handschuhen erscheinen durfte. Auch in Lissabon blieb das Ceremoniel lange Zeit die Hauptsache, und der Empfang des französischen Gesandten im Jahre 1805 genau eben so, wie er im Jahre 1789 gewesen war. In einem sehr farbenreichen Gemälde, dessen Hintergrund die köstliche Gegend von Lissabon, der Wasserspiegel des Tajo, die Waldeinsamkeit von Cintra, und die Orangen- und Granatbäume bilden, erscheinen die portugiesischen Räthe und Minister, der steife Castro-Marino, der fürchterliche Esser Villa Verde, der schlaue päpstliche Nuntius Galeppi, viele Edelleute und Edelfrauen, dann auch die königliche Familie, der damalige Prinz-Regent von Portugal mit seinen dicken Beinen, seinem ungeheuern, negerartigen Kopfe, an dem ein wohlgepuderter, armsdicker Zopf befestigt war, in einer französischen Husarenuniform, die er nach der Uniform Junots für sich und seinen Sohn hatte machen lassen, seine Gemahlin, mit röthlichen, schielenden Augen, furchtbaren Zähnen, krausen Haaren, in einem reichgestickten indischen Musselinkleide, welches die schiefen Formen von Hals und Brust nur um so mehr sehen ließ, aber mit den prächtigsten Diamanten übersäet, oder in ihrem Jagdanzuge, einem grünen, mit goldnen Tressen besetzten Tuchkleide, unter dem sie einen

*) VIII. 29—34. 36. 46 f. Zur Bestätigung dieser Skizzen kann die Beschreibung des spanischen Hofes in Thiers Histoire du Consulat et de l'Empire T. II. p. 86 sv. der Leipz. Ausg. dienen.

hinten und vorn aufgeschlitzten längern Rock trug, und mit dem Männerhute auf dem Kopfe. Man darf es diesen bizarren Gestalten gegenüber der Eitelkeit einer jungen und hübschen Frau wahrlich nicht übel nehmen, wenn sie die kriegerisch-schöne Gestalt ihres Gatten ausführlich beschreibt, oder sich selbst in ihrer vorgeschriebenen Hofkleidung schildert, nachdem sie die Schwierigkeit der Reifröcke überwunden hatte. Alles ist hier belebt und ergötzlich, und die Leser werden es sehr gut einsehen, daß solche Erinnerungen der später so unglücklichen Frau manchen trüben Augenblick erheitern konnten *).

Einen ganz andern Character tragen die Erinnerungen aus Spanien im dreizehnten und vierzehnten Bande der Memoiren. In Frau von Abrantes ist auch hier die Französin, die Frau eines Napoleonischen Generals, nirgends zu verkennen. Die Ungerechtigkeit des Krieges, den ihre Landsleute in Spanien führten, veranlaßt sie zu keinen Klagen über das zwecklos vergossene Blut derselben oder zu Ausbrüchen des Unwillens über Napoleon, für den sie nebst ihrem Manne noch immer die treuste Anhänglichkeit zeigt. Jeder Zug französischer Tapferkeit, jeder Sieg wird mit dem lautesten Lobe erhoben, aber für den ausharrenden Heldenmuth der Spanier hat die Herzogin von Abrantes kein Gefühl. Die Guerillas sind nur Räuber und Wegelagerer, die spanischen Frauen Furien, die Männer Fanatiker und Wilde. Sie selbst bethätigte aber fortwährend die bereits oben gerühmten Tugenden des Muthes und der Entschlossenheit in einem hohen Grade. Denn einerseits voll Sorge für ihren Gatten und durch die wechselnden Kriegszufälle heftig bewegt, folgte sie, die ihrer Entbindung entgegensah, den Hin- und Herzügen der französischen Heere in einem sehr leidenden und körperlich erschöpften

*) VIII. 129—140. 141—156, und sonst in der zweiten Hälfte dieses Bandes.

Zustande. Wenn wir so die vornehme Frau von Dorf zu Dorf irren sehen, den Tod im Angesichte, unter unablässigen Gefahren, oft ohne Nahrung, so stellt sich uns die traurige Lage der Franzosen in Spanien recht deutlich dar und wir empfangen hier eine Reihe anschaulicher Bilder aus dem Kriegs- und Lagerleben der Einzelnen zur passenden Ergänzung der allgemeinen Kriegsgeschichten Foy's, Savary's und andrer französischer Feldherren. Unter den Trümmern von Ciudad-Rodrigo, mitten unter Entbehrungen jeder Art, gebar endlich die Herzogin im Jahre 1811 ihren Sohn Alfred, und verdiente an dieser Leidensstätte durch ihre aufopfernde Mutterliebe und große Standhaftigkeit eben sowohl die Bewunderung des Heeres als durch die Feste, welche sie den Kriegsmüden in Valladolid und Salamanca bereitete, wenn der Armee auf Augenblicke zu ruhen vergönnt war *). Denn sie bewährte auch bei solchen Gelegenheiten und ausschließlich für den Augenblick ihre gesellige Kraft und Wirksamkeit, durch welche ihr Haus in Paris neben der äußern prächtigen Ausstattung einen ganz besondern Glanz zu empfangen pflegte.

VI.

Nach einem fast dreijährigen Aufenthalte in Spanien kam Junot nebst seiner Gattin nach Paris zurück, verließ aber nach kurzer Rast die Hauptstadt im Frühjahr 1812, um im Generalstabe des Kaisers als sein Adjudant an dem Feldzuge gegen Rußland Theil zu nehmen. Aber bekanntlich waren die letzten Thaten seines kriegerischen Lebens arm an Ehre und Ruhm. Mit dem ihm untergebenen achten Armeecorps vermochte er nichts Ausgezeichnetes zu leisten und am Tage bei

*) M. s. unter andern XIII. 129—134. 150. 156. 165. 169.

Valutina-Gora (19. Auguſt 1812) endete ſeine Feldherrnlaufbahn mit einer Niederlage. Denn daß der Marſchall Ney und der König von Neapel trotz großer Anſtrengungen keinen Vortheil über die Ruſſen gewannen, ward im Bülletin*) als die Schuld Junots bezeichnet, der in der That, ſtarrſinnig auf einer frühern Aeußerung Napoleons beharrend und durch einen Sumpf gehindert, ſich weigerte auf die Aufforderung des Königs Murat in den Gang der Schlacht thätig einzugreifen. Die Schuld traf aber auch Napoleon ſelbſt, der nahe genug war, um andere Befehle an Junot ergehen zu laſſen**), ihn aber nachher die ganze Schwere ſeines Zornes fühlen ließ, indem er den Befehl ſeines Heerestheils dem General Rapp übertrug. Junot fand ſich alſo jetzt ganz unthätig und genoß nicht einmal mehr des ihm früher ſo theuern Glückes um Napoleon ſeyn zu können. Denn zuerſt hielt ihn Krankheit entfernt, dann aber verließ Napoleon auf das Schnellſte ſein Heer und eilte nach Paris. Die üble Stimmung, die damals in der Hauptſtadt herrſchte, die Ueberzeugung, daß Napoleon nie aufhören würde, Krieg zu führen, den traurigen Eindruck, den die Niederlagen in Rußland hervorbrachten, ſpricht auch Frau von Abrantes öfters aus; ihre Bewunderung für Napoleon bleibt ſich jedoch gleich. Mittlerweile aber hatte ſie Briefe von Junot erhalten, die von ſo bedenklicher Krankheit und einer ihn ſo tief beugenden Traurigkeit zeugten, daß ſie, obſchon ſelbſt krank und hinfällig, im December 1813 beſchloß, ſich vom Kaiſer, der ſeit dem 16. December wieder in Paris anweſend war, eine Audienz zu erbitten. Sie erhielt ſie und trug nun dem

*) Bullet. 14. 66. vgl. mit Chambray Histoir. de l'expédit. de Russie T. I. p. 324. 328.

**) Vgl. Fain's Manuscrit de 1812. p. 303. (Leipz. Abdr.) und Ségur a. a. O. VI. 9. p. 280. mit Gourgaud's Examen crit. p. 189 Am vollſtändigſten wird Junot durch Biſchoff in den Anmerkungen zu Soltyk's Napoléon en 1812 (S. 88. Anm. 18.) entſchuldigt.

Gewaltigen in einer langen, vielfach bewegten, oft unterbrochenen Unterredung die Bitte vor, ihrem Manne die Rückkehr nach Frankreich zu gestatten, und ihren Bruder Albert, der als Polizeidirector zu Marseille im Herbste 1812 plötzlich abgesetzt war, wieder anzustellen *). Auch diese Unterredung zeigt wieder, wie bestimmt und unerschrocken Frau von Abrantes dem mächtigsten Manne der Welt gegenüber sprechen konnte. Napoleon war abwechselnd rauh und freundlich, er sprach wieder von den Undankbaren, die er in seiner Umgebung großgezogen hätte, daß er nicht Einen habe, der ihn liebe; dann lobte er wieder Junot und seine Dienste, als die Gattin den Gatten mit edler Freimüthigkeit vertheidigte, dann tadelte er sie wieder wegen ihres Umgangs mit den Frauen Recamier und La Chevreuse, bewilligte aber doch zuletzt, daß Junot auf vier Monate nach Frankreich kommen dürfte. Hierauf sprach die Herzogin von ihrem Bruder; der Kaiser wisse jetzt sehr wohl, daß er ihm nicht ungehorsam gewesen sey, daß er kein Unrecht gethan, sondern als Ehrenmann gehandelt habe. Und als Napoleon einwarf, er liebe es nicht, daß Frauen sich in Staatsangelegenheiten mischten, so entgegnete die kühne Frau, ohne hierauf zu antworten, daß der Kaiser ihm Ersatz schuldig sey, denn ein König müsse stets mehr zurückgeben, als er genommen habe. Und sie erlangte so viel, daß der Kaiser ihr auftrug, ihrem Bruder zu schreiben, daß ihn das Vorgefallene sehr verdrieße; sie selbst aber (hiermit schloß die Unterredung) sey zwar eine vortreffliche Freundin ihrer Freunde, für ihre Feinde aber müsse sie ein schlimmer Feind (un vrai diable) seyn.

Die muthige Frau bewährte sich als eine ebenso zärtliche Gattin, nachdem Junot im Anfange des Jahres 1813 krank und mit gebrochenem Herzen zurückgekehrt war. Die Schilderung jener Nacht, wo der kranke Gatte an dem Lager der kranken Gattin

*) Ueber das Letztere s. die Mem. über die Restaur. III. 236 f. Die Unterredung selbst steht in den Mem. XV. 123—145.

wachen wollte, sie aber durch seine tiefen, schmerzlichen Seufzer erweckte, in welcher der starke Mann Thränen vergoß wie ein Kind, und der Gattin enthüllte, wie seine militärische Ehre vom Kaiser in den Bülletins gekränkt sey und wie er die Gewißheit habe, daß er ihn auch nicht mehr liebe — diese Scene ist von der ergreifendsten Wahrheit *). Von jetzt an hat die Herzogin nur Trauriges zu schildern. Junots Gesundheit war gänzlich zerrüttet, die treuste Anhänglichkeit an den Kaiser und die Erinnerung an die von ihm im russischen Feldzuge erlittenen Kränkungen verstörten abwechselnd seinen Sinn; seine Gattin pflegte ihn mit der treusten Liebe; sie spricht hier viel von sich, aber durchaus edel und bescheiden **). Endlich erfolgte die Ernennung Junots zum General-Gouverneur der Illyrischen Provinzen. Seine Frau, durch die Leiden einer neuen Schwangerschaft an Paris gefesselt, kann ihn nicht begleiten, aber er geht heiter, da der Kaiser gegen ihn beim Abschiede liebenswürdig und zutraulich gewesen war. Doch nach kurzer Zeit bricht seine Krankheit in verdoppelter Kraft aus, er fürchtet, wahnsinnig zu werden, und schreibt an den Kaiser mit allem Feuer eines begeisterten, aber halbrasenden Anhängers um die Erlaubniß, sich aus seinem Dienste zurückziehen zu dürfen. Darauf läßt Napoleon der Herzogin befehlen, ihrem Manne entgegenzureisen, und durch den alten Feind ihres Mannes, Savary, hinzufügen, sie solle ihn jedoch nicht nach Paris bringen. Krank und leidend, wie sie ist, gehorcht sie dem Gebote und will ihren Mann nach Genf führen; aber auf der Reise übereilt sie ihre Niederkunft zu Secheron, und ihr Bruder Albert reist allein nach Montbard im Departement Côte d'Or, bis wohin man den unglücklichen Herzog gebracht hatte. Er fand ihn noch lebend, auch auf Augenblicke mit

*) XV. 155—160.

**) XV. 173—188. 190—204. XVI. 9—13.

Besinnung, voll Zärtlichkeit für die Seinigen, voll Bewunderung für Napoleon, aber die Macht der furchtbarsten Gehirnentzündung war zu groß, und am 28. Julius 1813 hatte Junot aufgehört zu leben *).

„Erinnere ich mich", so beschließt die trostlose Gattin ihren Bericht, „jenes Abschnittes aus meinem Leben, so werde ich noch jetzt fast wahnsinnig vor Schmerz und frage mich, ob nicht die Kräfte eines Menschen weit mehr das Unglück, als das Glück ertragen können."

Mittlerweile hatte Savary — ob im eignen oder in des Kaisers Auftrage, bleibt ungewiß — Junots innerstes Gemach in seiner Pariser Wohnung erbrechen und die sämmtlichen Briefe des Kaisers an ihn aus dem verschlossenen Kasten herausnehmen lassen. Die Herzogin sollte zwanzig Meilen von Paris entfernt bleiben. Aber auf diese Nachrichten entschließt sie sich sogleich, die Reise nach Paris anzutreten; ihre Kinder sollen nicht länger ohne ihre natürliche Beschützerin bleiben. Dieser rasche Entschluß überraschte den Polizeiminister. Kaum war also die Herzogin angelangt, so fand sich auch Savary um zehn Uhr in der Nacht bei ihr ein. Zwei Stunden lang dauerte die Unterredung. Er versuchte auf alle Weise, die Herzogin aus Paris zu entfernen, er drohte mit Gewalt; da entgegnete sie ihm, sie würde die Gensdarmen erwarten, welche die Wittwe Junots aus ihrem Hause werfen sollten; er heuchelte Liebe zu Junot, da bat sie ihn sehr ernsthaft, diese Scene nicht mit einer Posse zu endigen; er fragte sie, ob sie an den Kaiser schreiben würde, sie erwiederte, daß sie nichts von ihm fordere, es sey aber des Kaisers Pflicht, ihren Kindern den Vater zu ersetzen. Darauf ging Savary **).

*) XVI. 176—196. Junot's Todestag ist nach v. d. Lühe im Militär-Conversat.-Lexicon angegeben, in Wachsmuth's Geschichte Frankreichs (IV. 172) steht als solcher der 13. Julius.

**) XVI. 212—219.

Auch diese Vorgänge gehören zu den besten Theilen unsrer Memoiren; sie zeigen die vulcanische Natur der Herzogin, aber ebenso den edeln Grundton ihres Wesens.

VII.

Das öffentliche Leben der Herzogin von Abrantes ist jetzt beendigt. Sie war neun und zwanzig Jahre alt, Wittwe, Mutter von vier Kindern, deren jüngstes noch an der Brust lag, und ohne großes Vermögen, indem die Schulden die Verlassenschaft Junots überstiegen. Napoleon, mit seinen eignen Angelegenheiten beschäftigt, konnte sich mit denen der Kinder Junots nicht befassen geschweige denn mit denen seiner Gattin, die nach ihrer eignen Angabe zu stolz war, eine Bittschrift an ihn zu richten *). Aber sie vermochte auch nicht, sich mit einem Male von dem Schauplatze Jahre langen Glanzes zu entfernen; die Zurückgezogenheit hatte sie nie geliebt, das öffentliche Leben, ein prächtiges Aeußere, Putz und Schmuck hatten sie allezeit zu sehr in Anspruch genommen, an Ersparnisse war von ihr, die bloß in der Gegenwart lebte, nie gedacht worden. Darauf fiel Napoleon, die verbündeten Fürsten von Rußland, Oesterreich und Preußen zogen in Paris ein; die Herzogin, als Französin, als Wittwe eines berühmten Feldherrn, hierdurch im Innersten verwundet, sah sich überdieß mit dem Verluste der Dotationen bedroht, welche Napoleon ihrem Manne in Preußen und Hannover gegeben und aus denselben ein Majorat für ihren ältesten Sohn gebildet hatte. Sie mußte jetzt bitten, sie nahm zum Fürsten Metternich ihre Zuflucht **), sie suchte den Kaiser Alexander für sich

*) Mem. über die Restaur. II. 112. vgl. Mem. XVI. 217.

**) Mem. XVIII. 70. Mem. über die Restaurat. I. 107. V. 23.

einzunehmen, selbst bei dem Fürsten Hardenberg, dem Minister des von ihr so bitter gehaßten Preußen, hatte sie eine Unterredung. Aus der letztern schied sie sehr unbefriedigt; sie nennt den Fürsten trocken und sehr eckig (sec et fort anguleux), ein Urtheil, welches wohl Niemand theilt, da des Fürsten weltmännische Grazie hinlänglich bekannt ist *). Kaiser Alexander, ein ritterlicher Herr und zu aller Zeit voll Galanterie gegen die Damen, besuchte mehrmals die in ihrer Trauer doppelt interessante junge Wittwe in ihrem eignen Hause **), aber die angebotene Verwendung bei dem preußischen Hofe konnte um so weniger Wirkung haben, da eine solche Belassung des Majorats bei dem Sohne eines französischen Marschalls wider alles Recht verstoßen haben würde. Ueberdieß weigerte sich die Herzogin auf eine so entschiedene, ja gegen Preußen höchst beleidigende Weise, für ihre Söhne in diesem Lande das Ingeburtsrecht zu erwerben, daß Hardenbergs ganze Geduld und Feinheit dazu gehörte, um einer Dame gegenüber nicht unhöflich zu werden.

Die Bourbons bestiegen den Thron von Frankreich. Wie wenig eine Frau, die eine der ersten Zierden am Hofe Napoleons gewesen war, Ludwig XVIII. und seinen Hof achten konnte, so mußte sich doch Frau von Abrantes von dem neuen Könige Schutz für ihre Kinder und Erhaltung des von ihrem Gatten gestifteten Majorates erbitten. Ludwig zeigte sich huldvoll, er versprach, ihre Forderungen auf das große Buch von Frankreich zu übernehmen; aber dadurch konnte doch das Steife und Drückende dieser Zusammenkünfte nicht versteckt werden, wo der König nur immer vom General Bonaparte sprach, und heftig auffuhr, so oft die Herzogin des Kaisers Napoleon erwähnte. Die Scene wird jeden Leser in einem

*) Mem. XVIII. 156—161.

**) Ebds. 74—88. 149—155.

ähnlichen Grade ergreifen, als die Herzogin beim Niederschreiben von dem Gefühle alter Größe und Herrlichkeit bewegt seyn mußte *). Napoleon kam von Elba zurück; die Herzogin ging nicht in die Tuilerien, sie war oder stellte sich krank und blieb also ohne alle Berührung mit ihm, selbst auf eine zweimalige Aufforderung, zu ihm in die Tuilerien zu kommen, die ihr Savary überbrachte, sogar auf die Androhung des kaiserlichen Zorns erschien sie nicht vor ihm **). Dieß geschah am 8. April. Wenige Tage darauf verließ sie Paris und begab sich zu den Verwandten ihres Mannes nach Burgund.

Wichtige und persönliche Angelegenheiten riefen sie im Jahre 1817 nach Rom. Sie fand dort mehrere Mitglieder der Napoleonischen Familie, des Kaisers Mutter, die Brüder Lucian und Ludwig, die Prinzessin Pauline, den Cardinal Fesch; sie ward bald wieder einheimisch in ihren Kreisen, wie sie selbst auch ihren Gesellschaftssaal eröffnete und in ihm die beste Gesellschaft des damaligen Roms, Staatsmänner, Künstler, Gelehrte, versammelte. Die alte Zeit lebte wieder auf, aber es fehlten die reichen Geldquellen der alten Zeit. Die Noth zwang die Herzogin, nach Paris zurückzukehren, wo ihr durch die Fürsprache des Herzogs von Orleans eine Pension von 6000 Fr., ohne jedoch die Rückstände zu gewähren, bewilligt und das Majorat ihres Sohnes Napoleon für Frankreich anerkannt wurde. Die Erlaubniß, den Namen eines Herzogs von Abrantes führen zu dürfen, hatte ihr Ludwig XVIII. schon im Januar 1815 bewilligt. Mit diesem Einkommen zog sie sich nach Orgeval bei Versailles zurück, ein Schritt, welcher der erst sechsunddreißigjährigen Frau sehr schwer werden mußte. Dennoch hielt sie hier über ein Jahr aus, ordnete ihre Angelegenheiten so gut als möglich und besorgte die Erziehung

*) Ebds. 211—214. Mem. über die Restaurat. I. 115—121.
**) Ebds. II. 118—124.

ihrer vier Kinder, zweier Söhne, Napoleon und Alfred, und zweier Töchter, Josephine und Constanze.

Wir übergehen jetzt die folgenden Jahre der Restauration, in denen die Herzogin von dem Ertrage ihrer Pension lebte, aber immer tiefer in Schulden gerieth, da sie nie ein Hauswesen zu ordnen oder zu sparen verstanden hatte. Seit der Juliusrevolution sah sie sich gezwungen, schriftstellerische Arbeiten zu unternehmen, um ihre Einnahmen zu vergrößern. Denn die Herzogin vermochte nun einmal nicht, sich von Glanz und Pracht zu entwöhnen, die Bedürfnisse der eleganten Welt beherrschten sie noch immer, und so blieb ihr ganzes Leben fortan ein Kampf der Verhältnisse und der Entbehrungen, der Anforderungen ihres Standes und der Nothwendigkeit der Einschränkung, der Verdeckung von Mangel und der Aufrechthaltung von äußerem Glanz und äußerer Convenienz. Dabei war sie, nach dem Zeugniß einer deutschen Reisenden *), noch immer jugendlich von Ansehen, sie zeigte einen kräftigen Wuchs mittlerer Größe, zwar ganz ohne Eleganz, aber nicht ohne Schönheit der Formen, einen schönen, fleischigen Nacken, regelmäßige Züge, lebhafte Farben, herrliche große, dunkle Augen, ein wahres Rabenhaar, üppig und glänzend, ihre Sprache klang stark und rauh, so daß man sich erst daran gewöhnen mußte. Jeden Montag empfing sie Gesellschaft bei sich in den schön verzierten und von Blumengeruch durchdufteten Zimmern ihrer Wohnung, erst in der Straße de la Rochefoucault, dann in der Straße Navarin. Herzöge und Marquis, Grafen, Generale, Künstler, Gelehrte, Dichter, Geschäftsmänner waren hier zahlreich versammelt, Chateaubriand, Victor Hugo und Alexander Dumas

*) Helmina von Chezy im Morgenblatte 1838. Nr. 151—154. Es muß jedoch dabei bemerkt werden, daß dieser Aufsatz zwar anziehende Erinnerungen aus Paris darbietet, über die Herzogin von Abrantes aber trotz der Ueberschrift nur sehr wenig enthält. Einiges hierher Gehörige steht auch in des Fürsten Pückler Semilasso Th. II. S. 79.

vor allen fleißige Besucher; aber auch Ausländer, Italiener, Polen, Engländer, Deutsche, sah sie gern bei sich und schenkte namentlich der Literatur der letztern gegen das Ende ihres Lebens ein warmes Interesse. Die anziehendste Erscheinung aber war die Herzogin selbst, diese sprechende Chronik der Napoleonszeit. Von jener Zeit sprach sie wie ein Kind, das schön geträumt hat. Im größern Kreise erinnerten nur einzelne, ihr entschlüpfende Aeußerungen über das Ehemals an den Glanz des Kaiserreiches und an ihre damalige Stellung. Aber wenn um die Mitternachtsstunde sich alle diejenigen entfernt hatten, welche nicht besonders gehalten wurden (und das ging theils von der Herzogin, theils von ihren lieblichen Töchtern aus) und vielleicht nur sechs bis acht Personen geblieben waren, so reihte sich die Gesellschaft von Neuem um den runden Tisch und die Herzogin saß nun heiter in diesem kleinen Kreise, dem sie mit liebenswürdiger Hingebung aus ihrem reichen Leben hererzählte, was ihr gerade einfiel. Man trennte sich dann selten vor zwei oder drei Uhr des Morgens.

Der Aufwand für diese Soiréen oder für Besuche, die sie auch zu andern Zeiten, obschon selten, bei sich sah, war nicht gerade so kostspielig, um ihre Vermögensumstände zu zerrütten, da nach Pariser Art nur ein mäßiger Aufwand in der Bewirthung Statt fand. Auch an der häuslichen Einrichtung und Lebensweise war wenig auszusetzen. Ein Bedienter, ein Kammermädchen und eine Köchin bildeten den geringen Hausstand der Wittwe eines so hochgestellten Mannes, die jetzt in einen Fiacre stieg, oder sich wohl gar eines Omnibus bediente, da sie selbst sich nicht mehr Wagen und Pferde halten konnte. Aber sie hatte auch für eine Tochter und für ihren Schwiegersohn Aubert zu sorgen, für zwei Enkel, für die jüngere Tochter; sie hatte Auslagen für den jüngern Sohn, und oft wendete sich der älteste Sohn, der einen Gehalt von 10,000 Franken hatte, damit aber bei seiner Lebensweise nicht

ausreichte, an die unerschöpfliche Güte der Mutter. Die Wohnung mit dem für Paris ziemlich großen Garten, am äußersten Ende der Vorstadt, bezahlte sie mit 2000 Franken; was bleibt da für eine ganze Familie von einer Summe von 6000 Franken übrig? Um sich also Geld zu verschaffen, griff die Herzogin zur Feder, weniger wohl aus innerem Beruf. Denn das Schreiben ist, wie Goethe sehr wahr gesagt hat *), ein Geschäft, das man einsam und allein abthun muß, und das Alleinseyn hat Frau von Abrantes weder in ihrer Jugend noch in ihrem Alter geliebt. Ihre schriftstellerische Fruchtbarkeit aber in den Jahren 1831—1838 ist außerordentlich gewesen, sie hat mehr als funfzig Bände geschrieben, freilich von sehr ungleichem Gehalte. Das bedeutendste Werk bleiben die achtzehn Bände der zu unserm Aufsatze vorzugsweise benutzten Mémoires ou souvenirs historiques sur Napoléon, la révolution, le directoire, le consulat, l'empire et la restauration (1831—1836). Weit geringer an Werth und nicht arm an Irrthümern, Unwahrheiten und Widersprüchen mit den frühern Nachrichten der Verfasserin sind die fünf folgenden Bände der Mémoires sur la restauration ou souvenirs historiques sur cette époque, la révolution de 1830, et les premières années du règne de Louis Philippe (1836—1838), wo sie erzählt, was man ihr berichtet hat, nicht mehr selbst handelnd in den Vordergrund tritt und also nicht in ihrem eigentlichen Elemente lebt. Auf Erzählungen älterer Frauen und Männer, welche die Herzogin mit einem guten Gedächtnisse aufgefaßt hatte, beruht die noch unvollendete Histoire des salons de Paris (2 Bände 1837) von der Zeit Ludwigs XIV. an bis auf den Regierungsantritt Ludwig Philipps. Unsre Heldin hatte schon in ihren Memoiren **) Ver-

*) In Wilh. Meisters Wanderjahren Bd. 21. S. 113. der sämmtlichen Werke.

**) IX. 57.

anlaſſung gefunden, die Erinnerungen und Erzählungen der Großmütter am Kamin mit allem Rechte zu loben, und man findet daher in dieſen Schilderungen manchen characteriſtiſchen Zug, manche Carricatur, manches komiſche Abenteuer. Im Ganzen aber gehört doch einige Geduld dazu, ſich in dieſen Salons nicht zu langweilen. Dem mehrjährigen Aufenthalte der Herzogin in Spanien verdanken eine Reihe von Erzählungen und Novellen, als L'Amirante de Castille (1833), Clara de Almeida (1834), Scènes de la vie espagnole (2 Bde. 1836) ihre Entſtehung, ſowie die Souvenirs d'une ambassade et d'un séjour en Espagne et en Portugal de 1808 à 1811 (2 Bde. 1837). Unter dieſen ſpaniſchen Erinnerungen ſind namentlich die letzten gar nicht ohne Werth, indem Frau von Abrantes die Natur des Landes, das ſie auch in Zeichnungen und Aquarellgemälden glücklich wiederzugeben verſtand, und das Weſen ſeiner Bewohner mit vieler Gewandtheit aufgefaßt hat. Unbedeutend ſind die Romane: L'exilé, une rose au désert (2 Bde. 1837); histoires contemporaines; Hedwig, reine de Pologne (1838); la duchesse de Valombray (2 Bde. 1838) und ohne alles hiſtoriſches Verdienſt die Esquisses sur Cathérine II. (1835). Endlich iſt ſie auch eine fleißige Mitarbeiterin an dem Livre de Cent et Un, an dem Musée litéraire und an den Feuilletons mehrerer Journale geweſen.

Aber die oft unvollkommenen und neben intereſſanten Angaben wieder ſehr oberflächlichen, ja fabrikmäßig angefertigten Bücher hatten im Pariſer Publikum den Namen der Herzogin von Abrantes in die Reihe der Schriftſteller, welche zu viel ſchreiben, geſtellt. Die Leſer wurden ſeltener, je zahlreicher die Bände auf einander folgten. Die Ausſicht auf glänzenden Erwerb verſchwand. So viel auch zuſammengeſchrieben wurde, ſo iſt doch nach glaubwürdigem Zeugniſſe *) ſchwerlich im Jahre

*) In der außerord. Beilage zur Allgem. Zeit. 1838. Nr. 388.

über 6—7000 Franken verdient worden, die in Paris, wie gewöhnlich, nur langsam eingiengen, und bei manchen größern Unternehmungen, welche die Herzogin selbst bestritt, ihr unvermeidlichen Schaden brachten. So wurde ihre ganze Existenz eine große, schwere, tägliche Sorge, nicht bloß um die kleinen Luxusbedürfnisse, sondern, wie derselbe Bericht bezeugt, um das gewöhnliche Brot. Ein deutscher Reisender*) fand ihre beiden kleinen Zimmer zwar anständig und im vornehmen Geschmack eingerichtet, sie selbst aber in den Morgenstunden frierend, in einen Mantel eingehüllt, am Kamine sitzen, in welchem kaum ein Paar Kohlen glimmten, weil es ihr an Mitteln fehlte, sich das nöthige Holz zu kaufen. Unter solchen Verhältnissen litt sie außerordentlich in den letzten Lebensjahren, und obwohl sie auf manchen Liebhabertheatern mit großer Fertigkeit auftrat, ja sogar noch junge und glückliche Mädchenrollen übernahm, so spürte sie doch eine tiefe Melancholie, eine tägliche Trauer, welche sie zu unterdrücken suchte, sich deßhalb in einen Vergnügungsstrudel warf, sich viel beschäftigte, und die Einsamkeit floh, ohne daß es ihr gelang, ihr zerrissenes Herz zu heilen, ihre Lebensharmonie wiederherzustellen und sich für alles Verlorne andere, ewige Schätze in der Entsagung oder in der Zurückgezogenheit anzueignen. Sie mußte also untergehen.

Dazu gesellten sich noch körperliche Leiden. Im Frühjahr 1836 erkrankte die Herzogin; sie hatte eine schmerzhafte Operation (ein Knoten unter der Schulter mußte herausgeschnitten werden) muthig überstanden, und war sehr eingefallen und abgemattet. Aber ihre Naturkräfte waren noch stark, wie im Jahre 1813, wo der berühmte Corvisart ihr prophezeit hatte**), daß sie ihrer innern Gesundheit nach noch hundert Jahre leben

*) F. von Gall: Paris und seine Salons (Oldenburg 1844) I. 126.
**) Mem. XV. 153.

könnte, wenn nicht allzu heftiger Kummer sie tödte. Helmina von Chezy fand sie so, als ob sie nie Schmerzen gelitten hätte, ihre Bitte, sich zu schonen, wär vergeblich; sie versprach wohl, Niemand mehr bei sich zu sehen, aber es waren doch nie unter zwölf Personen bei ihr.

So war der April 1838 herangekommen *). Am 9. dieses Monats wollte sie noch an einer Abendgesellschaft Antheil nehmen, aber beim Eintreten in dieselbe sank sie bewußtlos nieder. Der Anfall wich den angewendeten Mitteln; sie hielt sich in den folgenden Tagen mit gewaltiger Anstrengung aufrecht, sprach von theatralischen Vorstellungen in der Société d'Emulation und öffnete noch an zwei Montagen ihr Haus. Da aber brach die mühsam zusammengehaltene Kraft zusammen, eine Leberkrankheit ergriff sie mit furchtbarer Gewalt, sie fühlte, daß sie von diesem Krankenlager nicht wieder erstehen werde. Ganz ohne Grund ist die bald nach ihrem Tode ausgesprochene Meinung, sie habe Gift genommen, oder sich durch vieles Opium, woran sie sehr gewöhnt war, den Tod gegeben. Ein solcher Selbstmord wäre unvereinbar mit der Ausübung der religiösen Pflichten gewesen, worin sie sehr eifrig war. Gift ist aber in vielen andern Dingen des Lebens enthalten, die ein armes weibliches Wesen bestürmen; es bedarf keines Mordes, um ein Mutterherz zu brechen.

Die Nachricht von der bevorstehenden Todesgefahr erschreckte am meisten einen der Gläubiger der Herzogin, einen Apotheker. Er erwirkte es, daß ihr Hausgeräth und die übrige Habe in den ersten Tagen des Junius mit Beschlag belegt und

*) Für die folgenden Angaben über die letzten Tage der Herzogin benutzten wir die Flugschrift A. von Roosmalen's: les derniers moments de la duchesse d'Abrantès, précédés d'un recit de sa naissance écrit par elle-même. Paris, 1838. (28 S.). Der Verf. zeigt einen muthigen Eifer und viele Anhänglichkeit an die Herzogin, hätte aber den vorangeschickten Bericht weglassen sollen, da derselbe schon mit denselben Worten in den Memoiren I. 46—51 sich vorfindet.

werthe Andenkenspfänder der Vergangenheit auf sein Betreiben weggetragen wurden. Und dieß geschah wegen einer Schuld von 400 Franken; es geschah unmittelbar neben dem Zimmer, in welchem die todtkranke Herzogin lag, die es hören mußte, wie die Huissiers Hand an die einzelnen Stücke legten, ihren Werth bezeichneten, oder sie für eine öffentliche Versteigerung aussonderten. Ein solcher Moment der Mißhandlung ist allein hinreichend, den Tod zu geben.

Die Herzogin hatte nun so gut wie kein Obdach mehr. Die Ihrigen wollten sie aus dem leeren Hause in ein Krankenhaus auf der rue des batailles bringen. Dahin wurde die Wittwe eines der Waffengefährten Napoleons getragen, sie, die einst fast ganz Paris bei ihren Zauberfesten empfing, in deren Salons sich fast alle noch lebende Berühmtheiten versammelt hatten. Aber man versagte ihr den Eintritt, wenn sie nicht auf einen Monat die Miethe vorausbezahlte. Und die Herzogin war von Allem entblößt, leidend, gramerfüllt; doch hörte man keine Klage aus ihrem Munde. Endlich kam Hülfe vom Herzog von Orleans, von seiner Gemahlin, vom Grafen Custine, und nun konnte doch der vielgeprüften Frau wenigstens ein Krankenbett geschafft werden.

Ihre letzten Tage verlebte sie unter der Pflege ihrer Tochter Josephine und einer treuen Kammerfrau. Hier sah sie Herr von Roosmalen noch zweimal in einer ärmlichen Stube, in einem gewöhnlichen Bette, fern von allen den Annehmlichkeiten ihrer eleganten und wohnlichen Gemächer. „Sie finden mich sehr verändert", sprach sie zu ihm, der mit sichtlichem Schrecken auf ihrem leichenhaften Antlitz verweilte; „ja, ich habe viel ausgestanden." Ihre letzte Freude war ein kleiner Rosenstrauß, die Freude einer Frau, die in Glanz und Wohlleben fast das Höchste erreicht hatte. Noch sechs Tage nach jener gräßlichen Catastrophe lebte die Herzogin in einem dumpfen, nur durch einzelne helle Augenblicke unterbrochenen Zu-

ſtande; am Morgen des 7. Junius ſtarb ſie wie ein gewöhnliches, armes, verlaſſenes Weib in einem Hoſpitale von Paris, ohne daß die, welche ſich ihre Freunde und Verehrer genannt hatten, ihr Lager umſtanden hätten. Der einzige Mann, der ſie beſuchte, war der Erzbiſchof von Paris, um ihr die letzte Oelung zu ertheilen.

Zwei Tage ſpäter, am 9. Junius, gaben ungefähr ſechzig Perſonen, unter ihnen Victor Hugo, Chateaubriand, Dumas, Ballanche, der Buchhändler L'Avocat, General Thiébault, Oberſt Bory-Saint-Vincent, Frau Lesguillon, dem Trauerzuge und dem älteſten Sohne der Herzogin das Geleit auf den Kirchhof Montmartre. Dort, hieß es, würden Victor Hugo und Alexander Dumas ſprechen. „Ich verſank", ſagt Roosmalen, „in meine Betrachtungen, als ich die Erde auf den Sarg ſchütten ſah. Da weckte mich eine fremde Stimme, die mich fragte, wer unter der neu aufgeſchütteten Erde läge. Ich warf die Blicke um mich her, die ganze Begleitung war verſchwunden, Niemand hatte ein Wort geſprochen, ich ſah nichts mehr, als ein einfaches, ſchwarzes Holzkreuz, auf dem ich mit Mühe die Worte: ici ..... Comnène — duchesse d'Abrantès las."

Da man nun alle Urſache hat anzunehmen, daß der bedrängte Zuſtand einer ſo bekannten Frau zur Kunde der vornehmen Welt gekommen war, ſo iſt dieſes ſchauerliche Ende der Herzogin von Abrantes nur ein neuer Beweis für den Egoismus und für die Gefühlloſigkeit in den höhern, reichern Ständen der franzöſiſchen Hauptſtadt, denen ſelbſt die Erinnerung an die Napoleoniſche Zeit in einem ihrer am meiſten gefeierten Namen nicht mehr heilig war.

IV.

Die Ermordung der französischen Gesandten bei Rastadt.

Am 28. April 1799.

Unter den wichtigen und erfolgreichen Begebenheiten der ersten französischen Revolution hat nicht leicht eine die Aufmerksamkeit der Mitlebenden und die Theilnahme der Nachwelt in einem so hohen Grade in Anspruch genommen, als die Ermordung der französischen Gesandten bei Rastadt. Wie höchst aufgeregt auch immer jene Zeit war und in einem wie schroffen Gegensatze das Monarchische zu dem Republikanischen stand, wie sehr ferner die Schicksale der Einzelnen unter der Masse von welterschütternden Begebenheiten begraben und vergessen worden sind, so bleibt es doch immer ein denkwürdiger Beweis von der Achtung des Völkerrechts und der Heilighaltung lang geehrter Formen, daß die genannte Begebenheit bis auf den heutigen Tag in so vielen Schriften besprochen worden ist und daß das Interesse an derselben so mannichfaltige Deutungen veranlaßt hat. Freilich liegt auch in dem Geheimnißvollen der ganzen Begebenheit ein besonderer Reiz zur Enträthselung derselben. Wer sollte aber nicht wünschen, daß, was sich im Dunkel der Nacht so blutig entladen hat, an das Sonnenlicht der Wahrheit gezogen werden möchte, und daß der Name des Mannes genannt werden könnte, der eine so frevelhafte That veranlaßte!

Es sind jetzt über vierzig Jahre, seit jene Begebenheit sich zutrug. Die frische Erinnerung an diese lebt jetzt nur

noch im Gedächtnisse sehr weniger Männer, die damals Jünglinge waren und von ihnen haben es wieder nur zwei oder drei für gut erachtet, einzelne Aufschlüsse dem wißbegierigen Publikum mitzutheilen, wodurch denn der Wichtigthuerei und Geheimnißkrämerei eine willkommene Gelegenheit verschafft ist bis auf den heutigen Tag falsche Nachrichten zu verbreiten. Es soll daher der Zweck des folgenden Aufsatzes seyn, die vielbesprochene Begebenheit bei Rastadt treu nach den besten Quellen, vorzüglich nach den Berichten des damaligen preußischen Gesandten, des Geheimraths von Dohm *), zu erzählen, die in den letzten Jahren bekannt gewordenen Aufschlüsse damit zu vereinigen und sie nach ihrer Glaubwürdigkeit zu prüfen, woraus sich dann die Grundlosigkeit vieler Gerüchte von selbst ergeben wird.

In der badischen Stadt Rastadt befanden sich seit dem December des Jahres 1797 die Abgeordneten oder Subdelegirten derjenigen deutschen Reichsstände, welche man auf dem Reichstage zu Regensburg, und nach den zu Leoben zwischen Frankreich und Oesterreich besprochenen Friedens-Präliminarien,

*) Die hierher gehörigen Aufsätze sind: Gemeinschaftlicher Bericht deutscher Gesandtschaften über den an der französischen Gesandtschaft in der Nähe von Rastadt verübten Meuchelmord. 1799. (herausgeg. vom Legat.-Rathe von Eggers) und abgedruckt in: Christ. Wilh. von Dohm, nach seinem Wollen und Handeln. Ein biographischer Versuch von W. Gronau. (Lemgo 1824.) S. 597—626. — Dann ein zweiter Aufsatz in Häberlin's Staats-Archiv Bd. VII. S. 113—264. Damit vgl. man die Erzählung im Gronau'schen Werke selbst S. 335—355. Mehrere dieser Aufsätze stehen in französischer Uebersetzung in dem Werke des Baron von Martens: Nouvelles causes célèbres du droit des gens T. II. p. 86 sv., wo man (S. 71—175) überhaupt eine fleißige Zusammenstellung vieler deutscher und französischer Actenstücke über das Rastadter Ereigniß, die bereits mehr oder weniger bekannt waren, findet. Manches Vergessene aus den Schriften Lang's, Pahl's, Hormayr's und anderer werden wir noch nachzutragen haben. Martens hat eine gut geschriebene Einleitung vorangeschickt, sich jedoch hinsichtlich der Urheber des Gesandtenmordes nur auf sehr geringe Andeutungen beschränkt.

zu den Friedensunterhandlungen zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche auserwählt hatte. Nachdem bereits am 17. October 1797 der Friede zwischen Oesterreich und Frankreich zu Campo Formio abgeschlossen war, begannen die Gesandten der deutschen Staaten ihr schwieriges Werk. An der Spitze stand der kaiserliche Commissarius und Plenipotentiarius, Graf von Metternich, der im Namen des Reichsoberhauptes von reichspatriotischen, väterlichen Gesinnungen sprach, während der wirkliche Geheimerath Graf Lehrbach zu gleicher Zeit für das Haus Oesterreich ausschließlich unterhandelte, ein Mann von Kraft und Festigkeit, aber dabei von roher Gesinnung und den französischen Gesandten mit wildem Hasse gegen alles Republikanische gegenüberstehend. Von deutscher Seite waren geschickte Männer da, der kurmainzische Gesandte, Freiherr von Albini, die preußischen Gesandten, der Graf von Schlitz, genannt Görz, und der Geheimerath v. Dohm, der kursächsische Gesandte, Graf von Löben, der würzburgische Gesandte, Graf Stadion, der zweite bayerische Gesandte, Graf Morawitzky und andere *).

*) Das Verzeichniß der Gesandten s. m. bei Gronau S. 329 ff. und über manche Persönlichkeiten und Details die Schrift des Freiherrn von Gagern: Mein Antheil an der Politik I. S. 91 ff., die „Memoiren eines deutschen Staatsmannes" (Leipzig 1833) S. 162—167., deren Verfasser der Freiherr von Labes, nachmals Graf Schlitz nach seinem Schwiegervater genannt, ist, wie aus Varnhagen von Ense's Verm. Schrift. V. 347 (vgl. Arnoldi's Biographie des Graf. von Schlitz-Görz in den „Zeitgenossen" II. 4. S. 136.) hervorgeht, und die Memoiren des Ritter von Lang (I. 301 — 346.). Diese letztere Schrift giebt allerdings ein sehr trauriges Bild von den zum Congreß gesendeten deutschen Diplomaten und von der Art und Weise, in welcher die Geschäfte damals geführt worden sind. Aber es ist dabei auch zu bedenken, daß, obschon in Lang's Skizzen nach der Versicherung des Verfassers der „Lebensbilder aus den Befreiungskriegen" (III. 130.) überhaupt kaum irgend ein erdichtetes, erlogenes Factum ist, seine Liebe zum Tadel ihn doch nirgends hat eine Lichtseite hervorheben lassen, an denen es nicht fehlen konnte und auch nicht gefehlt hat. Wir finden daher das Urtheil des genannten Staatsmannes über ihn sehr richtig und glauben,

Aber was halfen die Talente nach den Verhandlungen zu Basel und Campo Formio! Was fruchtete der gute Wille und die Rechtlichkeit Einzelner, wo sich manche der Größern doppelt vertreten ließen und Habsucht und Egoismus der Einzelnen so vorherrschend waren, daß man schon damals den nahen Sturz der geistlichen Stifter, wie der kleinern Fürsten und Herren voraussehen und bemerken konnte, wie die Gruft für Deutschlands Verfassung gemeinschaftlich von Freunden und Feinden gegraben wurde.

Die französischen Unterhändler waren zuerst Treilhard und Bonnier, zu denen noch der General Bonaparte erwartet wurde. Treilhard war im diplomatischen Verkehr mehr ungeschliffen als ungezogen, er pflegte wohl seinen Oberleib lang auf den Tisch hinzulegen, reckte dann das trotzende Haupt empor, haderte, schalt und drohete. Im geselligen Kreise war er liebenswürdiger, auch für wissenschaftliche Unterhaltung nicht

---

daß nicht Alles so schlimm gewesen ist, wie der Mann, dessen „Zunge so scharf war wie ein Schwert" nach des Königs Max Joseph von Bayern Worten (bei Lang II. 223.) es dargestellt hat. Sein Urtheil über den Mordanfall selbst (S. 347.) ist unrichtig und zeigt, daß er doch nicht überall so gut unterrichtet gewesen ist als er seine Leser, deren er in unsrer für das Scandalöse und Aergerliche nur zu empfänglichen Zeit viele gefunden hat, glauben machen will. Ist doch sogar der 21. April fälschlich statt des 28. als der Tag der Blutthat genannt worden! Ueber solche Bücher, wie die Lang'schen Memoiren, hat Leo in den Jahrbüchern für wissensch. Kritik 1846. Nr. 49. eine sehr wahre Bemerkung, die wir nicht Anstand nehmen hier zu wiederholen: „Das Auffallende, Verletzende wird immer am Leichtesten bemerkt, und der, welcher mit seinem eignen Egoismus noch zu kämpfen hatte gegen eine zusammenbrechende Gestalt des Lebens, hat immer das schärfste Auge für die Puncte, wo sein Interesse von fremdem Egoismus, und namentlich von egoistischer Benutzung allgemeiner Verhältnisse (die eigentlich von solcher Benutzung frei bleiben sollen) berührt und gehemmt worden ist. Man erfährt im Grunde aus solchen hohnerfüllten Memoiren nur, daß unter andern auch solche und solche Möglichkeiten darin vorkamen, wobei sich indessen in den persönlichen Erinnerungen die Farben auch leicht carrikiren."

unempfänglich. Bonnier war düſter, einſylbig, von rauhem und barſchem Weſen, beſaß jedoch große literariſche Kenntniſſe, die aber das Beleidigende und Herausfordernde in ſeiner Natur nicht zu unterdrücken vermochten. Ihn haßten die Deutſchen daher beſonders. Als Treilhard zum Mitgliede des Directoriums erwählt und Bonaparte am 20. Mai 1798 nach Aegypten abgeſegelt war, kamen Roberjot und der im vorigen Jahre erſt verſtorbene Jean de Bry ſtatt ihrer nach Raſtadt. Roberjot war ein unterrichteter, hellſehender, wohlgeſinnter Mann, der erträglichſte von allen Franzoſen, ſo wie auch ſeine Gattin, Jean de Bry's Gattin und ſeine Töchter erſter Ehe gebildete und wohlwollende Frauen waren; Jean de Bry dagegen ſchauete höhnend auf die Deutſchen herab, ihm war nur der franzöſiſche Verſtand der untrügliche, das franzöſiſche Gepräge allein das wahre. An allem war der Uebermuth der Deutſchen Schuld, der Druck dieſer gegen Frankreich unerträglich, welches großmüthig in ſeiner Milde beſchloſſen hatte, Deutſchland zu beglücken. Daher wurde auch die Umgegend von Raſtadt zu derſelben Zeit durch revolutionäre Umtriebe bearbeitet und den Landleuten das Trugbild einer allemanniſchen Republik vorgeſpiegelt. Wo er und Bonnier, wie früher Treilhard, in der beſchriebenen Art auftraten und durch mancherlei Kunſtgriffe und Verſprechungen den Funken des Mißtrauens unter den deutſchen Abgeordneten zur Flamme der Zwietracht anfachten *), da mußte wohl manches wackere Gemüth von Haß und Unmuth bewegt werden, in heftigern Gemüthern aber konnte ſich wohl der Gedanke regen, durch blutige Rache den Uebermuth der verhaßten Franzoſen zu ſtrafen.

Die Unterhandlungen, deren Geſchichte nicht hierher ge-

*) Ausführlicher handelt darüber die Geheime Geſchichte der Raſtadter Friedensverhandlungen in Verbindung mit den Staatshändeln dieſer Zeit. Von einem Schweizer (K. L. von Haller). 6 Bde. Germanien 1799.

hört*), hatten bis in den März 1799 gedauert, als die französischen und österreichischen Heere sich wieder näher rückten und die Hoffnung eines Friedens zwischen dem deutschen Reiche und Frankreich immer mehr verschwand. Am 18. April reiste der kaiserliche Bevollmächtigte, Graf Metternich, ab, am 23. April erklärte sich die Reichsfriedens-Deputation für suspendirt und der Congreß war also als aufgelöst zu betrachten. Die deutschen Gesandten beschlossen abzureisen, die französischen Gesandten erklärten auf die ihnen von der Suspension der Deputation gemachte Anzeige, daß sie gleichfalls binnen drei Tagen gedächten, Rastadt zu verlassen.

An demselben Tage (es war der 25. April) wurde von österreichischen Husaren, die bereits seit mehrern Tagen die Gegend durchstreiften, ein mit Paß und Schild versehener Courier der französischen Gesandtschaft, der Depeschen nach Straßburg bringen sollte, gefangen genommen und nach Gernsbach in das Standquartier des österreichischen Obersten von Barbaczy abgeführt. Auf die mündlichen und schriftlichen Vorstellungen der preußischen und mainzischen Gesandtschaft, so wie auf den zugleich ausgedrückten Wunsch, daß die Abreise der französischen Gesandten auf keine Weise behindert werden möchte, erwiederte der Oberst mündlich, unter Verweigerung einer bestimmten Erklärung über den ausgesprochenen Wunsch, daß er die Depeschen des Couriers in das Hauptquartier übersendet habe. Trotz dieser beunruhigenden Vorgänge beharrten die französischen Gesandten doch auf ihrem Vorsatze abzureisen. Am 28. April, als am letzten Tage der von ihnen selbst zur Abreise bestimmten Frist, standen ihre Wagen früh um acht Uhr zur Abfahrt bereit im Hofe des Schlosses, wo sie wohnten, und auch die aus dem Marstall

*) Memoir. eines deutsch. Staatsmannes. S. 164., Wachsmuth's Geschichte von Frankreich II. 51 f. und drei Briefe Bonnier's an den Minister Rewbell in Dorow's Denkschriften und Briefen II. 244 ff.

des Markgrafen von Baden ihnen bestimmten Pferde waren bereit. Da man ihnen indeß vorstellte, daß ihre Sicherheit gefährdet sey, so entschlossen sie sich noch zu warten, bis eine schriftliche Antwort vom Obersten Barbaczy auf die schriftliche Vorstellung der Gesandten eingegangen wäre. Als diese ausblieb, schrieb der Minister Albini nochmals an den Obersten und erbat sich eine bestimmte Erklärung, ob die französischen Gesandten, wenn sie mit von ihm ausgestellten Pässen versehen wären, auf ihrer Reise irgend ein Hinderniß zu besorgen haben würden. Die mit Ueberbringung dieses Schreibens beauftragte badische Ordonnanz blieb über Gebühr lange aus. Sie hätte schon zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags zurück seyn können. Dagegen traf Abends zwischen 7 und 8 Uhr ein österreichischer Husarenofficier mit einigen Gemeinen ein, begab sich auf das Schloß zu dem kurmainzischen Minister und entschuldigte den Obersten, daß er wegen überhäufter Geschäfte nicht habe schriftlich antworten können. Zugleich zeigte er in seinem Namen an, daß die französischen Minister mit Sicherheit reisen könnten und daß ihnen dazu ein Termin von 24 Stunden bestimmt sey. Die preußische Gesandtschaft erhielt keine Antwort. Den französischen Ministern übergab der Officier ein Schreiben seines Obersten, Durch Zufall hat der Minister von Dohm dieß gelesen *) und kann verbürgen, daß dessen Inhalt im Wesentlichen folgender war:

Minister!

Sie werden von selbst einsehen, daß innerhalb der von k. k. Truppen besetzten Positionen keine französischen Bürger geduldet werden können. — Sie werden es mir daher nicht mißdeuten, wenn ich mich genöthigt sehe, Ihnen, Minister,

*) Cronau S. 600.

anzudeuten, Rastadt binnen 24 Stunden zu verlassen. Gernsbach, den 28. April 1799.

Barbaczy, Obrist.

Auf dieß Schreiben entschlossen sich die französischen Gesandten sofort abzureisen. Alle Gegenvorstellungen waren vergebens und so fuhren sie wirklich gegen 8 Uhr Abends in acht Wägen, in denen sich auch die italienischen Gesandten befanden, ab. Zugleich mit dem das obige Schreiben überbringenden Husarenofficier waren etwa 50 Mann österreichische Szekler Husaren in die Stadt gekommen, hatten sich vor dem landwärts belegenen Etlinger Thore gelagert und sperrten nun in Gemeinschaft mit den badischen Truppen die Thore, so daß über die Communicationsbrücken zwischen der Stadt und Vorstadt Niemand durchgelassen wurde. Selbst der badische Stadtcommandant erhielt nicht die Erlaubniß hinauszureiten.

Wie die französische Gesandtschaft an das Thor kam, wurde ihr das Herausfahren verweigert. Die drei Minister stiegen sogleich aus und gingen mit Zurücklassung ihrer Wagen, in denen sich ihre Frauen und Gefolge befand, auf das Schloß zu dem kurmainzischen Minister. Kein Mensch konnte diesen Widerspruch zwischen der Anweisung, binnen 24 Stunden abzureisen, und diesem Anhalten am Thore begreifen. Der Minister Albini sendete daher seinen Legationssecretär von Münch-Bellinghausen an den Rittmeister, der vor dem Thore auf der Chaussee mit seinen Leuten hielt und bekam die Antwort, daß bei Besetzung der Thore allerdings der Befehl ertheilt sey, Niemanden hinauszulassen, und daß man vergessen habe, die Ausnahme wegen der französischen Gesandten hinzuzusetzen. Dieses, versicherte von Münch, sey nun geschehen und die Gesandten könnten abreisen. Aber diese hielten es für nöthig, um eine militärische Schutzwache nachzusuchen, damit sie auf ihrem Wege bis Plittersdorf, wo sie über den Rhein

setzen wollten, nicht nochmals aufgehalten würden. Es dauerte lange, ehe die Antwort kam. Der badische Major von Harrant brachte sie und erklärte, daß der Rittmeister die Schutzwache abgeschlagen habe, weil er dazu nicht mit Befehlen versehen sey, doch würden die Gesandten kein Hinderniß auf ihrem Wege finden. Auf die von ihm gethane Frage, ob dieses so zu verstehen sey, daß die französischen Minister mit Sicherheit über den Rhein gehen könnten und ob er, der von Harrant, dieß den französischen Ministern sagen könne, bejahete es der Rittmeister. Nach einigem Ueberlegen entschlossen sich die französischen Gesandten, lieber ohne Schutzwache abzureisen, als wieder auf das Schloß zurückzufahren und den Anbruch des Tages abzuwarten, was Verschiedene riethen und selbst die Frauen der Gesandten wünschten. Zwischen 9 und 10 Uhr fuhren also die französischen Minister wirklich zum Thore hinaus. Es war eine ganz finstere Nacht. Eine Fackel wurde vorgetragen.

Noch war keine Viertelstunde verstrichen, als sich schon das Gerücht verbreitete, die Franzosen wären nicht weit vom Thore von österreichischen Husaren angefallen und diese hätten auf die Kutscher und auf den Fackelträger eingehauen. Der ligurische Gesandte Brocardi, der sich mit seinem Bruder in dem letzten Wagen befand, war, als er bei den vordern Wagen Tumult und Geschrei vernommen hatte, durch den Schloßgarten auf einem ihm bekannten Wege geflüchtet und brachte nebst einem entwischten Postillon den im Casino noch versammelten Diplomaten die erste ganz zuverlässige Nachricht von dem Anfall auf die französischen Gesandten. Bald darauf, als mehrere der versammelten Staatsmänner, unter ihnen auch Dohm, im Begriff waren, zum Rittmeister zu gehen und von ihm schleunige Hülfe zu begehren, erhielt man schon die Nachricht, daß die französischen Gesandten aus ihren Wagen gerissen, daß auf sie gehauen, ja — daß sie ermordet wären. Um so mehr beeilten sich nun die deutschen Gesandten, aber am Thore

weigerte sich die Wache, sie hindurchzulassen, und als dieß endlich geschehen war, so verfloß wohl eine halbe Stunde, ehe der Rittmeister Bürkard erschien. Auf die Frage des preußischen Ministers von Görz, welche Maßregeln er nach der ihm unstreitig bekannt gewordenen schrecklichen That bereits genommen habe, versicherte er, einen Officier mit zwei Husaren abgeschickt zu haben. Als die Gesandten noch stärker in ihn drangen und ihn bei der Ehre der deutschen Nation, bei der Ehre seines Monarchen und bei seiner persönlichen Ehre beschworen, doch ja Alles zu thun, um zu retten, was noch zu retten sey, da antwortete der Rittmeister, „es sey ein unglückliches Mißverständniß, bei der Nacht schwärmten freilich die Patrouillen umher, und da könne leicht dergleichen geschehen: die französischen Minister hätten nicht bei Nacht reisen sollen." Als man ihm vorhielt, daß er die Schutzwache abgeschlagen und gesagt habe, es sey für die französischen Gesandten nichts zu fürchten, versetzte er, „er habe ja keinen Befehl gehabt, die Escorte geben zu können, man hätte sie bei dem commandirenden Oberst suchen müssen." Auch sonst bezeigte er sich unmuthig und unwillig, äußerte sich sehr befremdlich gegen den dänischen Gesandten von Rosenkranz: „Wollen Sie hier mit mir eine Inquisition anstellen?" und verlangte endlich zu wissen, wo die Wagen der französischen Gesandten wären; eine in der That sehr sonderbare Frage, da die deutschen Gesandten in der Stadt waren, er aber außer derselben stand. Erst nach vielem Hin- und Herreden erlangten die Gesandten, daß er noch ein Commando auf die Landstraße nach Plittersdorf abzusenden sich bereitwillig erklärte. Indeß kamen noch mehrere Geflüchtete und bestätigten die früheren Aussagen. Ein Augenzeuge, der die Fackel getragen hatte, erzählte namentlich die Ermordung des Ministers Bonnier.

Als der badische Major von Harrant, dem indeß nur ein österreichischer Wachtmeister statt des ganzen Commando's zuge-

geben war, auf dem Mordplatze, der kaum 200 Schritte von der Stadt entfernt ist, ankam, fand er die Wagen von etwa 50 Szekler Husaren umringt, die eben im Begriff waren, die Wagen nebst allen noch darin befindlichen Personen, die in sinnloser Betäubung lagen, um die Stadt herum, nicht in dieselbe, abzuführen. Nur mit Mühe und durch starke Drohungen des Majors konnten jene bewogen werden, die Wagen in die Stadt fahren zu lassen. Bis dahin behaupteten sie, die Wagen wären ihre Beute. Neben den Wagen lagen die Leichname von Bonnier und Roberjot schrecklich mißhandelt auf der Erde. Doch Jean de Bry war weder todt noch lebendig zu finden. Harrant wollte ihn aufsuchen, doch die Husaren weigerten sich, ihn zu begleiten, und so konnte er nur die Wagen in die Stadt zurückbringen. Die Gattinnen Jean de Bry's und Roberjot's, die Töchter des erstern, die Secretäre und Bedienten saßen darin. Niemand von allen war verletzt, doch waren Mehrere des bei sich gehabten Geldes, der Uhren und anderer Kostbarkeiten beraubt. Die Wagen hielten nun vor dem Schlosse, Jeder drängte sich hinzu, um den Unglücklichen zu helfen, aber die Husaren ließen Niemanden, selbst nicht die angesehensten Minister, hinzu. Endlich wurden die Frauen erst in das Schloß, dann in die Wohnung des kurbraunschweigischen Gesandten, des Freiherrn von Reden, gebracht, um ihnen hier bessere Hülfe leisten zu können.

Jetzt konnten die Nachrichten über die Ermordung der Gesandten zu einem Ganzen gestaltet werden. Aus den Erzählungen der betheiligten Personen, so wie aus dem spätern, summarischen Protocoll über die Aussage der Kutscher *), die die Gesandten gefahren hatten, und aus anderweitigen Aeußerungen stellte sich nun Folgendes heraus. An den Wagen des

*) Abgedruckt bei Gronau S. 623—625. und in französischer Uebersetzung bei Martens S. 133 ff.

Gesandten Roberjot sprengten Husaren, zerhieben die Glasfenster und frugen: Minister Roberjot? Als derselbe auf Französisch: ja! geantwortet und seinen Paß vom kurmainzischen Gesandten vorgezeigt hatte, zerrissen die Husaren den Paß, nahmen den Minister gewaltsam aus dem Wagen, hieben stark auf ihn los und verdoppelten ihre Hiebe auf eine, nach Aussage des Kutschers, gräuliche Weise, als der Unglückliche noch einige Zeichen des Lebens von sich gab und seiner Gattin zurief: o sauvez, sauvez! Die Gattin wollte sich auf ihn stürzen und mit ihm sterben, aber der Kammerdiener hielt sie umschlungen und hielt ihr auch die Ohren zu, damit sie das schreckliche Todesröcheln ihres Gatten nicht hörte. Den Kammerdiener warf ein Husar ebenfalls aus dem Wagen und frug: Bedienter? Auf die Antwort: oui, domestique, klopfte er ihn auf die Schulter und sagte, indem er ihm mit der andern Hand die Uhr aus der Tasche zog: „Bedienter bleib, nit bös." Eben so war auch Frau Roberjot beraubt worden. Sie fiel, als man sie in Sicherheit gebracht hatte, aus einer Ohnmacht in die andere, und unter schrecklichem Schluchzen hörte man die Worte: „on l'a haché devant mes yeux."

An den Wagen des Gesandten Bonnier sprengten ebenfalls Husaren und riefen: „Bonnier, steig aus!" Als dieß nicht gleich geschah, rissen sie den Minister heraus, hieben ihn vor den Augen des Kutschers neben dem Sattelgaul zusammen und ließen ihn todt liegen. Nur einzelne Laute — unter andern das Wort Pardon — will der Kutscher vernommen haben. Der Körper des Todten ward darauf von den Husaren ganz ausgeplündert, die auch im Wagen einige Beraubungen vornahmen.

Eben so ward, wie der Kutscher aussagte, Jean de Bry nebst seinen Frauen aus dem Wagen gerissen, er selbst durch Säbelhiebe verwundet, die Frauen jedoch nur ausgeplündert, wobei der Kutscher selbst von den Husaren einen Schlag mit

dem Säbel erhalten. Wie es dem Minister weiter ergangen, wußte derselbe nicht anzugeben.

In dem vierten Wagen saß der Legationssecretär Rosenstiel. Durch den Lärm aufgeschreckt, ließ er von seinem Diener die Wagenthür öffnen, um zu den vordersten Wagen zu eilen, wo er die, wie er dachte, aus Sprachunkunde entstandenen Mißverhältnisse heben zu können hoffte. Aber sein Diener hatte schon das Angstgeschrei der Ermordeten vernommen, sah also auch seinen Herrn in augenscheinlicher Lebensgefahr und schob ihn sofort in den wasserfreien, ziemlich tiefen Chausseegraben, aus welchem sich nun Rosenstiel durch sumpfige Wiesen flüchtete und über die Mauer in den Schloßgarten entkam. Von da gelangte er in Dohm's Wohnung, wo er die freundlichste Aufnahme fand. Sein Wagen ward gleichfalls geplündert *).

So weit die Zusammenstellung der einzelnen Umstände, die sich entweder gleich nach dem unglückseligen Ereignisse oder kurz darauf ermitteln ließen und durch die neuesten Nachrichten bestätigt worden sind. Wir fahren nun in der Geschichtserzählung fort.

Den beklagenswerthen Hinterbliebenen und Angehörigen der Ermordeten ward jede Art von Hülfsleistung gewährt, nur über de Bry's Schicksal war man noch in Ungewißheit. Um nichts zu seiner Rettung unversucht zu lassen, ritten am andern Morgen (29. April) gegen 4 Uhr der Major von Harrant in Begleitung des Reichsgrafen von Solms-Laubach und mit einem Gefolge badischer und österreichischer Husaren aus, durchsuchten die ganze Gegend bis nach Plittersdorf und riefen den Namen des Ministers. Besonders that dieß Graf Solms mit seiner dem Minister bekannten Stimme. Aber

*) M. s. Rosenstiel's Biographie in Voigt's Neuem Nekrolog der Deutschen 1825, Bd. I. S. 239.

sie fanden ihn nicht, doch erfuhren sie manche andere erhebliche Umstände. So erfuhr der Major Harrant von dem Schulzen des Dorfes Rheinau (eine Stunde von Rastadt), daß auch hier kaiserliche Husaren nach einem geflüchteten, verwundeten Franzosen gefragt hätten, an dessen Wiedererlangung ihnen Alles gelegen sey. Zugleich hätten sie ausdrücklich verlangt, daß, wenn man diesen von ihnen nach seinem Aeußern und seiner Kleidung beschriebenen Franzosen fände, man ihn ja nicht nach Rastadt, sondern um die Stadt herum nach Mückensturm auf einem von ihnen bezeichneten Wege bringen, oder ihn nur sicher verwahren und es melden solle, damit sie ihn aus Rheinau abholen könnten.

Hierauf schien es den Gesandten vor allen Dingen nöthig, für die sichere Abreise der französischen Gesandtschaften und ihre ungestörte Ueberfahrt über den Rhein Sorge zu tragen. Mit einem deßfalsigen Schreiben der Gesandten versehen, ging der preußische Legationssecretär von Jordan in das Standquartier des Obersten Barbaczy nach Gernsbach ab. Dieß geschah um 4 Uhr des Morgens; die ganze Nacht war unter diesen Beschäftigungen vergangen.

Einige Stunden nach Absendung dieses Schreibens kam plötzlich um 7 Uhr früh Jean de Bry, mit Blut und Schmutz bedeckt, in der Wohnung des preußischen Ministers, Grafen von Görz, an. Sein Aeußeres war so entstellt, daß die Dienstboten ihn erst gar nicht einlassen wollten. Als er aber in Görzens Zimmer auf seine Frage, ob Frau und Kinder gerettet wären, erfahren hatte, daß sie wohl und in Sicherheit wären, da stürzte derselbe Mann, der bisher nur revolutionäre Wildheit gezeigt hatte, auf seine Kniee, faltete die Hände und betete mit lauter Stimme: „divine providence, si j'ai méconnu tes bienfaits jusqu'ici, pardonne!“ *) Seine Kleidung war

*) Memoir. eines deutsch. Staatsmannes. S. 167.

ganz zerhauen, er selbst war am linken Arme, an der Schulter und über der Nase verwundet, ein Hieb auf den Kopf hatte wegen Hut und Perrücke nur eine starke Quetschung veranlaßt. Die Geschichte seiner Rettung erzählte er in folgender Weise. Auf ihn war, da sein Wagen zuerst fuhr, der erste Angriff geschehen. Seinen Paß hatten die Husaren ebenfalls wie den Roberjot's in Stücken zur Erde geworfen, dann ihn nebst seiner hochschwangern Gattin und zwei Töchtern gewaltsam herausgerissen. Auf die Bejahung der von einem Szekler Husaren in gebrochenem Französisch an ihn gerichteten Frage: Est-ce que tu es Jean de Bry? erfolgte sofort ein starker Säbelhieb über den Kopf und ein anderer in den Nacken, worauf er in den am Wege befindlichen Graben niederstürzte. Doch blieb ihm noch hinlängliche Besinnung sich todt zu stellen, man versetzte ihm noch einige Hiebe, auch einen Stich in den Schenkel, plünderte ihn dann aus und ließ ihn todt liegen. Als die Husaren fort waren, stand er auf und eilte in den Wald. Es regnete stark. Da er sich nun nicht auf die nasse Erde legen wollte, kletterte er, ungeachtet seines stark verwundeten linken Armes, auf einen Baum, wo er sich, zuweilen vor Mattigkeit halb schlummernd, bis zum anbrechenden Tage erhielt, nicht ohne Furcht, von österreichischen Patrouillen, die gegen Morgen den Wald durchstreiften, entdeckt zu werden. Am Morgen nahm er den Weg zur Stadt. Eine Menge Menschen waren aus derselben gekommen, um die Leichname zu sehen. Jean de Bry mischte sich unter diesen Haufen und sah unter den schmerzlichsten Gefühlen die Leichname seiner Mitgesandten am Boden liegen, wo er dicht vorbeigehen mußte. Unbemerkt kam er bis an die Stadt und auch glücklich in das Thor, ohne von der österreichischen Wache angehalten zu werden *).

*) Jean de Bry's eigner Bericht an Talleyrand, den damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Frankreich, steht im Mo-

Noch war die Antwort des Obersten Barbaczy nicht angekommen. Die Gesandten wünschten aber so bald als möglich die französischen Abgeordneten über den Rhein gebracht zu wissen, um alsdann selbst abreisen zu können. Gegen 9 Uhr begab sich also Dohm in Begleitung des dänischen Gesandten von Rosenkranz und des Freiherrn von Gemmingen, des Bevollmächtigten der unmittelbaren Reichsritterschaft, zum Rittmeister Burkard und erklärte ihm, daß, sobald der Zustand des verwundeten Jean de Bry und der Wittwe des ermordeten Roberjot es erlauben würde, sämmtliche Mitglieder der französischen Gesandtschaft mit ihrem Gepäck unter einer badischen Schutzwache und in Begleitung mehrerer Mitglieder des diplomatischen Corps nach Plittersdorf gebracht werden sollten, wenn er mit seiner Ehre und mit seinem Leben für die Sicherheit einstehen und auch eine Mannschaft dazu geben wollte. Der Ritt-

---

niteur vom J. 1799. Nr. 228. 238. 239. Er enthält die im Texte angegebenen Thatsachen ziemlich in derselben Weise, hier und da mit einigen übertriebenen Zusätzen. Aber characteristisch für ihn ist die sentimentale Erzählung am Schlusse. Voilà pour les peines physiques; mais on conçoit bien qu'elles n'étaient rien auprès des peines morales. Rapporterai-je un fait? Ce fut vers les trois heures du matin que, pour la première fois du printemps, j'entendis dans ce bois le chant du rossignol. Je ne crois pas que jamais ces accents aient ému mon âme comme ils la dechirèrent alors; j'aimais au contraire ces rafales de pluie, cette nuit sombre et orageuse que j'aurais desiré ne point voir finie. Quand l'homme souffre, il croit que la nature doit souffrir avec lui. Le jour commençait à poindre; j'aperçois à quelque distance de moi un arbre creux; je parvins à y monter après des efforts inouis .... Cette situation ne pouvait durer; je souffrais les douleurs les plus aiguës. Wir zweifeln nicht daran, daß diese Episode für die damaligen Franzosen wohl berechnet war: Montgaillard aber findet in seiner Histoire de France depuis la fin du règne de Louis XVI. jusqu'à l'année 1825. (T. V. p. 171) die ganze Erzählung schlecht und unzusammenhängend, spottet über diese émotions sentimentales, diese détails puerils des nächtlichen Spaziergangs und meint, es könne keine Schülerarbeit schlechter seyn als diese narration bizarre des französischen Gesandten.

meister gestand dieß nach einigen Schwierigkeiten zu. Aber bei dieser Unterredung entfielen dem Rittmeister manche bemerkungswerthe Aeußerungen: „Es sey ein Unglück, aber wer dafür könne? Auf Befehl sey es nicht geschehen.“ Als die Gesandten ihm zu erkennen gaben, daß sie weit entfernt wären, nur die Möglichkeit einer solchen Schandthat vorauszusetzen, suchte er die Größe des Verbrechens dadurch zu mildern, daß er hinzusetzte: „auch ihnen seyen wohl Generale todtgeschossen worden.“

Bald darauf langte endlich der Legationssecretär von Jordan um 11 Uhr mit einem Schreiben des Obersten von Barbaczy an. Er hatte denselben selbst nicht sprechen können, und obschon er sich als den Abgeordneten aller in Rastadt versammelten Gesandten genannt hatte, so wurde ihm doch gesagt, er könne den Obersten nicht sprechen und wenn er von Gott dem Vater und von Gott dem Sohne käme. Ja, er hatte schon Mühe, den in Rothenfels commandirenden Rittmeister zu bewegen, sein Schreiben an den Obersten gelangen zu lassen, da derselbe, wie er sagte, schon genug Couriers und Estafetten in dieser Nacht bekommen habe. Dagegen war die Antwort des Obersten beruhigend und eines Mannes von Ehre und Gefühl würdig *). „Seyen Euere Excellenzen überzeugt,“ hieß es unter anderm in derselben, „daß in meinem ungeachtet durch manche mitgemachte Schlacht abgehärteten Busen dennoch ein Herz sich reget, welches über derlei Gräuelthaten sich entsetzet und zu eben so unnatürlicher Rache, wie das Verbrechen jener Raubsüchtigen war, im höchsten Grade gereizt wird. Ich gebe in dem Augenblicke den Befehl, daß ein Officier mit einem Commando der sich glücklich geretteten französischen Gesandtschaft bis an den Rhein Sicherheitsgeleit leisten, so wie ich unverzüglich jene Verbrecher gefänglich einziehen lasse,

*) So urtheilt Dohm bei Gronau S. 619.

die ich unter meinem Commando jemals gehabt zu haben Zeit meines Lebens mit innigster Wehmuth fühlen muß. Was die Begleitung der übrigen hochansehnlichen Gesandtschaften betrifft, so erlaubt mir meine Lage nicht, in dieser Gegend meine Truppen zu zerstreuen, und ich bin überzeugt, daß Niemand etwas zu befürchten haben wird, so wie auch zu dieser Gräuelthat nie jene von Plünderungssucht geblendeten Verbrecher sich herabgelassen haben würden, wenn die französische Gesandtschaft, welche vier und zwanzigstündige Frist zur Abreise bekam, beim Tage abgereiset wäre."

Zugleich mit diesem Schreiben hatte auch der Rittmeister die nöthigen Befehle erhalten, in denen aber, wie er sagte, ihm ausdrücklich aufgegeben sey, keine Begleitung von diplomatischen Personen zu gestatten, da die deutschen Gesandtschaften ihre Rückreise antreten, nicht aber an den Rhein gehen könnten. So auffallend diese Behandlung auch war, so würde doch jede Vorstellung hierüber die Abreise verzögert haben. Demnach trafen also der Major von Harrant und der Legationssecretär von Jordan, dem allein der Rittmeister es gestatten wollte, den Zug zu begleiten, die nöthigen Anstalten. Um 1 Uhr verließen Jean de Bry, dessen Wunden die Reise gestatteten, die Frauen und die übrigen Angestellten bei der Gesandtschaft die Stadt, und gelangten — freilich unter fortwährender Todesangst — bald nach Plittersdorf, wo die Ueberfahrt ohne Störung erfolgte. Die Geretteten schieden unter den lebhaftesten Dankesäußerungen gegen Harrant und Jordan, Jean de Bry gab der Schutzwache ein Geldgeschenk und seine Gattin händigte dem badischen Minister von Edelsheim beim Abfahren aus der Stadt eine Rolle mit 100 Louisd'or für die Armen zu Rastadt ein.

Noch an demselben Abende verließen die sämmtlichen Gesandten Rastadt und begaben sich nach Carlsruhe, von wo sie an den Erzherzog Karl als commandirenden General der

österreichischen Armee, so wie an den Landesherrn, den Markgrafen von Baden, den gemeinschaftlichen, von Dohm verfaßten Bericht unter dem 1. Mai 1799 erstatteten, der auch gleich darauf durch den dänischen Legationsrath von Eggers, der in Rastadt anwesend gewesen war, mit mehrern Beilagen und Actenstücken zum Druck befördert worden ist *).

Aber noch ehe diese Berichte zur öffentlichen Kenntniß gelangen konnten, sprach der österreichische Hof in einem Decrete vom 6. Mai 1799 laut und öffentlich seine große Mißbilligung über das Geschehene aus und bezeigte seine Bereitwilligkeit, mit Hintansetzung aller nur immer denkbaren Rücksichten, dem beleidigten Völkerrechte die vollkommenste Genugthuung zu verschaffen. Eben so verhieß unter dem 2. Mai der Erzherzog Karl, die Resultate der von ihm angeordneten militärischen Untersuchung zur allgemeinen Kunde zu bringen. Das Gefühl des Abscheu's über diese That wurde von einem jeden ehr- und rechtliebenden Deutschen getheilt, aber die in den Sitzungen vom 14. und 15. Junius gefaßten Beschlüsse der deutschen Reichsversammlung blieben ohne Ausführung so wie die in Wien unter dem Vorsitze des Freiherrn von Spork begonnenen Arbeiten eines kriegsrechtlichen Spruchgerichtes. Freilich war auch unter den Unruhen und Sorgen des gleich darauf ausbrechenden Krieges die Zeit für eine solche weitläuftige Untersuchung nicht passend.

Hatte nun schon die Aufregung in Deutschland einen hohen Grad erreicht, um wieviel größer mußte sie in Frankreich seyn, wo das Directorium Alles versuchte, um das Gräßliche der That noch zu steigern. In Mainz ward der Gesandtenmord vom Commandanten auf dem Theater angekündigt, und Alles schrie: vengeance, vengeance et la mort aux Allemands **);

*) Vergl. Gronau S. 349.

**) Crome's Selbstbiographie S. 306.

wozu auch Maſſena, als Obergeneral der Donau-Armee, ſeine Truppen aufforderte *). In Paris wurde ein feierliches Todtenfeſt für die Ermordeten gehalten **), die Stühle, welche Bonnier und Roberjot früher in der Verſammlung des geſetzgebenden Corps eingenommen hatten, waren mit ihren Kleidern bedeckt, und auf die Worte des Präſidenten (nach dem namentlichen Aufrufe der Beiden): „Auf dem Congreſſe zu Raſtadt ermordet", antworteten die Secretäre: „Ihr Blut komme über die Urheber ihres Mordes" ***). Auffallend iſt es hiernach, daß weder das Directorium, noch ſpäterhin die Conſuln, noch endlich Napoleon in der Folge Reclamationen bei der öſterreichiſchen Regierung wegen Beſtrafung des Geſandtenmordes erhoben haben. Es erſcheint dieß um ſo befremdender, je aufgebrachter ſich Bonaparte ſchon im Jahre 1796 über den an dem Legations-Secretär Baſſeville zu Rom im Jahre 1793 verübten Mord geäußert und ſeine Soldaten zur Rache gegen die Römer in tönenden Worten aufgerufen hatte.

Und in der That war der Mord zu gräßlich und die Zeit zu aufgeregt, als daß nicht die Beweggründe deſſelben und die ſo geheimnißvoll, im nächtlichen Dunkel begangene That die mannichfaltigſten Gerüchte hätte erzeugen ſollen. Trotz des Dohm'ſchen Berichtes wurden durch öffentliche Blätter, durch kleine Flugſchriften und wahrſcheinlich auch auf andere Weiſe ſchleunig und abſichtlich Nachrichten über das Ereigniß zu Raſtadt verbreitet, die der Wahrheit zwar zuwider waren, aber bei ſehr Vielen Eingang fanden, weil die Ver-

*) Lebensbilder aus den Befreiungskriegen III. 136.

**) Arndt's Reiſen durch Frankreich I. 360. Garat hielt eine treffliche Rede, die nach Bernadotte's Ausdrucke in einem Briefe an Ney aus Simmern vom 14. Mai 1799 (Ney's Memoiren S. 141) ihn an die ſchönen Tage Lacedämon's und Rom's erinnert hat.

***) Nach dem Romane Fragoletta Th. II. S. 100. der deutſch. Ueberſ.

ſſer es verſtanden hatten, einſchmeichelnde Vermuthungen zu äußern und vor allem den Reiz des Geheimniſſes noch zu erhöhen. Gegen dieſe Meinungen ſchrieb Dohm gleich darauf einen beſondern Aufſatz *) (ohne ſeinen Namen) und vertheidigte in demſelben den Kaiſer Franz und den Erzherzog Karl mit der offenen Sprache der Ehre und Wahrheit. Trotz dem wurden amtliche Berichte, welche der Oberſt Barbaczy an den Erzherzog Karl erſtattet haben ſollte, geſchmiedet **), andrer Erdichtungen und durch den Druck verbreiteter Unwahrſcheinlichkeiten nicht zu gedenken. Auf der andern Seite fand die eben ſo ſonderbare Anſicht, daß die Geſandten auf Befehl des franzöſiſchen Directoriums ermordet wären, bei vielen Eingang, und war bei Männern, deren Erinnerungen noch in jene Zeit zurückreichten, nicht ganz erloſchen. Denn bald ſollten die Geſandten als Opfer franzöſiſcher Huſaren gefallen ſeyn, die darüber erzürnt waren, daß Rabuliſten und Federhelden den Abſchluß des Friedens ſo lange verzögert hätten, bald ſollten es franzöſiſche Huſaren geweſen ſeyn, die in öſterreichiſche Uniformen geſteckt wären, um in dieſer Verkleidung auf geheimen Befehl des Directoriums eine That zu verüben, die bei dem bevorſtehenden Ausbruche der Feindſeligkeiten die Franzoſen wegen dieſer Verletzung des Völkerrechts im höchſten Grade gegen die Deutſchen aufregen müßte ***). Wir brauchen indeß ſolche Mährchen, wie ſie die Officiere eines durch jenen Mord allerdings be-

*) In Häberlin's Staats-Archiv Bd. IV. H. IV. S. 258 ff.

**) Nach der Brochure: Rapport officiel sur l'assassinat des ministres plénipotentiaires françois à Rastadt 1799. Noch dazu in franzöſiſcher Sprache!

***) Das Erſtere findet ſich noch in v. Stramberg's Buche: das Moſelthal zwiſchen Zell und Conz (Coblenz 1837) S. 361 f., das letztere habe ich von dem verſtorbenen Buchhändler Voigt in Ilmenau erfahren, der es im Jahre 1799 im Pfarrhauſe zu Pfungſtadt bei Darmſtadt von dem Lieutenant Keil im Szekler Huſarenregimente gehört hatte.

schimpften Regiments erfunden und möglichst verbreitet haben mögen, nicht weiter zu widerlegen.

Durch so viele unrichtige Darstellungen und falsche Gerüchte geärgert, hielt sich Dohm in seinem Gewissen verpflichtet, noch einmal öffentlich über den Gesandtenmord bei Rastadt zu reden. Er wollte durch Mittheilung aller wahrhaft historischen Nachrichten und seines eignen Urtheils, so wie durch Enthüllung der geflissentlichen Entstellung der Thatsachen und groben Erdichtungen die Wahrheit, so weit es nur immer möglich wäre, feststellen oder wenigstens jedem Urtheilsfähigen den Stoff zu einer eignen Ansicht und zur Begründung einer unabhängigen Untersuchung verschaffen. Zur Bekanntmachung dieser Arbeit und der dahin einschlagenden Actenstücke wählte Dohm das Häberlin'sche Staats-Archiv *). Niemand konnte hierzu geschickter seyn als Dohm, dieser Mann von dem edelsten Wahrheitssinne, von einer ausreichenden Kenntniß der Personen und Umstände und von einer durchaus rechtlichen Gesinnung. Wir haben ihn daher auch unbedenklich zum Führer genommen und erwähnen nur folgende Hauptresultate seiner Untersuchung, mit Bezugnahme auf neuere Ansichten und Aeußerungen.

Es kann erstens als entschieden angenommen werden, daß die Mörder Szekler Husaren gewesen sind.

Nur die Liebe zum Außerordentlichen konnte glauben lassen, daß unter Szekler Uniformen französische Soldaten versteckt gewesen wären, und nur ein sehr weit getriebener Haß gegen den österreichischen Hof, daß besonders abgeschickte Leute zu diesem Anfalle in die Uniform eines bekannten österreichischen Regiments gesteckt worden wären. Warum hätte man nicht lieber eine weit mehr entstellende Vermummung gewählt? Uebrigens wurden ja gleich nach dem Morde zu Rastadt Uhren, Tabacksdosen und andere Kostbarkeiten von den Szekler

*) Bd. VII. S. 113—264.

Husaren verkauft; ja, am 29. April, als die Leichname der beiden Gesandten auf dem Kirchhofe zu Rastadt beerdigt wurden, gestand ein im Wirthshause zum goldenen Engel anwesender ältlicher Husar, daß er den Minister Roberjot ermordet habe und äußerte große Reue über die That. Er versicherte auch, von seinem Officier dazu angehalten zu seyn, der, als er seine Abneigung bezeigt, heftig geschimpft und gedroht, worauf er dann, wie außer sich, auf den Gesandten eingehauen habe *). Endlich beklagt es der Oberst Barbaczy in seinem Schreiben vom 29. April, daß die That von raubsüchtigen Gemeinen geschehen sey, und versichert, daß er bereits Befehl gegeben habe, dieselben gefänglich einzuziehen. Also waren sie doch von seinem eignen Regimente. Und so werden sie auch in dem Berichte des Erzherzogs Karl vom 2. Mai an den Hofkriegsrath in Wien **) bezeichnet.

Als zweites Resultat kann festgestellt werden: Diese Mörder haben nicht aus eignem Antriebe und aus Raubsucht, sondern, wo nicht unter der unmittelbaren Anführung, doch auf Befehl ihrer Officiere gehandelt, in deren unmittelbaren Nähe die Gräuelthat verübt worden ist.

Hier muß nun zuvörderst auf die sehr bestimmte Aeußerung des alten Husaren, die so eben beigebracht ist, verwiesen werden. Dann aber widerspricht es ganz der Wahrscheinlichkeit, so wie aller militärischen Zucht und Ordnung, daß Soldaten es gewagt hätten, so ganz in der Nähe eines Officiers, des Rittmeisters Burkard, der nach den vorliegenden Thatsachen kaum 200 Schritte von dem Mordplatze entfernt seine Wohnung hatte, einen solchen Frevel zu begehen. Wenigstens würden sie sich dazu eine entlegenere Stelle ausgesucht haben.

---

*) Bei Gronau S. 346. Anm. und bei Martens S. 147.

**) M. s. Häberlin a. a. O. Bd. VII. S. 170. und Gronau a. a. O. S. 351. Anm.

Auch mußten sie ja bei dem langen Zuge von acht Wagen einen Widerstand befürchten, wodurch ihr, doch nur auf die Schnelligkeit des Anfalls und die Schutzlosigkeit der angegriffenen Personen begründeter Plan gestört worden wäre. Dagegen erscheint das Benehmen des Rittmeisters Burkard zweideutig und verdächtig. Zuerst entschuldigt er es, daß der Befehl, Niemanden aus den Thoren von Rastadt zu lassen, aus Versehen auch auf die französischen Gesandten ausgedehnt sey, dann bezeigt er sich unmuthig, fast grob gegen die deutschen Gesandten, hierauf erklärt er, daß die französischen Gesandten abreisen könnten und kein Hinderniß auf ihrem Wege finden würden. Als die Mordthat bekannt ist, redet er von unglücklichen Mißverständnissen, die beim Umherschweifen der Patrouillen sich leicht ereignen können, antwortet dem dänischen Gesandten fast trotzig, macht alsdann die größten Schwierigkeiten, die gewünschte Schutzwache zur Rettung zu bewilligen, will nicht gestatten, daß diplomatische Personen die Begleiter der Franzosen bis an den Rhein sind, und äußert zuletzt: „daß ihnen auch wohl Generale todt geschossen wären.“ Man kann sich bei Zusammenstellung dieser Umstände kaum des Verdachtes erwehren, daß der Rittmeister Burkard um die ganze Sache gewußt habe, ja daß er vielleicht gar bei derselben thätig gewesen sey. Sein Benehmen war durchaus roh und beleidigend; es konnte nur befremden, daß er so geringe Rücksichten gegen die angesehensten Diplomaten nahm, da es doch sein Oberst an der Beobachtung aller Formen der äußern Höflichkeit nicht hatte ermangeln lassen.

Haben aber nun die Mörder unter unmittelbarer Anführung eines oder mehrerer Officiere die That verübt, so scheint drittens als sicher und erwiesen angenommen werden zu können, daß diese Officiere nicht ohne höhere Anweisung gehandelt und ihre Untergebenen nicht gemißbraucht haben. Es kömmt also ferner darauf an zu erforschen, ob durch diese

höhere Anweisung die Ermordung der Gesandten selbst befohlen worden ist oder ob man durch jenen Ueberfall hat andere Zwecke erreichen wollen.

Hier verdient nun erwähnt zu werden, daß gleich nach dem Mordanfalle die Ansicht zunächst in Süddeutschland, dann auch im übrigen Deutschland sich verbreitet hatte, es sey bei diesem nächtlichen Angriffe nicht sowohl auf die Personen der Gesandten, sondern auf ihre Papiere abgesehen gewesen. So hat der im hohen Alter zu Stuttgart im Jahre 1840 verstorbene würtembergische Prälat von Pahl, der als damaliger Pfarrer zu Neubronn die ganze Begebenheit aus Dohm's Munde im Posthause zu Aalen unmittelbar nachher erfuhr, in seinen Denkwürdigkeiten die Sache dargestellt. Man habe wollen das französische Gesandtschafts-Archiv erbeuten, in der Hoffnung hierdurch zur Einsicht über die zahlreichen Verschwornen zu gelangen, die im Vereine mit dem französischen Directorium das südliche Deutschland revolutioniren und eine alemannische Republik errichten wollten *). War nun Pahl schon an sich ein wohlunterrichteter und mit hochstehenden Männern befreundeter Mann, so gewinnt sein Zeugniß noch durch das eines vornehmen badischen Staatsbeamten, des Freiherrn von Drais **), der ein Zeitgenosse jener Begebenheit gewesen ist, und sich erst viele Jahre später darüber ausgesprochen hat. Dasselbe bestätigt der General Jomini ***). Man habe, so berichtet er, von österreichischer Seite gewünscht, über die mit Frankreich angeknüpften Verbindungen mehrerer Mitglieder der Reichsfriedens-Deputation Licht zu erhalten, und der Graf von Lehrbach, welcher in der Nähe von Rastadt geblieben war, habe daher einen Obersten von den Szekler

*) S. 121 f.

**) Gemälde aus dem Leben Karl Friedrich's von Baden. Abth. II. S. 156.

***) Histoire de la guerre de la révolution T. II. p. 143.

Husaren beauftragt, die Gesandten auf der Landstraße anzuhalten und sich in den Besitz der Papiere zu setzen. Dabei soll die Anweisung gewesen seyn zwei derselben, Jean de Bry und Bonnier, die sich vorzugsweise übermüthig bezeigt hatten, durch eine Tracht Schläge abzustrafen *). Alle diese Meinungen und Berichte gewinnen an Glaubwürdigkeit durch die genaue Beschreibung des Zustandes, in welchem die Papiere, Kisten und Briefschaften der französischen Gesandtschaft in Straßburg angekommen waren. Dorthin hatten sie die Oesterreicher an den französischen General Laroche gesendet, der sie darauf von dem Gesandtschafts-Secretär Rosenstiel vor einem Friedensrichter und Zeugen untersuchen ließ **). Es ergab sich hierbei unzweifelhaft, daß die Papiere durcheinander geworfen und die Schlösser an mehrern Behältnissen mit Gewalt geöffnet worden waren.

Wer aber hat den Plan des Ganzen angelegt? in wessen Interesse lag es, die Papiere zu besitzen oder die Gesandten zu ermorden? Dohm gesteht, daß über diesen vierten Punkt die einzelnen Thatsachen allerdings keinen Aufschluß geben und daß Vermuthungen nur immer eine größere oder geringere Wahrscheinlichkeit haben können. Er selbst war zu vorsichtig, damals seine eigne Meinung öffentlich auszusprechen, wußte aber unstreitig weit mehr als er niedergeschrieben hat, wie denn sein Biograph ***) im Jahre 1824 geradehin dessen Ansicht aussprach, daß die Enthüllung der Wahrheit dadurch verhindert würde, weil noch Personen am Leben wären, die von dem eigentlichen Zusammenhange der Sache Kenntniß hätten. Nicht minder war der durch seine publicistischen Kenntnisse in

*) Bien houspiller ist der Ausdruck in Ney's Memoiren S. 141. Uebers.

**) Die hierbei aufgenommenen Verhandlungen stehen bei Martens a. a. O. Nr. XIII. S. 128 — 131.

***) S. 355.

ganz Deutſchland hochgeachtete Häberlin in Helmſtedt, der manches diplomatiſche Geheimniß kannte, durch fortgeſetzte Nachforſchungen zu einer feſten Ueberzeugung in Betreff der Anſtiftung des Mordes gelangt, die er öffentlich nur ſehr vorſichtig andeutete und nie gewagt hat, beſtimmt auszuſprechen. Aber in freundſchaftlichen Briefen an Dohm — und wahrſcheinlich an noch andere Freunde — hat er ſie unverholen, jedoch nur als ſeine moraliſche Ueberzeugung geäußert, die als ſolche mit ihm zu Grabe gegangen iſt. Auch dieß berichtet Dohm's Schwiegerſohn, Gronau, ohne jedoch zu bemerken, ob er in Dohm's Nachlaſſe dahin bezügliche Papiere und Briefſchaften gefunden habe.

Seit jenen Andeutungen ſind zwanzig Jahre verſtrichen, und man darf es daher wohl unternehmen aus den neuerdings bekannt gewordenen Aufſchlüſſen und Nachrichten eine Zuſammenſtellung des Wahrſcheinlichſten zu verſuchen. Freilich wird das freie Geſtändniß der eigentlichen Anſtifter und Theilnehmer unſtreitig für immer vermißt werden.

Die neuern franzöſiſchen Schriftſteller ſind gerecht genug, die Perſonen des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes ſo wie des franzöſiſchen Directoriums von allem Verdachte an der That freizuſprechen *). Dagegen fanden Memoirenſchreiber und Romanfabrikanten Vergnügen daran, als die eigentliche Anſtifterin

*) Wir nennen als ſolche Lacretelle: Histoire de France dans le 18e siècle T. XIV. p. 320., Toulongeon Histoire de France depuis la révolution de 1789. T. VII. p. 167., Montgaillard a. a. O. S. 154., Thibaudeau's Mémoire sur le congrès de Rastadt in den Mémoires de tous. T. II. p. 133., La Valette's Mémoires T. I. p. 268—270. Sehr gemäßigt ſpricht hierüber Lacretelle: Dix années de mes épreuves pendant la révolution (Paris 1842) p. 364.: la politique étrangère mêla à notre invasion de la Suisse (on ne sait pas encore par quelque conseil) un éxécrable attentat contre le droit des gens, l'assassinat des plénipotentiaires français près de Rastadt, dont les auteurs bien connus ne furent pas poursuivis.

des Frevels die Königin Caroline von Neapel, die Tochter Maria Thereſia's und Napoleon's unverſöhnliche Feindin, zu nennen. Ihr die Ruhe im Grabe mißgönnend, häufen ſie auf die Vorwürfe der Sittenloſigkeit, Unzucht und Ränkeluſt noch die Beſchuldigung, den Oberſten Barbaczy, der ihr ganzes Vertrauen beſeſſen, zu dieſer Mordthat bewogen zu haben *). Ja, die Herzogin von Abrantes **) verſichert, daß ſie es gewiß wiſſe und es der geſchichtlichen Gerechtigkeit nicht vergeben könne, daß Caroline von Neapel auch hier die Anſtifterin geweſen ſey. Wie anziehend auch ſonſt das Geplauder der letztgenannten Schriftſtellerin iſt, ſo bewährt ſie doch hier ihre Unkunde in Beurtheilung auswärtiger Verhältniſſe, wie an vielen andern Stellen ihres Buches. Es iſt kein einziger Beweis, keine einzige Autorität da, auf welche ſich dieſe Behauptung ſtützen kann, denn die Königin befand ſich zu jener Zeit weder im öſterreichiſchen Lager noch zu Wien, ſondern in Palermo flüchtig und genug mit ihren eignen Angelegenheiten beſchäftigt.

Gehen wir in unſrer Kritik weiter, ſo fällt allerdings auch auf den Oberſten von Barbaczy der Verdacht, um ein Ereigniß gewußt zu haben, das in ſeinem Regimente vorging und zu dem er ſelbſt doch die Leute ſtellen mußte. Sein Schreiben vom 29. April an die deutſchen Geſandten ſpricht allerdings den tiefſten Unwillen über eine That aus, durch welche die Uniform, die er trug, entehrt werden mußte, und es ſcheint aus einer Stelle in Dohm's Berichte ***) hervorzugehen, daß man ſeinen Aeußerungen Glauben beigemeſſen habe. Wir vermögen dieß nicht zu bezweifeln. Indeß iſt es

*) So Dulaure: Esquisses historiques des principaux événements de la révolution française T. IV. p. 227., Gohier Mémoires, sect. 14. p. 58. und der Verfaſſer des Romans Fragoletta a. a. O.

**) Memoir. II. 193 f. der deutſch. Ueberſ.

***) Bei Gronau S. 610.

uns doch auffallend, daß Barbaczy in jenem Briefe erklärt, die Verbrecher unverzüglich (also in den Morgenstunden des genannten Tages) verhaften zu lassen, und daß noch am Abend desselben Tages ein Husar im Wirthshause zum Engel in Rastadt sich öffentlich als Roberjot's Mörder zu erkennen geben konnte. Also war dieser noch nicht eingezogen? und wenn andere Husaren eingezogen sind, was ist mit diesen geworden? sind sie bestraft oder haben sie ihre Freiheit als Unschuldige wieder erhalten? Es ist allerdings befremdend, daß der österreichische Hof in einer ihn so nahe angehenden Sache die mit den Husaren abgehaltenen Verhöre — falls solche Statt gefunden haben — nicht öffentlich bekannt gemacht hat. Dieser Umstand scheint uns am meisten für die Theilnahme eines hochgestellten Mannes an dieser Unthat zu sprechen, den man selbst höhern Orts nicht wollte bekannt werden lassen. — Nicht minder auffallend erscheint eine andre Mittheilung, die Häberlin in einem Schreiben vom 15. Januar 1802 dem Geheimerath Dohm gemacht hat *). Nach der Versicherung eines Freundes des erstern in Schwaben, befand sich am Abend der Schandthat der Pfarrer aus Rothenfels bei dem Obersten und aß mit ihm zu Abend. Bei Tische war Barbaczy sehr ungeduldig, führte auch so räthselhafte Reden, daß der Pfarrer glaubte, der Oberst habe zuviel getrunken. Als der Pfarrer aufbrechen wollte, hielt Barbaczy ihn immer zurück und sagte, es komme noch eine wichtige Nachricht. Endlich sey er nachdenkend im Zimmer auf- und abgegangen und habe zu sich selbst gesprochen: „Barbaczy, was wird die Welt zu deinem alten Kopfe sagen!"

Wußte er um den beabsichtigten Ueberfall, hatte er ohne Befehl seiner unmittelbaren Vorgesetzten und nur auf die Anweisung eines vornehmen Mannes seine Husaren zu einer

*) a. a. O. S. 209. Gronau S. 354.

nächtlichen Mord- und Raubscene stellen müssen, so begreifen wir sehr wohl den Unmuth eines verdienten Officiers, der wohl gelernt hatte, sich dem Gebote der strengen militärischen Subordination zu fügen, aber nur ungern die Ausführung eines Ministerialbefehls übernahm, gegen den sich das Gefühl seiner Standesehre heftig sträubte.

Wir dürfen hiernach nicht länger die Bemerkung zurückhalten, daß schon bald nach der verübten Mordthat und mit noch größerer Bestimmtheit in unsern Tagen der Verdacht, der Urheber jenes Anfalls gewesen zu seyn, einen der beim Congresse zu Rastadt bevollmächtigten Gesandten getroffen hat. „Ein Mann war es", sagt der Verfasser der Memoiren eines deutschen Staatsmannes *), „der durch seinen Standpunkt auch in Rastadt eine bedeutende Rolle spielte. Die edlere nicht; denn wäre sie es gewesen, so wurde sie durch ihn entweiht; er mischte allein sein Gift hinzu. Ihn hatte Rachgefühl entflammt und bestimmt, sich die geheimsten Papiere der Gesandten, es koste was es wolle, anzueignen. Das eigentliche größere Archiv war schon mehrere Tage vorher nach Straßburg hingesendet worden. In dem rohen Husarenhaufen hatte er Werkzeuge gefunden. Die Elenden glaubten, was ein in dem Dienste hochgestellter Mann verlange, sey auch der Wille ihres Herrn. Der Unverstand wird leicht durch Bosheit mißleitet und so wurden Soldaten Räuber und Mörder an Unbewaffneten, die unter dem heiligen Schutze des Völkerrechts standen." Allerdings konnte Graf Schlitz, der Schwiegersohn des preußischen Ministers Görtz, wohl um die Wahrheit wissen, die in diplomatischen Kreisen kein Geheimniß blieb. Deutlicher noch erklärt sich der Freiherr von Gagern, dessen Vater als Bevollmächtigter der rheinischen Ritterschaft in Rastadt anwesend war **). „Niemand zweifelt, daß die Masse

*) S. 169.

**) Mein Antheil an der Politik I. 91. und V. 2. S. 207. In der

der Thäter ächte Szekler Husaren waren: kein Verständiger beschuldigt den Hof und die hohen Personen des Kaiserhauses, aber Lehrbach's rohem Character ist es wohl zuzutrauen."

Hier ist nun eben so wohl als von Lang und Montgaillard *) ein bestimmter Mann genannt und ein Weg zur Entdeckung des Geheimnisses angebahnt worden, den wir weiter zu verfolgen haben.

Der Graf Ludwig von Lehrbach war bereits unter der Regierung der Kaiserin Maria Thereſia und ihres Sohnes Joseph II. zu angesehenen Staatsämtern emporgestiegen und hatte unter der nachfolgenden Regierung die einflußreiche Stellung eines kaiserlichen Concommissarius bei der Reichsversammlung zu Regensburg erhalten. Hier, wie schon früher bei den Friedensunterhandlungen in Basel **), war nach dem Zeugnisse eines der vorzüglichsten unter den Mitgliedern des damaligen österreichischen Adels, des Grafen Friedrich Stadion ***), das Bestreben Lehrbach's Alles zu verwirren, alle am Reichstage Angestellte dem Kaiser Joseph II. verdächtig zu machen, und um die Hausmacht Oesterreichs zu vergrößern, alle Bande zu lösen, mit welchen das deutsche Reich und sein Kaiser zusammenhingen. In einer ähnlichen Weise war er, wie schon bemerkt ist, auf dem Congresse in Rastadt aufgetreten, „innerlich zaghaft, aber nach außen trotzig, ein durch die roheste Com-

---

letztern Stelle wird zur Beantwortung der Frage: à qui, à quel personnage attribue-t-on en France le massacre des plénipotentiaires au sortir de Rastadt, die Antwort Talleyrand's angeführt: au baron de Lehrbach.

*) Memoir. I. 347. Montgaillard Histoire de France T. V. p. 174.

**) Schlosser's Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts IV. 713.

***) In der unter dem Namen: Peter Orry dem Kaiser Joseph II. im J. 1785 überreichten freimüthigen Darstellung verschiedener Reichsgebrechen und Betrügereien mehrerer Minister, die in den „Lebensbildern aus dem Befreiungskriege" III. 63—78. wiedergedruckt ist. Ueber die drei Gebrüder Lehrbach s. ebendas. III. 140.

promittirung ſich ſelbſt der trefflichſten Werkzeuge beraubender Egoiſt, ohne Moral, ohne einen einzigen ihm eigenthümlichen Gedanken" *). Er war höchſt anmaaßend gegen die Schwächern im Vertrauen auf den Einfluß, den er im Wiener Cabinette als Haus-Miniſter und zugleich als allmächtiger Armee-Miniſter übte, bald brutal, bald ſpöttiſch gegen die deutſchen Fürſten, welche ſich darüber beklagten, daß der Kaiſer den Nutzen Deutſchlands dem eignen Vortheile aufgeopfert habe, und dabei doch kein Feind der krummen Wege in der Politik und geheimer Unterhandlungen mit den franzöſiſchen Diplomaten, obgleich er die ſeit der Mitte des Jahres 1798 in Raſtadt anweſenden drei Geſandten auf das Bitterſte haßte, denn hier war ſeine Anmaaßung auf gleiche Anmaaßung geſtoßen und ſein höhniſch-verachtendes Weſen hatte in der Grobheit der damaligen franzöſiſchen Diplomatie ein ihm unerträgliches Gegengewicht gefunden. Man darf daher wohl annehmen, daß ein Mann, wie Lehrbach, der durchaus nicht gewohnt war ſich in ſeinen Planen durch Hinderniſſe ſtören zu laſſen, auch in der Wahl geheimer Mittel, um ſich von ſolchen Feinden zu befreien, nicht ängſtlich geweſen ſeyn wird.

Hören wir die weitern Berichte der Zeitgenoſſen, ſo hat Graf Lehrbach mit dieſen unangenehmen Eigenſchaften zugleich ein ſehr abſchreckendes Aeußeres verbunden. Der Kopf, heißt es **), war oben chineſiſch, unten afrikaniſch, die Farbe zigeuneriſch, ein treuer biographiſcher Abriß — die dünnen Locken

*) Hormayr's Worte im Taſchenbuche für die vaterl. Geſchichte (XXX) XII. S. 425. und in der Geſchichte Andreas Hofer's I. 78. M. vgl. über Lehrbach Napoleons Worte in den von Montholon herausgegebenen Memoiren IV. 201. der Berlin. Ueberſ.

**) Lebensbilder aus den Befreiungskriegen I. 323 f. und ebenſo in den ſo eben angeführten Stellen aus zwei andern Hormayr'ſchen Werken. Die Worte Lang's ſtehen in ſeinen Memoiren I. 322., aber auffallend iſt, daß es ganz dieſelben ſind, deren ſich Hormayr in dem früher gedruckten Taſchenbuche bedient hat.

wie zwei Kinderkanönchen und das dünne, correcte Zöpfchen wie ein Wetterableiter himmelwärts trachtend — ganz in Bewegung, eine beständige Hopsanglaise, damit in diesem Menschen doch irgend etwas vorwärts und aufwärts strebe! — wenige Kenntnisse, die Formen eckigt und stachelig und selbst in der Freundschaft unangenehm." Ebenso schildert den Grafen der Ritter von Lang; in wie weit Haß und Leidenschaft in den Schilderungen beider Männer die Feder geführt haben, vermögen wir nicht zu entscheiden. Ein für Bayern eingenommener, wahrheitsliebender Geschichtschreiber, Zschokke *), nennt den Grafen Lehrbach einen feinen, beredten Beobachter und Weltmann von dem größten Einflusse auf den Kurfürsten Karl Theodor.

Wir kehren hiernach zur weitern Entwickelung der Antriebe und Ursachen des Ueberfalls zurück.

Bekanntlich war es neben der Betreibung allgemeiner Friedensunterhandlungen auf dem Congresse zu Rastadt das besondere Streben des österreichischen Cabinets gewesen, seine alten Plane zur Besitznahme des größten Theils von Bayern zu verwirklichen und endlich durchzusetzen, was Joseph II. schon zwei Mal vergeblich angefangen hatte. Ein so fester Minister als der Freiherr von Thugut, dem die Gewalt als das einzig Unfehlbare und Ewige galt, dessen Politik weder Tugend noch Laster, sondern nur Mittel kannte, und der eine so gründliche Menschenverachtung besaß, verfolgte dieß Ziel mit Hartnäckigkeit, Lehrbach war in Alles eingeweiht und sein treuester Helfer **). Beide Männer betrachteten die Gewinnung

*) Bayerische Geschichten Bd. 6. S. 107 f. 112 f. (Bd. 36. der sämmtl. Werke).

**) Wir haben hier einige Ausdrücke aus der ausgezeichneten Charakteristik Thugut's in den Lebensbildern aus dem Befreiungskriege I. 317 ff. uns angeeignet. Ueber diese österreichischen Absichten lesen wir eine nach des Verfassers Worten „actenmäßige" Darstellung ebds. I. 154 ff. 186.

Bayerns als das Werk und die Aufgabe ihres politischen Lebens. Hierzu war nun Alles seit dem Frieden zu Campo Formio auf das Beste eingeleitet, und ganz Altbayern, nicht bloß das durch einen geheimen Artikel *) an Oesterreich abgetretene Innviertel von dessen Truppen besetzt, über den Besitz des übrigen Landes aber hatte Graf Cobenzl mit Francois von Neufchateau in den ersten Juniustagen 1798 zu Selz verhandelt. Der französische Abgeordnete versprach den Oesterreichern ganz Bayern zwischen den Flüssen Inn und Lech, Tyrol und der Donau mit Ingolstadt und Regensburg als Brückenköpfen, der bisherige Kurfürst von Bayern sollte dafür ganz Franken bekommen und in Mergentheim eine Contiguität mit seiner Rheinpfalz und die Oberpfalz behalten, Preußen für Ansbach und Baireuth durch Hildesheim, Paderborn und Münster entschädigt werden — so ward damals mit deutschen Ländern ein schändliches Spiel getrieben. Während nun Cobenzl mit diesem Tauschvertrage nach Petersburg geeilt war, fand Lehrbach den Kurfürsten von Bayern, Karl Theodor, dem die Versorgung seiner natürlichen Kinder mehr galt als das Wohl seines Landes, jenem Plane gar nicht abgeneigt. Trotz der offenbaren Lauheit, mit welcher der französische Unterhändler aus Selz geschieden war, verblendeten sich doch Thugut und Lehrbach über die nahe Erreichung ihrer Wünsche, als plötzlich Karl Theodor am 16. Februar 1799 am Spieltische von einem Schlagflusse getroffen ward. Statt seiner trat nun der Herzog Max Joseph von Zweibrücken, ein von aller Welt geliebter aber von Lehrbach tödtlich gehaßter Fürst mit herrlich blühenden Söhnen und Töchtern, wie sie Bayern

---

und III. 138 ff. und über Thugut noch Schlosser's Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts IV. 625.

*) Martens Récueil VII. p. 216. vgl. Zschokke a. a. O. S. 246. und die Lebensbilder III. 157 f.

seit einem Jahrhundert nicht gesehen hatte, als Herr von Bayern auf und hielt am 12. März seinen feierlichen Einzug in München.

Eine so überraschende Veränderung hatten Thugut und Lehrbach nicht erwartet. Ihre Plane auf Bayern schienen gescheitert, wenn es ihnen nicht gelang durch irgend einen Verdacht oder Anklage verrätherischer Verbindungen mit Frankreich die Nachfolge Maximilian Joseph's zu hindern. Freilich immer kurzsichtig genug. Denn selbst angenommen, daß eine solche Verbindung Statt gefunden hätte, was wollte das österreichische Cabinet, das sich selbst in so undeutsche Unterhandlungen mit Frankreich eingelassen hatte, dadurch gewinnen? Die Acht konnte der Kaiser doch wahrlich nicht gegen Maximilian Joseph aussprechen, höchstens gewannen Thugut und Lehrbach Zeit und die österreichischen Truppen blieben in Bayern stehen.

Zu solchen Nachforschungen hatte Lehrbach alle Mittel in Händen. Denn er stand an der Spitze einer geheimen Polizei, welche alle Deutsche, die man als Anhänger der Franzosen betrachten zu müssen glaubte, beobachtete, sogar Männer, wie den Coadjutor Dalberg, den sächsischen Minister Edelsheim und andere belauerte, vor allen aber die Spuren einer allemannischen Republik verfolgte, deren Bildung unter französischem Einflusse man in Süddeutschland fürchtete und als deren Präsident der würtembergische Regierungsrath Georgii bezeichnet war *). Für solche Zwecke gebrauchte Lehrbach zahlreiche Spione und diplomatische Agenten, wie sie damals häufiger als jetzt in den Geschäften mitliefen und bezahlt oder unbezahlt eine geheime und wahnvolle Kundschafterei trieben, die wir jetzt in ihrer ganzen Erbärmlichkeit kennen. Lehrbach hatte sogar mit Doppelspionen zu thun, deren einer der

*) Eberh. Fr. von Georgii starb zu Stuttgart am 26. Mai 1841 als Ehrendirector des Obertribunals.

berüchtigte bonapartische Spion und Polizeimann Schulmeister war, der sich später (1805) rühmte ihn tüchtig betrogen und namentlich über die französischen Gesandten in Rastadt nur Falsches gesagt zu haben. Sind wir nun gleich eben so wenig als der Verfasser der Lebensbilder aus den Befreiungskriegen *) geneigt diesen Prahlereien eines Erzbetrügers zu glauben, so ließ sich doch sonst eine solche Doppelzüngigkeit mit jener Art von Zwischenträgerei, die mit Leben und Ehre spielte, und die für den Verrath, welchen sie brachte, mit einem andern, neu empfangenen wieder abging, ganz gut zusammenreimen. Mit einem Worte also, Lehrbach glaubte in dem Archive der französischen Gesandtschaft Papiere zu finden, die ihm verrätherische Verbindungen des jetzigen Kurfürsten von Bayern und anderer deutscher Staaten mit Frankreich aufschlössen, jenen als Reichsfeind bloßstellen und also die Besitzergreifung Bayerns von österreichischer Seite rechtfertigen würden **); vielleicht auch dachte er Einsicht in geheime Verhandlungen des preußischen Cabinets mit dem französischen Directorium (denn in jener Epoche der unredlichsten Politik traute kein Staat dem andern) zu erhalten. Weit weniger wahrscheinlich erscheint uns die Ansicht Lang's ***), daß Lehrbach diesen Mordanfall im Auftrage der Engländer befohlen habe, denen ein solches tragisches Schauspiel der Wuth und Rache als ein Pfand der erneuerten, unversöhnlichen Feindschaft zwischen Frankreich und Deutschland galt. Mochte ein solches Gerede auch bei Un-

*) III. 134 f.

**) Die bayerschen Staatsmänner Zentner und Mieg, die in Rastadt anwesend waren, werden vom Verfasser der Geschichte Andreas Hofer's (I. 176) mit bestimmten Worten als Vertreter dieser Ansicht genannt.

***) I. 348. In ähnlicher Weise hat ein englischer Schriftsteller, Hazlitt (Leben Napoleon's I. 371. Uebers.), die Ursachen des Ueberfalls auslegen wollen und den österreichischen Hof angeklagt; der deutsche Uebersetzer hat ihn hier bereits widerlegt.

unterrichteten im Jahre 1799 umlaufen, so durfte doch ein Geschichtsforscher, wie Lang, eine so durchaus unbeglaubigte Erzählung nicht mehr in weit späterer Zeit niederschreiben, ohne sich um jedes Vertrauen in seinen Berichten über die Rastadter Angelegenheiten zu bringen. Seine Stellung in Rastadt war überhaupt nicht danach, wichtige Aufschlüsse geben zu können.

Wir glauben jetzt mit Benutzung aller uns zu Gebote stehenden Mittel wahrscheinlich gemacht zu haben, daß der Anfall der französischen Gesandten nicht ihnen selbst, sondern ihren Papieren gegolten hat. Daß man keine Beweisstücke von Wichtigkeit bei ihnen fand beweist der Umstand, daß solche von österreichischer Seite nicht bekannt gemacht worden sind, was doch in Aussicht zu erreichender Vortheile gewiß nicht unterblieben wäre. Der Erzählung, daß die geheimsten Papiere von den Gesandten in der Nacht vor ihrer Abreise verbrannt, die übrigen aber bei der preußischen Gesandtschaft niedergelegt worden wären *), vermögen wir ohne weiteren Beweis keinen Glauben beizumessen. Daß eine solche Wegnahme von Papieren nicht ohne thätliche Mißhandlung der betheiligten Personen, nicht ohne Blutvergießen geschehen konnte, war zu vermuthen und nur ein Mann, der, um den Zweck zu erreichen, kein Mittel scheute, konnte sie gebieten und gerade von einer Reiterschaar ausführen lassen, die durch die Rohheit ihrer Sitten bei Freund und Feind gefürchtet war.

Aber eben diese Ausführung selbst? Konnte sie ohne den gemessensten Befehl des Oberfeldherrn geschehen, der doch nach den untrüglichsten Zeugnissen nicht ertheilt worden ist? Durfte sie ein Unterbefehlshaber ohne große, eigne Verantwortung auf sich nehmen?

Und doch ist dieß geschehen. Denn wir entnehmen jetzt

*) Lebensbilder I. 160.

aus den Lebensbildern aus dem Befreiungskriege *) die mit voller Sicherheit gegebene Nachricht, daß der damalige Feldzeugmeister Anton Mayer von Heidenfeld, der zwischen dem Presburger und Wiener Frieden Generalquartiermeister der Armee war und vor wenigen Jahren als Commandant zu Brood an der türkischen Gränze gestorben ist, mit der Oberleitung des Ganzen beauftragt gewesen sey. Der Verfasser der Lebensbilder hat es mehrmals aus seinem eignen Munde gehört, daß ihm geheime Befehle zur Ausführung des Anfalls zugekommen wären, nach denen er, ohne sich um die Ursache zu bekümmern, die Schwadron des Rittmeisters Burkard von dem Szekler Husaren-Regimente des Obersten Barbaczy dazu befehligt habe, bei welcher noch die Officiere Doldalagy, Dragoetzky und Kereßdes (wenn er sich dieses Namens recht erinnere) gestanden hätten. Ganz geheim sey übrigens die Sache nicht geblieben, der Oberkriegs-Commissar Bloch, der Feldzeugmeister Duca, der nachmalige salzburgische Hofkanzler Bleul und andere einflußreiche Männer der geheimen Kriegskanzlei und des Generalstabes mußten um die Sache gewußt haben. Wenn nun ein solches Verfahren aller militärischen Ordnung zuwider zu seyn scheint, so dürfte dasselbe doch in der österreichischen Heerverfassung nicht ungewöhnlich seyn. Denn aus der Kriegsgeschichte dieses Landes ist bekannt, daß oft Feldherrn, wie Prinz Eugen von Savoyen, Laudon, und selbst der Erzherzog Karl, durch die Vorschriften des Hofkriegsrathes in Wien beschränkt worden sind und daß derselbe über einzelne Heeresabtheilungen ohne Rücksprache mit dem Oberbefehlshaber verfügt hat. Bedenkt man noch hierzu, daß Lehrbach Armeeminister war und mit dem allmächtigen Staatsminister Thugut auf das Innigste verbunden, so dürfte ein Antheil höherer österreichischer Officiere an dem Rastadter Unternehmen, ohne Mit-

*) I. 158. III. 129.

wissen des Erzherzogs Karl, durchaus nicht so ganz außer den Gränzen der Möglichkeit gelegen haben. Die Gemeinen thaten dann, was ihnen befohlen war, wenn auch einige mit widerstrebendem Herzen, wie jener alte Husar, dessen oben gedacht worden ist. Und auch des Obersten Barbaczy Benehmen, sein Bedauern über die That und sein Verdruß über den nächtlichen Anfall erscheinen unter solchen Voraussetzungen in einem bessern Lichte als wenn man einen freien Antheil an der Mordthat annimmt. In dieser Beziehung wollen wir hier noch einer Stelle aus einer Memoirensammlung *) geden-

*) Mémoires tirés des papiers d'un homme d'Etat sur les causes secrètes qui ont determiné la politique des cabinets dans les guerres de la révolution. Paris 1828—1834. T. VII. p. 238 sv. Die Zusammensetzung dieser dreizehn Bände aus den Memoiren Bertrand's de Moleville, Dumouriez und andrer, so wie überhaupt die Art ihrer Entstehung und die unerlaubte Benutzung handschriftlicher Nachrichten auf schlechtem Wege haben Varnhagen von Ense: Zur Geschichtschreibung u. Literatur S. 387—400. und Ranke in der histor. polit. Zeitschrift II. 1. S. 52—63. auf das Genügendste nachgewiesen. Ueberdieß ist in Schöll's Biographie im achten Bande des Neuen Nekrologs der Deutschen Alphons von Beauchamp als der eigentliche Verfasser genannt, spätere Pariser Mittheilungen (Blätter für liter. Unterhaltung 1841. Nr. 136. und 1845. Nr. 99.) nennen zwei als Compilatoren von Memoiren nicht unbekannte Schriftsteller, den Grafen d'Allonville und Michaud, deren erstrer, ein Mann von altem Adel, in den Pariser Bücherverzeichnissen seit dem Jahre 1839 ganz öffentlich als ihr Herausgeber genannt wird und in diesem Jahre selbst seine Mémoires secrèts de 1770 à 1830 bekannt gemacht hat. Hiernach dürfen die Angaben Gagern's (der zweite Pariser Frieden I. 159.), daß der Leibarzt Koreff die Materialien zu den ersten Bänden aus Hardenberg's Papieren geliefert habe und Hormayr's (Anemonen II. 84.), daß diese Memoiren dem Nachlasse Hardenberg's auf keinen Fall ganz fremd wären, nur mit Beschränkung angenommen werden. Einzelne Actenstücke in dem genannten Buche, Depeschen, Erklärungen und Instructionen mögen immerhin auch als wichtig gelten. Denn nur so konnte der Graf von Münster an den Freiherrn von Hormayr am 7. September 1836 (Lebensbilder aus den Befreiungskriegen III. 643.) nach Erwähnung eines merkwürdigen Zuges „französischer Insolenz und Gedankenlosigkeit" schreiben:

ken, die, obgleich ein berühmter und edler Staatsmann eine Zeit lang als ihr Verfaſſer genannt worden iſt, doch an ſehr vielen Stellen den Stempel der Unwahrheit und den Character einer Buchmacherei vom gewöhnlichen Pariſer Schlage trägt, indem ſie im Ganzen nichts Wahrhaftes oder Großes enthält, wodurch die bisherige Anſicht des Geſchichtsganges verändert würde oder der Zuſammenhang der Ereigniſſe ſich neu darſtellte. Am erheblichſten iſt noch die Darſtellung mancher Schattenſeiten in der damaligen Staatskunſt, wohin denn auch mehrfache Mittheilungen der damals vom preußiſchen Hofe beſoldeten diplomatiſchen Agenten gehören, die ſich bei den Mächtigen Zutritt und Gehör zu verſchaffen gewußt hatten, weil ſie durch allerhand Umtriebe und Ränke wichtige Nachrichten verſchaffen zu können behaupteten. In einem ſolchen Briefe eines im Ganzen beſſer unterrichteten Beobachters an den damaligen Grafen von Hardenberg vom 12. Mai 1799, den der Baron von Martens in ſeiner ganzen Länge hat abdrucken laſſen, wird unter andern bezeugt, daß die Mörder öſterreichiſche Huſaren geweſen wären, daß ſie nur den Auftrag gehabt, ſich der Papiere der Franzoſen zu verſichern und daß ſie bis jetzt (vierzehn Tage nach dem Anfalle) durchaus ſtraflos geblieben wären. Dann heißt es weiter: que dire maintenant de l'Autriche? Certes, elle parait avoir eu seule un puissant intêret à commettre cette horrible action; seule elle avait à cacher des menées secrètes et basses; seule elle devait vouloir faire taire les négociateurs français et s'emparer de leurs papiers. Elle ne pouvait se disculper d'une terrible et publique accusation que par le recherche, le procès et la punition des assassins. Est-ce de cette manière qu'elle en agit? Qui maintenant aurions nous à désigner comme

„ſollte man nach einer ſolchen Ineptie noch eine Zeile in dem Geſchmiere dieſes Redacteurs weiter leſen, wenn er nicht ſchätzbare Documente lieferte."

l'auteur du crime? Ce n'est assurément point l'empereur Francois II., le plus honnêt homme d'un empire peuplé de gens très honorables, non ce n'est point cet auguste modèle de probité, de justice, d'humanité? Mais a-t-il jamais sondé toutes les profondeurs de la conscience de son ministre Thugut et les sales menées de l'agent revolutionnaire Poterat sur les négociations entamées près du directoire? Ce ne serait pas davantage le loyal archiduc Charles, que nous oserions désigner tel; mais avait-il découvert dans ses campagnes de Flandre les coupables intrigues de Fischer? Soupconnait-il les mystères de l'évacuation de la Belgique et la vente pour six millions des quatres places conquises sur la frontière du nord de la France, au prix de tant de sang autrichien? *) Je n'en dirai pas d'avantage; car qui se permettrait, sans preuves positives, d'accuser un gouvernement toujours respectable et des ministres dont plusieurs méritent nôtre éstime?

In die Reihe ebenfalls unbeglaubigter und faſt unglaub-

*) Wir geſtehen dieſe Andeutung nicht zu verſtehen und möchten eben ſo wenig eine Berichtigung des franzöſiſchen Herausgebers anerkennen, der hier eine Verwechſelung mit den Geldſummen annimmt, durch welche die Gräfin von Lichtenau, die Geliebte Friedrich Wilhelm II. von Preußen, von franzöſiſcher Seite vermocht worden ſey, dieſen König im Herbſte 1792 zum Rückzuge aus der Champagne zu bewegen. Das iſt nun eins von den Geſchichtchen dieſer Memoiren, wie ſie die Neugierde wohl glaubt, aber kein ordentlicher Geſchichtſchreiber annehmen wird. Daß in den Kriegen der zweiten Coalition das engliſche Geld nur zu oft der Kitt und die Berechnung des Gewinnes der Sporn in den Cabinetten der Verbündeten geweſen iſt, iſt leider! nur zu wahr, aber die Franzoſen dachten damals nicht daran mit Gold über ihre Feinde zu ſiegen. Was übrigens die sales menées des Marquis von Poterat anbelangt, ſo kann man aus den ſonſt wenig bedeutenden „Denkwürdigkeiten aus den letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts“ (Schaffhauſen 1840) in Nr. 3. manche thatſächliche Nachrichten über dieſe Erbärmlichkeiten entnehmen.

licher Erzählungen gehört eine Mittheilung des französischen Academikers Arnault *), die wir bei Martens als ein document très remarquable et ignoré jusqu'alors bezeichnet finden. Ein bayerischer Legations-Secretair, Graf von A., habe im Frühlinge 1799 in München eine Nacht (par hasard) im Wirthshause zum goldnen Hirsche zugebracht, wo er bald bemerkte, daß nur eine sehr schwache Flügelthüre ihn von dem Nebenzimmer trennte. In dasselbe sey am folgenden Tage Graf Lehrbach mit seinem Secretair Hoppe eingezogen und der bayerische Diplomat habe am Abend durch die leichte Wand ihr Gespräch belauscht. Es wäre dem österreichischen Hofe (so sey der Inhalt desselben gewesen) Alles daran gelegen von den geheimen Verbindungen deutscher Reichsstände mit Frankreich Kunde zu erhalten. Der Minister Thugut habe dem Grafen Lehrbach volle Macht ertheilt nach Gutdünken zu verfahren und dieser beschlossen die französischen Gesandten zwischen Rastadt und Selz anhalten und ihrer Papiere berauben zu lassen. Der Erzherzog Karl habe dazu alle Theilnahme verweigert und nur erst auf Thugut's ausdrücklichen Befehl nachgegeben, worauf dann der Oberst Barbaczy mit der Ausführung beauftragt worden sey. Jetzt erwarte man nun die Ankunft des Eilboten, der die Nachricht von dem glücklichen Ausfalle bringen müsse.

Der bayerische Diplomat hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Inhalt dieser Unterredung dem Minister v. Montgelas mitzutheilen, worauf ihm die Weisung zuging sich fortwährend seinen Platz an der Thüre zu sichern und bis zu Ende zuzuhören, wenn er auch nicht schlafen könnte und vor Hunger sterben sollte. Der Diplomat gehorchte.

Am folgenden Tage zeigte Lehrbach dieselbe Unruhe und

*) Mémoires d'un sexagénaire. 4ème livraison. Paris 1833. Martens a. a. O. S. 159—161.

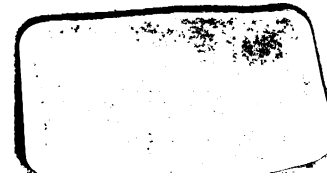
Besorgniß, bis endlich um Mitternacht der Eilende anlangte und vom Secretair seine Botschaft laut vorgelesen wurde, woraus dann der Horchende den Ausgang des Anfalls auf das Deutlichste vernahm. „Ich bedauere", hörte er den Grafen Lehrbach sagen, „daß der treffliche Roberjot getödtet ist. Ich hatte den Leuten nur aufgetragen den hochmüthigen Bonnier mit einer Tracht Schläge abzustrafen." Aber nach kurzer Bemitleidung brach er in die Worte aus: „jetzt wird Oesterreich seine Feinde kennen lernen. Lassen Sie uns zu Bette gehen." Alles dieß sey nun sofort dem Grafen Montgelas hinterbracht worden.

Trotz der Versicherung Arnault's, daß sich diese Nachweisung (ce renseignement curieux) noch jetzt in den Archiven des bayerischen Ministeriums befindet, sind diese geheimen Aufschlüsse von der zweifelhaftesten Beschaffenheit und erwecken kein großes Vertrauen zu der Einsicht und Kritik des Verfassers. Mögen auch dergleichen Horchereien in der Geschichte der niedern Diplomatie und Kundschafterei nicht ganz ungewöhnlich seyn und ist manches wichtige Geheimniß durch Kammerdiener und Maitressen erlauscht worden, so stellen sich doch in unserem Falle zu viele Unwahrscheinlichkeiten dieser Wirthshausunterhaltung des Grafen Lehrbach entgegen, als daß wir an ihre Richtigkeit glauben können. Außerdem bemerken wir noch zweierlei. Arnault sagt mit echt französischer Sicherheit: on sait qu'à cette époque la Bavière, habilement gouvernée par Maximilien et M. de Montgelas, son ministre des affaires étrangères, était pour la France. Aber Maximilian Joseph, der vor wenigen Wochen (am 12. März 1799) erst die Regierung in Bayern angetreten und eine der schwersten Aufgaben für einen Landesherrn aus der Hand der Vorsehung empfangen hatte, war damals eben so wenig im Herzen gut französisch als er es in seinem ganzen Leben gewesen ist. Freilich konnte er gegen Oesterreich, dessen Truppen

fast ganz Bayern besetzt hatten und stündlich auf den Befehl zur einstweiligen Besitznahme harrten, nicht die freundschaftlichsten Gesinnungen hegen, aber ein geheimes Einverständniß mit Frankreich war ihm durchaus nicht zur Last zu legen, und das neuerlich bekannt gemachte Handschreiben Kaiser Paul's I. von Rußland an seinen Feldmarschall Suwarow *) war nur ein augenblicklicher Zornesausbruch, der sich eben so geschwind wieder beschwichtigen ließ als er entstanden war. Zweitens besaß Graf Montgelas allerdings schon damals die Gunst und das Vertrauen seines Herrn, dem er bereits in Zweibrücken als Privat-Secretair gedient hatte, in einem hohen Grade; daß er aber schon damals den Titel eines Ministers geführt und ein vollständiges Ministerium mit Gesandtschafts-Secretairen und Legations-Räthen sich eingerichtet hatte, ist billig zu bezweifeln. Man weiß aber, wie wenig genau es die Franzosen in solchen Sachen nehmen. Ja, man könnte zum Schlusse überhaupt fragen, ob denn Graf Lehrbach damals wirklich in München anwesend gewesen sey.

Wir haben das Rastadter Ereigniß von seinem Anfange an beschrieben und die Aufschlüsse gegeben, welche uns zu Gebote standen. Die dunkle That kann auf keine Weise in Schutz genommen, der Angriff auf die Unverletzlichkeit der Gesandten durch nichts vertheidigt werden, wie schlimm auch immer die Zeiten waren, wo sich die edelste Sache, die des Vaterlandes, so verwickelt hatte, daß man aus Noth, und um sich vor Verrath zu schützen, furchtbare Schläge führen mußte. Mögen wir solche Zeiten in Deutschland unter keiner Gestalt wiederkehren sehen!

*) Lebensbilder III. 153. 154.

Leipzig, Druck von Wilh. Vogel, Sohn.

40611816